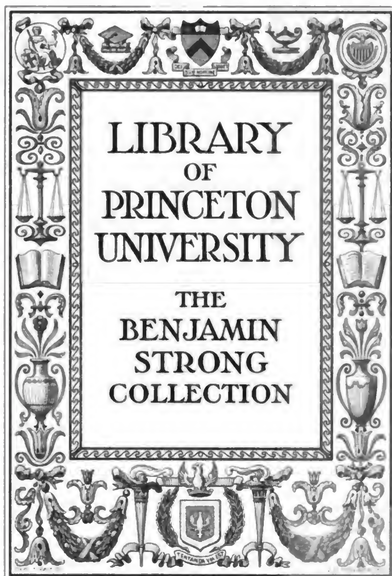
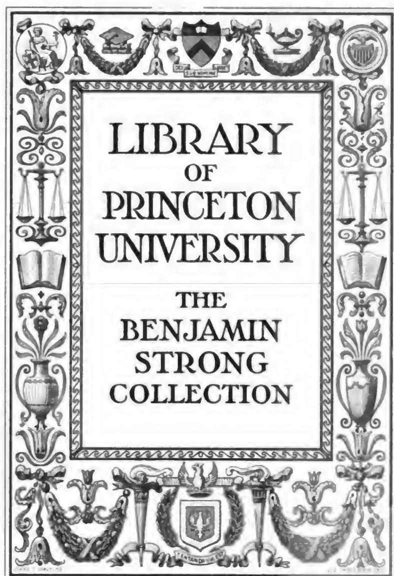

PRINCETON UNIVERSITY LIBRARY
DUPL
32101 037017090


LIBRARY
OF
PRINCETON
UNIVERSITY
THE
BENJAMIN
STRONG
COLLECTION




LIBRARY
OF
PRINCETON
UNIVERSITY
THE
BENJAMIN
STRONG
COLLECTION

Denkwürdigkeiten

aus der

Lebensgeschichte

des

Kaiserl. Russischen Etatsrath

M. A. Weikard

Nach seinem Tode zu lesen

Frankfurt und Leipzig

1802

Vorbericht des Herausgebers.

Es mag eine besondere Grille des Verfassers gewesen seyn, daß er verlangte auf das Titelblatt zu setzen: „nach seinem Tode zu lesen.“ Er wußte aber hierbey zwey nicht ganz zu verwerfende Beweggründe anzuführen: Erstlich weil selten eine Schrift noch nach dem Tode des Verfassers verbrennt wird; zweytens weil er (vielleicht nicht ohne Grund) besorgte, daß seine Denkwürdigkeiten ihm häufige Feinde zuziehen möchten.

Der Verfasser war überzeugt, daß er Wahrheiten geschrieben hätte, und war noch fester überzeugt, daß Niemand sich unterstehen dürfte, bedeutende Wahrheiten vorzubringen, ohne sich grimmige Feinde und Verfolgungen auf den Hals zu ziehen, wogegen sich vermuthlich der Verfasser verwahren, und zuvor seinen Feinden entwischen wollte.

Sollte nun jemand diese Schrift schon bey Lebzeiten des Verfassers zu lesen unternehmen, und darüber seine Galle (etiam muscis sua bilis inest) in Bewegung setzen; so würde er wenigstens sehr

unbillig handeln, wenn er den Verfasser, welcher blos die Absicht hatte, von dem christlichen Spruche: de mortuis nil nisi bene, gleich so vielen Andern profitiren zu können, seinen Zorn wollte empfinden lassen. Solcher Leser hätte ja lieber die Zeit noch abwarten können, bis der nun bald sechzigjährige Verfasser die Welt verlassen hätte; oder er hätte es ignoriren sollen, was er gelesen hatte.

Ich meines Theils glaube auch allerdings Ursache zu haben, dafür zu halten, daß es einige Sensation machen, und von dem größten Theile der Leser gar nicht mit Gleichgültigkeit aus den Händen gelegt werden wird, welches aber nicht meine, sondern des Verfassers Sache ist. Uebrigens kann doch Niemand dem Verfasser absprechen, daß er in allen seinen Schriften und Unternehmungen meistens suchte auf der Landstraße zu bleiben, und immer seinem Axiom getreu war. „Allzuklug ist dumm.“

Der Herausgeber.

Geburt, Knabenalter.

Sehr oft, wenn ich die Lebensgeschichte eines Sterblichen oder meine eigene in Erwägung nahm, fiel mir der unselige Gedanke ein, voraus zu untersuchen, ob es wohl nicht besser gewesen wäre, gar nicht geboren zu seyn? Freylich würde hier jeder als Egoist antworten, so wie er seine oder seiner Nebenmenschen Lage als glücklich oder unglücklich betrachtet. Mich dünkt, wer die ältere und neuere Geschichte der Völker, die Geschichten des menschlichen Lebens, des Mordens, der Unterdrückung und Vertilgung, bis auf unsere Zeiten theilnehmend erforscht, sollte hier in seinem Urtheile nicht lange zweifelhaft bleiben. Wir werden geboren in der zuversichtlichen Voraussicht, daß wir nach mancherley Umschweifen wieder in den Zustand kommen, in welchem wir waren, bevor wir geboren wurden. Unterdessen giebt es Menschen, welche in verächtlicher Sklaverey, in dürftigen und übel beherrschten Ländern, in Druck, Hunger und Kummer leben, dennoch zufrieden sind, und ihrem Vaterlande oder ihrer Nation vor jeder andern den Vorzug geben. Man sieht also hieraus, daß es am besten ist, hierüber jedem seine Meynung zu lassen.

über Einfluß und Verschiedenheit des Klima, über dessen Wirkung auf Verstand, Sitten und Leibesbeschaffenheit, ist geschrieben worden, obwohl vielleicht auch in dieser Rücksicht bey den Weltbevölkerern manche Reflexion und Vorsicht möchte erforderlich seyn. Doch scheint mir hier eine Erinnerung von großer Wichtigkeit, nämlich, daß jeder Vater sich bestreben sollte, seine Pflänzchen in ein großes, gut regiertes Land, in einen Staat, wo sich vielerley Resourcen zu Gewerbe und Unterkunft finden, abzusetzen.

Was kann es helfen, einen Sohn von großen Talenten gezeugt zu haben, wenn er in einem Lande eingepflanzt ist, wo man nichts als ganz kleine Talente nützen kann? Was hilft es, einen an Kenntnissen reichen und denkenden Kopf zu besitzen, wenn Kenntnisse und Denken im Lande als Kontrebande betrachtet werden; wenn es Gesetz ist, seine Vernunft zu verläugnen, oder sich die Flügel abzuschneiden, mit welchen man geboren ward? Künstlergenie, Handlungsgeist, Herzhaftigkeit, sind unnütze Möbeln, wo weder Kommerz noch Kunstliebe und Geschmack im Lande sind. Die beste Erziehung ist fruchtlose Arbeit in einem Lande, wo der gutgerathene Sohn weiter zu nichts geboren zu seyn scheint, als sich zum Soldaten zurecht prügeln, oder endlich von dem geldhungrigen und vernunftlosen Landesvater, gleich einem Sklaven oder Stück Hornvieh an den Meistbiethenden, oder an eine fremde Macht,

welche den Menschenwerth klüger zu berechnen weiß, verkaufen zu lassen. [2]

Wer alle dergleichen Schwierigkeiten wohl erwägt, sollte es vielleicht für das Vernünftigste halten, gar keine Kinder auf die Welt zu setzen.

So viel hat einmal seine Richtigkeit, daß man in einem kleinen Lande auch kleine Ideen bekommt. Man ist kleinstädtisch, in vielen Weltgebräuchen unwissend, schüchtern, anstaunend, und spielt beym ersten Eintritte in eine große Stadt, oder in eine hellere Weltgegend, eine gar arme, lächerliche, oft verächtliche Rolle.

2 Kein Fürst hat wohl noch berechnet, wie viel Schaden er seinem Lande durch Entziehung so vieler kräftiger Menschen zufügt. Die Engländer blenden ihn durch Guineen und verachten ihn. Am Ende des Peloponnesischen Krieges hatten die Spartaner, des Friedens wegen, einen Gesandten nach Athen geschickt, welcher niederträchtig genug dachte, heißt es irgendwo, zu gestehen, daß seine Mitbürger nicht anders als mit Hülfe der Persischen Subsidiengelder, den Krieg auszuhalten vermögend wären. Es ist schon eine schlechte und niederträchtige Handlung, wenn sich ein Bürger außer dem Vaterlande einer fremden Macht in Sold giebt: aber weit schlechter ist es, wenn Regenten selber mit den Bewohnern des Landes diesen ruchlosen Handel treiben, wodurch sie selbst den Soldatenstand äußerst verächtlich gemacht haben. Ich sprach einstens mit einem vornehmen, sehr reichen, nun verstorbenen Manne, von unsern niederträchtigen Stockfischkrämern, welche zum größten Nachtheile des Vaterlandes und zur Schande der Menschheit ihr Volk an England verkaufen. Ce sont des gueux, sagte er: aussi Princes qu'ils sont. Der Mann kannte die Welt, war sehr reich, und Graf; er getraute sich also laut zu sagen, was Andere denken mochten.

Der Einwohner eines kleinen Landes muß den ganzen Umfang seiner Thätigkeit oder Talente auf die Gränzen des engen und meistens dürftigen Ländchens einschränken, in welchem er das Unglück hat geboren zu seyn. Ein Anderer in einem größeren Lande findet weit häufigere Mittel zur Bereicherung seines Verstandes, zur Erweiterung seines Wirkungskreises, und hat vielfältige Aussichten, sich Nahrung, Wohlstand und Ehre erwerben zu können. Auch in literarischer Hinsicht kommt es sehr viel darauf an, wie es in dem Lande steht, in welchem wir geboren werden. In Hammelburg und Würzburg hatte ich noch nicht gelernt, in der Aussprache ein b vom p, ein d vom t zu unterscheiden. Außerdem sind in besseren Gegenden den Menschen im gemeinen Leben so viele Wörter und Redensarten geläufig und alltäglich, die zu meiner Zeit ein Hammelburger oder Würzburger erst aus Lektüre oder besonderem Unterrichte lernen mußte. Alles dieses hätte mein Vater wissen und bedenken sollen, bevor er mich auf die Welt gepflanzet hat.

Das Schicksal wollte, daß ich in einem katholischen kleinen Lande auf einem geringen Dorfe mußte geboren werden. Ich bin zwar überzeugt, daß die katholische Religion für vornehmen und gemeinen Pöbel viel Anziehendes hat, da sie mit vielem Sinnlichen, mit häufigen Zeremonien und anderm Außenwerke verbunden ist: doch scheint es für einen vernünftigen Mann, aus der

bürgerlichen Klasse, eine Art von Unglück, darinnen geboren zu seyn, besonders in einem kleinen, von Geistlichen regierten, Lande. Auf dem Verbrechen gegen jedes Kirchengebot haftet die Guillotine (die ewige Verdammniß). Z. B. wenn du am Freytag oder Samstag Fleisch issest, wirst du ewig verdammt (guillotinirt). Wer am Sonn- oder Feyertage keine Messe hört, wird guillotinirt. Wer nicht in der österlichen Zeit vor einem Pfaffen niederkniet, ihm demüthig hererzählt, wie viele Selbstbefleckungen er gemacht, wie viel Mädchen oder Weiber befühlt oder weiter gebraucht hat, wird guillotinirt, u. s. f. Auch schien die ewige Verdammniß, welche auf solche Verbrechen gesetzt war, noch nicht hinreichende Strafe zu seyn. Die Leiche eines solchen Verbrechers gegen manches Kirchengebot sollte auch nicht auf einem geweiheten Kirchhofe begraben werden. Wer wird sich solche Pfaffendespotie gefallen lassen?

Empörend ist es, wenn man etwa einen jüdischen oder protestantischen Delinquenten zum Galgen oder zum Schwerdte führen sieht, wie ihn da katholische Pfaffen begleiten, und bis zum Tode ängstigen, daß er sich zur römischen Religion wenden soll. Was soll man davon halten, daß dieses noch am 29. May 1801. in Mainz bey vier evangelischen Bauern, welche als Judenmörder zur Guillotine geführt worden, ausgeübt wurde? Katholische Pfaffen ängstigten sie so in diesen letzten Augenblicken,

daß wirklich drey davon die katholische Religion annahmen. Man gebe dem Delinquenten einen Geistlichen von seiner Religion, oder gar keinen.

Wenn Kaiser Joseph das Herz gehabt hätte, den Cölibat abzuschaffen, so wäre auch nach und nach das Beichten und das Meiste der Hierarchie von selber weggefallen. Er wollte es aber nicht, wollte durchaus nichts von Aufhebung des Cölibates hören, theils, weil er es nicht verstand, theils um keine Pfarrerswittwen zu ernähren zu bekommen. Im Ganzen, weil sein Herz von Kindheit an mit Andächteley und Katholizismus angefüllt, und er im Grunde, trotz seiner helleren Einsichten, in vielen Dingen, sich doch nicht zu einem ganz richtigen und philosophischen Kopfe umbilden konnte.

Wirklich ist dieser Religionszwang, welcher den Menschen so sehr erniedriget, schuld daran, daß ich nie wieder in einem kleinstädtischen katholischen Lande leben möchte; er ist schuld, daß ich auswärts Aufenthalt suchen muß, und eigentlich kein Vaterland habe.

Ich muß nun zwar gestehen, daß ich, aller Hindernisse ungeachtet, es dennoch, nach meinen Verhältnissen, weit genug in der Welt gebracht habe. Unterdessen ist es mir gewiß weit saurer geworden, als manchem andern, welchem Geburtsort, Erziehung, Religion, Beschaffenheit des Körpers, und so viele andere Umstände günstiger waren.

Ich konnte es für mich als den größten Vortheil rühmen, daß ich von gesunden, ehrlichen und tugendhaften Eltern geboren war. Nicht nur allein das Beyspiel redlicher Handlungen der Eltern, sondern auch ihre physische Körperkonstitution hat Einfluß auf uns, und leitet unsere Handlungen und Gesinnungen. Wenn es bey Hunden, Pferden und Vögeln soviel auf eine gute Race ankommt: warum sollte man nicht auch ähnlichen Einfluß der Eltern auf Kinder bey Menschen erwarten? Jeder Leser wird sich ganzer Familien erinnern, welche alle tapfer, alle groß, stark, heftig, ehrlich, feig, wollüstig, alle Dummköpfe, Heuchler oder Betrüger sind. Pabst Sixt V. mochte an einer solchen Forterbung von Talenten und Neigungen nicht gezweifelt haben, weil er sich mit einer Königin Elisabeth lauter Alexanders zu zeugen getrauet hätte.

Mein Vater war nicht groß, hatte aber völlige und starke Muskeln, festes und hitziges Blut. In der Jugend war er lebhaft, flüchtig; im Alter mit Gliederreißen gequält, und ziemlich zur Hypochondrie geneigt, doch immer noch verhältnißmäßig lebhaft und kraftvoll, und konnte bey Gelegenheit noch sehr lustig seyn. „Ihr „Vater," sagte mir mein Bedienter, als ich aus Rußland kam, „ist ja noch jünger als Sie." Er war nahe an achtzig Jahren, als er von Franzosen bey dem Bauernlärm unschuldig ermordet wurde, und würde zuverläßig hundert Jahre alt geworden seyn.

Als mein Vater noch zu Fuld in die Klassen gieng (Student war, wie man bey Katholiken die Klassiker heißt), war er immer einer der ersten, gewöhnlich der Zweyte im Platze, obschon zu jener Zeit, wo das päbstliche Seminarium noch im Flore war, jede untere Klasse über hundert Schüler enthielt. In seinem bürgerlichen und häuslichen Leben war er durchaus ehrlicher, gutherziger, redlicher Mann, welcher alles an seine Kinder wendete, und ihnen von den ersten Jahren an, täglich Beyspiele ehrlicher und wohlthätiger Handlungen gab. Er reichte jedem das Seinige, schützte, soviel er konnte, den Bedrängten, und half den Dürftigen. Alles dieses that er mit einer stillen Bescheidenheit, als wenn er gar nichts, oder blos seine Pflicht erfüllt hätte. Er hatte gesunden Menschenverstand, hieng aber leider! auch noch stark an Aberglauben und Vorurtheilen, welche zu jener Zeit in geistlichen katholischen Ländern noch so allgemein herrschten. Konnte ja selbst Sokrates zu seiner Zeit und in seinem abergläubischen Griechenlande an einen Genius, an Visionen, glauben; konnte in allen Dingen, deren Ausgang ungewiß war, seinen besten Freunden, selbst dem Xenophon, rathen, die Orakel zu befragen! Mein Vater war übrigens nicht gleißnerisch-fromm, doch sah ich ihn sehr oft mit wahrer Herzensinnbrunst sein Gebet verrichten. „Die Religion „ist von Natur aus etwas Kindliches. Das Gebet „macht den guten Willen unaussprechlich besser, ver-

„schönert sogar das Menschengeschlecht, wenn es von „Herzen geht:" so hat einstens ein scharfsinniger Kopf zu Mainz geschrieben.

Meine Mutter, geborne Kluberdanz, eines Amtmanns Tochter aus dem Würzburgischen, war schön, stark, gesund, sehr mildthätig gegen Arme; eine fromme, geschickte und fleißige Hausfrau, welche nach ihrem siebenten Wochenbette, wo mein jüngster Bruder in Rußland, dermal auch Staatsrath und Hofarzt, zur Welt kam, ein hitziges Fieber bekam, und erst spät an dessen Folgen starb. Sie war die zweyte Frau meines Vaters, welcher sechs Jahre nach ihrem Tode auch noch die dritte nahm. Er hatte sehr frühzeitig, etwa im achtzehnten Jahre, mit Dispensation eine Verwandtin geheyrathet, mit welcher er eine Tochter erzeugte. Die Mutter starb in den Wochen: die Tochter wurde an den verstorbenen Kammerrath Franzmadhes verheyrathet: beyde Eltern starben, hinterließen sieben unerzogene Kinder, welches meinem Vater auch, wie noch so mancher andere bittere Vorfall, nagenden Kummer verursachte.

Noch einige Jahre, bevor er eines grausamen Todes starb, mußte er noch einen empfindlichern Schmerz erleiden. Meine jüngste Schwester war an den Kammerrath Koch in Erfurt verheyrathet, welcher starb, und sie als Wittwe mit vielen Kindern hinterließ. Sie fiel hierüber in äußerste Schwermuth, und völlige,

theils religiöse, und dann angst- und verzweiflungsvolle Melancholie. Mein Vater nahm sie zu sich nach Römershag, in der Hoffnung, daß allda ihre Gesundheit sollte desto ehender wieder hergestellt werden. Man ließ sie fleißig in den Garten gehen, wo eine Tochter sie immer begleitete. Auf einmal hatte sie sich entfernt, und man fand sie todt in einem Wasserbehälter, welcher in einem Brauhause am Garten war. Solche Fälle sind freylich gewaltsame Stöße für ein empfindsames Vaterherz!

Noch vor 15 oder 20 Jahren hatte jedes katholische Gymnasium seine fünf Klassen oder Schulen. Man hieß sie infima, secunda, Syntaxis, Poëtica und Rhetorica; hierauf folgten Logica und Physica, wo fast allenthalben die Jesuiten die Lehrer waren. Ehedessen waren es drey obere Schulen, Logica, Physica und Metaphysica, welche aber schon gegen funfzig Jahre in zwey zusammengeschmolzen wurden.

Mein Vater hatte die fünf Klassen durchpassirt, und die Logik in Koblenz angefangen. Alsdann wollte er bald Kaufmann, bald Soldat werden, besonders da ihm ein General von Thüngen eine Fähndrichstelle in Kaiserlichen Diensten versprochen hatte. Eine alte Baaße traf es kürzer, gab ihm ihre Tochter, wovon ich oben erwähnt habe, und ließ ihn heyrathen, da er 18 und seine Braut 14 Jahre hatte.

Ich war aus der zweyten Ehe der Erstgeborne, und im Jahre 1742. am Ende Aprils zur Welt gekommen.

Ich war ein wohlgewachsener gesunder schöner Junge, wie mich Zeitgenossen versicherten, nahm sehr an Wachsthum zu, war munter, und natürlicher Weise der Liebling meiner Eltern. Ich wußte nichts von strenger Zucht oder sklavischer Behandlung, wodurch so manches Kind seinen Vater als seinen Tyrannen betrachtet, und sich so gerne von dessen Herrschaft losreißen möchte. Meine Mutter ließ mir vor andern Geschwistern manche Vortheile zufließen. Es kann wohl seyn, daß ich hiedurch ein Bischen verwöhntes Söhnchen wurde, besonders da ich hernach auch bey meiner Tante in Hammelburg, unter deren Erziehung ich nebst einigen Geschwistern und Bäschen kam, der Liebling geworden war.

Mein Vater wußte damals noch etwas von dem, was er in Klassen gelernt hatte, und übte mich zeitlich in den ersten Anfangsgründen der lateinischen Sprache. Ich lernte manchmal mit Lust, besonders wenn es in Gesellschaft meines Vaters war: wenn ich aber allein hinsitzen und lernen sollte, so fühlte ich freylich gar vielmal alles Langweilige, was das Erlernen einer todten Sprache für Kinder bringen muß. Ich war in dieser Lage herzlich froh, wenn Fremde ins Haus kamen, wo ich auf schickliche Weise unbemerkt entwischen und mich zu anderen Knaben gesellen konnte.

Ich hatte schon als Kind den Fehler, der mir fast immer geblieben, und oft sehr nachtheilig geworden ist:

nämlich, ich war zu gut, zu freygebig, mittheilend. Man mag es Schwäche heißen. Meine Kameraden wußten gemeiniglich ganz geschickt davon zu profitiren, und konnten mich daher gerne in ihrem Zirkel leiden. Ich theilte Geld, Eßwaaren, und allerley, was ich zu Hause geschenkt bekam, oder auch manchmal entwendete, anderen Knaben oder Spielkameraden mit. Ihr freyes uneingeschränktes Herumlaufen, hatte bey aller ihrer Dürftigkeit für mich ungemein viel Anlockendes. Ich hatte wohl zu jener Zeit auch keine größeren Wünsche, als jener Schäfer, welcher sagte: „wenn ich König „wäre, so würde ich meine Schafe zu Pferde „hüten."

Ich mochte nun etwa sechs oder sieben Jahre alt seyn, da eine gewaltsame Aenderung mit meinem Körper vorgieng, welche gewiß auf meine ganze Lebenszeit, auf die Wahl meines Standes, die Stimmung meines Gemüthes, und auf mein ganzes Betragen den größten Einfluß gehabt hat. Ohne diesen Vorfall wäre ich zuverläßig nie Arzt, vielleicht in einem Raptus der Frömmigkeit Mönch, oder späterhin Soldat geworden. Ich würde aber auch vor Mädchen und Männern weniger Schüchternheit geäußert haben; ich würde in vieler Hinsicht ein anderer Mensch geworden seyn. Wenn mich nicht Mönchsgeist überrascht hätte, so wäre ich wahrscheinlich Soldat geworden. An Muth und Kraft hat es keinem von meiner Familie gefehlt: der Arzt braucht

soviel Coup d'oeil, als der General. Ich würde mich auf militärische Wissenschaften mehr als viele andere verwendet haben. Gesetzt nun, ich wäre nicht frühzeitig todt geschossen worden, so hätte ich wohl auch General werden können, hätte vielleicht gar den Buonaparte geschlagen. Wie würden mich alsdann geistliche Fürsten, Edelleute und Kapuziner gesegnet haben!

Zur Zeit, wo ich auf dem mönchskatholischen Gymnasium zu Hammelburg war, hielt man es für eine Art von Gottlosigkeit oder kleine Sünde, wenn der Student, ohne Dummkopf, oder von vornehmer Familie zu seyn, sich nicht dem geistlichen Stande widmen wollte. Jeder nur mittelmäßige Kopf bewarb sich darum: ganz dumme Jungen wurden nicht angenommen, wenn die Mönche nicht einen besonderen Vortheil in Rücksicht des Termines (der Mönchsbetteley) oder eine Erbschaft durch selbige zu erhalten wußten: man überließ sie dem bürgerlichen Stande, dem Staate, wo sie dann Künstler, Kaufleute, würdige Schreiber, Amtleute und Räthe wurden. Wenn sich irgend einmal ein guter Kopf dem geistlichen Stande entriß und sich im bürgerlichen auszeichnete: so hieß er Freygeist; war etwa geschickter Bürger, aber doch kein guter Christ: so wie zu unseren Zeiten, wo alles wieder dahin arbeitete, die vorige Finsterniß aufs neue herbeyzubringen, jener redliche Mann, welcher Talente hatte, hell und gerade dachte, sich nicht unter Obskuranten und Dummköpfe

mischte, alsbald ein Illuminat, Gottesverläugner, und Jakobiner heißen mußte.

Zu meiner Zeit fiel es mehrmal dem Lehrer (einem Mönche) ein, von jedem auf einem geschlossenen Zettelchen zu verlangen, welchen Stand er wählen wollte? Kaum unterstand sich Einer, etwas anderes als seine Sehnsucht nach diesem oder jenem geistlichen Stande schriftlich zu erkennen zu geben: denn keiner wollte für gottlos passiren. Da ich wegen meines zerrütteten Körpers die Ehre nicht haben konnte, eine Mönchskutte zu erlangen, so schrieb ich gemeiniglich in den Zettel, ich wollte trachten, ein Kanonikat (bürgerliches) zu erhalten, und wenn es nicht gelingen würde, Rechtsgelehrter oder Arzt zu werden.

In großen Städten bewarben sich die Jesuiten vorzüglich um die besten Köpfe unter den Studierenden. Zu Würzburg wurden Jünglinge, welche in Logik und Physik die sechs ersten waren, sogleich in das bischöfliche Seminarium, oder unter die Zahl der geistlichen Zöglinge für den Klerus (Pfarrstand) aufgenommen, wenn sie nicht von Jesuiten weggekapert waren. Auch die übrigen Köpfe vom zweyten Range bewarben sich um den Pfarrstand, oder suchten in Klöstern unterzukommen. Jene vom dritten Range, die schlechtesten unter den Studirenden, mußten Jura hören oder sich sonst dem Dienste des Staates widmen. Es gab hier nur die Ausnahme, daß manchmal hier und dort ein

Freygeist, der etwa Gellert (zu jener Zeit ein sehr verbothenes Buch) gelesen hatte, sich von Mönchswerbungen losriß, und sich dem weltlichen Stande widmete: oder der Student war Sohn reicher und vornehmer Eltern, welche soviel Menschenverstand besaßen, daß sie die Talente ihres Sohnes als dem Staate angehörig betrachteten. Nach und nach ist es freylich in diesem Stücke wie in so manchen anderen fast allenthalben viel anders geworden: und man sollte allen jenen Ministern und Räthen ins Gesicht speyen, welche ihren schwachen Regenten dadurch Hülfe schaffen wollen, daß sie sich bemühen, Jesuiten wieder herzubringen, um auf alle Weise Aufklärung zu verscheuchen, und die vorige Dunkelheit einzuführen. Aber leider! fühlen es diese dürftigen Köpfe selber, daß sie eben so wenig als ihre Beherrscher für die Leitung eines klügeren Menschengeschlechtes geschaffen sind. Sie glauben, daß es gemächlicher sey, ein Ochsentreiber, als Führer von muthigen und klügeren Pferden zu seyn. Unterdessen empört es die Menschheit, daß man noch solche verächtliche Geschöpfe muß am Ruder sitzen sehen: es entehrt den Schöpfer, der sein Menschengeschlecht mit so vieler Geistesanlage ausgeziert hat, wenn schlechte verworfene Pfaffenseelen, Speichellecker oder Selbstdummköpfe alle Augenblicke diese Geistesflamme mit Koth zu ersticken suchen.

In den vorigen dunklen Zeiten wurden nur Mönche die Herren geheißen, wie es noch aus vielen

Benennungen und Sprichwörtern erhellet. Z. B. in Klöstern nahm man um fünf Uhr Abends die Abendmahlzeit, um sich um acht Uhr ins Bette begeben zu können. Also hieß es:

Um Lichtmeß
Sollen die Herrn beym Tag eß (essen).

Alle Aufmerksamkeit des Volkes war nur auf die Mönche, seine Herren, gerichtet. Der Bauer sagte von seinem Sohne, er wäre ein Herr geworden, wenn er in den Mönchsstand getreten war. In Hammelburg war ein Junge eines Bauers von außerordentlicher Dummheit, oder fast gänzlichem Mangel an Fähigkeiten als Schüler in die Klasse gekommen. Er blieb sieben Jahre in der untersten Klasse (in Infima), ohne soviel zu lernen, daß er in die andere (ad Secundam) konnte aufgenommen werden. Endlich sagte der Vater: mein Sohn, ich sehe, daß du im Studiren keine Fortschritte machst: es wird also besser seyn, dich aus der lateinischen Schule wegzunehmen, und sonst einem Gewerbe zu widmen. Meinetwegen, antwortete der Sohn, wenn Ihr keinen Herrn haben wollt! Einer meiner Mitschüler hat mich einstens bey Gelegenheit einer Mönchspredigt vom Werthe der heiligen Messe, von ihrer Kraft die Seelen aus dem Fegfeuer zu erlösen ꝛc. recht aus gutem Herzen bedauert, daß ich nun wegen dem unglücklichen Rücken nicht auch, wie Er, ein Herr werden könnte.

Ich will also hier die Geschichte dieses unglücklichen Rückens ganz ausführlich erzählen. Durch die Errichtung des Kurortes bey Brückenau fand man die Nothwendigkeit, selber steinere Krüge im Lande brennen zu lassen, besonders, da man die dazu erforderliche Erde im Lande hatte. Es wurden Familien von Krugbeckern aus der Gegend von Koblenz oder Selters herbeygerufen, welche die nöthige Menge an Krügen für das Mineralwasser liefern mußten, und alsdann auch andere steinerne Waaren zum Verkaufe brennen konnten, wobey sich einige sehr wohl befanden. Freylich hatte man immer viel mit ihnen zu kämpfen, da sie ihr Hauptgeschäft aus steinernen Waaren machten, und die Krüge desto schlechter lieferten. Es ist aber dieses der Gang der Menschen, daß sie mehr auf ihr eigenes als auf das allgemeine Beste denken, und dann ist auch niedriger Geiz schon fast allen eigen, welche unter Koblenz wohnen.

Es waren diese Krugbecker meistens feste untersetzte Leute, geizig und grob, wie es in ihrer frommen Gegend Sitte war.

Man feyerte das Kirchweihfest im Dorfe Römershag am ersten Sonntag nach Laurentius, drey Tage lang, ohne daß man zu jener Zeit noch eine Kirche hatte. Fürst Amand von Buseck bauete zuerst die Kirche, und als er den Schultheiß fragte: wann habt ihr euer Kirchweihfest? so antwortete dieser: wir haben keine

eigentliche Kirchweihe, sondern nur einen tollen Tag: worauf der Fürst das Fest auf den ersten Sonntag nach Michaelis verlegte. Also noch vor einem eigentlichen Kirchweihfeste, sondern noch an jenem tollen Tage war es, wo wir Kinder noch am Abende herumliefen, um die aus dem offenen Platze und einer Scheuer in die Wirthsstube ziehenden Tänzer zu sehen. Einer dieser bengelhaften Krugbeckersjungen, der vielleicht sechs oder acht Jahre älter war als ich, erwischte mich schwanken, sechs- oder siebenjährigen, Knaben aus plumpem Scherze, den er mit aus seinem Vaterlande gebracht hatte, rückwärts bey den Schultern, sagte: mein Vater hat mir einen Weck gekauft, ich soll dir die Stanze geben. Vermuthlich hatte man in seiner Gegend von den länglichen Wecken, welche an beyden Enden Spitzen haben. Hiebey gab er mir mit dem Knie einen so flegelhaften Stoß in den Rücken, daß ich zu Boden fiel, und die Wirbelbeine meines Rückgrates verschoben waren. Man trug mich ins Haus. Einige Zimmerleute, welche herbeyeilten, und mehr als andere Bauern bey Verrenkungen geübt waren, legten mich ins Bette auf den Bauch, dehnten den Körper aus, daß es im Rücken krachte. Auf diese Art war mein Rückgrat wieder in Ordnung gebracht. Ich mußte die Nacht still und ruhig liegen bleiben, und stand am anderen Morgen wieder frisch und munter auf.

Acht Tage nach diesem Vorfalle hatte mein Bruder einen Feuerhaken glühend gemacht, lief mir damit aus Scherze nach, als wenn er mich brennen wollte. Ich sprang von einer Bank auf den Tisch, und vom Tische auf den Stubenboden, und verdarb wieder alles, was die Zimmerleute Gutes gestiftet hatten. Ich blieb da kreuzlahm und in Schmerzen auf dem Stubenboden liegen. Mein Vater, welcher noch mit einem kleinen Kinde, da die anderen Menschen in der Kirche waren, sich nebst mir allein im Zimmer befand, sprang herbey, hob mich in die Höhe, konnte aber die verrenkten Wirbelbeine nicht wieder in Ordnung bringen. Es war nun einmal die Laune des Schicksals, daß ich entweder auf Manier der Spartaner als verkrüppelter Mensch ins Wasser geworfen werden, oder einen höckerigen kleinen Körper meine ganze Lebenszeit zur Schaue herumtragen sollte. Von nun an war also der Grund zu der künftigen Stimmung meines Gemüthes, meiner Laufbahne und mancher anderen Unannehmlichkeit gelegt!

Mein Vater wendete jetzt alles an, um für mich Hülfe zu schaffen: es wurden gelernte und ungelernte Stümper von allen Seiten her zu Rathe gezogen, wo denn immer einer ärger als der andere meinen verschobenen Körper mißhandelte. Kurz, ich wurde auf allerley Weise bepflastert, beschmiert, gedrückt, gedehnt, gepreßt und gemartert, so daß ich es noch

nicht begreifen kann, warum man es nicht soweit gebracht hat, daß ich weder hätte stehen noch gehen können. Die hauptsächlichsten Manövres dieses armseligen Menschen giengen schnurstracks zu diesem Endzwecke hin. Man hatte vorne am Unterleibe etwas hartes, die Schaamknochen, gefühlt. Nun hieß es, daß dieses der von hinten eingedrückte Knochen wäre, der sich vorwärts geschoben hätte. Nun wurde hier mit aller Gewalt gedrückt: ich wurde über Holz gelegt rc. alles geschah, um den Knochen wieder weiter zurückzuschieben (zu zerbrechen). Aber zum Glücke gelang es diesen abscheulichen Barbierern nicht, obschon sie unter kaiserlichen Truppen als Wundärzte Feldzüge mitgemacht hatten. Wenn doch nur die Schöpse ihren eigenen Unterleib befühlt hätten, so würden sie eben solche Hervorragung eines Knochens wahrgenommen haben!

Andere preßten viel am Rückgrate; ich mußte Schnürbrüste tragen, zuerst von Blech, endlich von Fischbein, welche letztere ich bis in die späteren Jünglingsjahre getragen habe.

Meine fromme Mutter nahm alle geistliche Mittel zu Hülfe, Messen, Wallfahrten, Walpurgisöl, Lukaszettelchen, Amulete, Scapuliere, Antonigürtel rc. Ich wurde beynahe in alle geistliche Bruderschaften eingeschrieben, wo man in jeder etwas zu beten bekommt. Es wurden Kerzchen geopfert, und allerley fromme Werke geübt. Ich selber betete vor so vielen wunder-

thätigen und nicht wunderthätigen Bildern so voll Zutrauen, und in so andächtiger Innbrunst, daß es einen Stein hätte bewegen sollen: aber es war nicht möglich irgend jemanden von den vielen Heiligen oder Heiliginnen zu rühren. Es war eine heilige Grausamkeit, wenn anders die guten Leute die Vollmacht hatten, Mirakel zu wirken, und Höckerige wieder gerade zu machen. Ich sollte und mußte von Tage zu Tage einen stärkern Höcker bekommen, und meine übrige Lebenszeit mich mit selbigem schleppen.

Ich erinnere mich, daß ich in den ersten Jahren an den Lenden oder im Kreuze viele Schmerzen litt. Auch in späteren Jahren war dort der Hauptsitz meines Gliederreißens (Rhevmatalgie), welches zuweilen äußerst heftig wurde, zum Beweise, daß jene Gegend ein schwächerer Theil meines Körpers geworden war.

So wie ich nun bis in spätere Jahre mich mit einem mißhandelten Körper beholfen hatte, ist mir oft Lykurgs Gesetz in den Sinn gekommen, nach welchem krüppelhafte Kinder ersäuft wurden. Ich glaubte endlich wirklich, daß durch ein solches Gesetz sogar für die Gemüthsruhe des verstümmelten Menschen gesorgt wäre. Er wird hierdurch aus der Gesellschaft der Menschen gebracht, und hat auf einmal sein trauriges, oft jammervolles Leben geendigt. Wer kann etwas Tröstliches an einem Leben finden, wobey man sich immer dem Gespötte, oft der Verachtung von Andern,

daben noch körperlicher Schwäche oder physischem Leiden ausgesetzt sieht? Die Verstümmelung meines Körpers ist vielleicht schuld daran, daß ich mich fast nie in einem Spiegel sah, im Gegentheile einen Abscheu vor großen Spiegeln und Spiegelzimmern hatte. Wenn man sich so vielmal im Traume selber sieht, weil man sich zuvor oft im Spiegel besehen hatte, so begreife ich, warum ich mich in meinem Leben nicht im Traume selber gesehen habe.

Wenn ein verkrüppelter Mensch sich nicht noch durch ganz vorzügliche Talente leidentlich macht, so ist er, woferne es ihm zugleich an Verstand und andern Gaben fehlt, von welcher Gattung es doch auch nicht wenige giebt, den Bewohnern unserer eleganten Welt ganz unerträglich. Man mag es läugnen, soviel man will, so wird man doch finden, daß Weiber und Männer in ihren Gesinnungen fast durchgängig Materialisten sind. Man achtet blos auf jenes, was man sehen oder greifen kann, und was sich mit Wohlgefallen sehen oder begreifen läßt. Geistesschönheit ist idealisch, und in der praktischen Welt von geringem Belange.

Ich meines Ortes, wenn ich die Sache in meiner Kindheit so, wie dermal betrachtet hätte, würde jenem gedankt haben, der mich etwa durch ein Glas Kirsch-lorbeerwasser, oder gar durch Ersäufung, aus der Welt fortgeschafft hätte. Wenn die Großen durch muthwilligen Krieg, den sie aus Langerweile, aus religiöser oder

politischer Dummheit, oder aus Habsucht, Leichtsinn und Eitelkeit angefangen haben, oder durch neumodischen Menschenhandel, so viele wohlgebaute Individuen aus der Gesellschaft vertilgen: warum soll man nicht viel ehender ein übelgebautes Geschöpf, zu Verhütung seines eigenen Mißvergnügens, und zu Vermeidung eines widrigen Eindrucks bey Andern, aus den Augen der Menschen fortnehmen?

Hat der Mann bey seinem verunglückten Körper einen großen Geist, so ist es ja sehr unschicklich, daß ein solcher Geist sich mit einer unansehnlichen und lästigen Wohnung, in welcher zuverläßig seine Größe wird unscheinbar werden, begnügen soll.

Ich bin versichert, daß ich vielleicht unter tausend Höckerigen die meiste Muskelkraft, Farbe und innere Herzhaftigkeit besessen habe. Im Jahr 1792. ließ ich mir in Wien bey einem anhaltenden Katarrh eine Ader öffnen. Der Wundarzt konnte seine Verwunderung nicht genug äußern, an einem Gelehrten einen so festen und kräftigen Arm zu finden. Wenn ich nun aber, wie so viele Andere, ein mageres, mißfärbiges, kraftloses Geschöpf geworden wäre: o da wäre ja nichts wünschenswerther gewesen, als eine frühzeitige Vollendung eines armseligen Lebens!

Vermuthlich sind diese Grundsätze nicht nach dem Geschmacke des allgemeinen Haufens. Ich lasse gerne jedem seine Meynung, und bin weder Weiser noch Narr

genug, um alleine Recht haben zu wollen. Unterdessen wenn jeder vernünftige Mensch sich in den wichtigsten Begebenheiten des Lebens blos nach dem Dafürhalten der Mehrheit richten soll; so würde ja am Ende aller Lärm von Studiren, von Sehen, Hören, Lesen und Denken, blos dahin führen, um im Grunde nichts als ein alltäglicher Kopf zu seyn, oder blos die Meynung des großen Haufens zu hegen. Ich habe es, leider! so oft in der Folge meines Lebens erfahren, daß man durchaus verlangt, daß ein Mann, der unendlich mehr gesehen, gelesen, gedacht und erfahren hat, als tausend Andere, troz aller seiner Talente und Anstrengungen, am Ende doch nicht anders denken und urtheilen solle, als der gemeine Haufen; das heißt, in politischen Sachen soll er denken und sprechen wie ein Kammerjunker; in Religionssachen wie ein Kapuzinerbruder; im literarischen Fache gerade so, wie es Recensenten wollen, wenn er sich nicht überall Haß, Verfolgung und Verbannung auf den Hals ziehen will.

Ich werde nun mich von diesen Grillen losschütteln, und wieder auf die Geschichte meiner Geburt und meines Knabenalters zurückkommen. Der Geburtsort von mir, meinem Vater und allen meinen Geschwistern, war ein kleines Dorf im Fuldischen. Römershag, so heißt der Ort, war ehedessen ein ritterschaftlicher Wohnsitz und Amt, welches den Herren von Tann zu Tann gehörte, hernach aber an das Hochstift Fuld verkauft wurde.

Es war noch zu meinen Zeiten in Römershag ein altes Ritterschloß mit Wasser und Mauer umgeben. Ober der Hausthüre stand eine halberhabene (bas relief) trotzige Figur in Stein gehauen, als eine breit ausgedehnte und mit Aermen versehene Büste: ein wegen Laune, Naivetät und Tapferkeit ausgezeichneter Kunz von der Tann hieng da im Harnische mit drohender Faust, und unter ihm standen die Worte: Vae tibi, nisi veneris amicus (weh dir, wenn du nicht als Freund ankommst). An dieses Schloß wurde hernach von den Bischöffen ein Viereck gebauet, und vom Fürsten Amand von Buseck, der sich manchmal in Römershag, wo er aus seinem Fenster Hirsche sehen und schießen konnte, aufhielt, eine artige Kirche angehängt.

Der Ort war unter Tannischer Herrschaft, lutherischer Religion, und gehörte zur Pfarrey des noch lutherischen, ehemals Tannischen Dorfes Gerode. Zu meiner Zeit lebte ein Schultheiß im Dorfe, welcher das erste unter Musik und Jubel katholisch getaufte Kind im Orte gewesen war. Hierauf ist das ganze Dörfchen katholisch, der Pfarrey Brückenau einverleibt, und nach und nach vergrößert worden. Das alte Schloß sammt seinen Wassergräben wurde in neueren Zeiten ganz weggebracht, und der Platz an einen Garten angeschlossen.

Im herrschaftlichen Gebäude ist nun die Wohnung des Amtmannes, welche vorher in dem alten Schlosse war.

Römershag liegt in einer rauhen Gegend in einem schmalen Thale zwischen großen Bergen und schönen Waldungen, worunter sich eine zwischen Sonnenaufgang und Mittag gelegene Buchenwaldung vorzüglich auszeichnet. Das Dorf liegt eine kleine halbe Stunde von dem Städtchen Brückenau. Zwey Stunden davon ist das hessische Amt Schwarzenfels, wo blaue Farbe und Spiegel fabrizirt werden. Gegen Osten gränzt es an würzburgische Dörfer, und die von Naturforschern und Landschaftsmahlern verkannten und vernachläßigten interessanten und schönen, vielleicht den Schweizergebirgen noch vorzuziehenden, Rhönberge. Fünf Stunden davon, gegen Mittag, liegt das artige und fruchtbare Fuldische Landstädtchen Hammelburg.

Außer dem herrschaftlichen Schlosse, oder nunmehrigen Amthause, findet sich da noch ein ansehnliches fürstliches Jägerhaus, einige herrschaftliche Meyereyen, die Krugbeckereyen, zwey Papiermühlen, und einige andere Mühlen; einige Bauern, Zeugmacher, Kiefer, welche sich fast blos mit Taubholzmachen abgeben; noch einige Handwerker und Taglöhner. Ueber dieses giebt es da häufiges Wildpret, Hirsche, Rehe, wilde Schweine, Auerhahnen u. d. gl. Römershag hat das reinste Wasser im Lande, und im Bache, die Sinne genannt, die schmackhaftesten Forellen und Aschen: auch zeichnen sich die Borsdorfer Aepfel durch die Güte ihres Geschmacks aus.

Von sieben Kindern, welche mein Vater erzog, ist nur die jüngste Tochter im Orte und Fuldischen Lande geblieben, welche mit dem dortigen Amtmanne, Herrn Mackenrot, verheyrathet ist.

Der unglückliche Vorfall, welcher sich mit meinem Körper ereignete, und im Anfange mit Unpäßlichkeit und Schmerzen verknüpft war, mußte mich freylich am Fortgange im Lernen hindern. Es giengen beynahe zwey Jahre verloren, wo man mich geradehin gehen ließ. Mein Vater wußte nicht, was er nun in Zukunft mit mir würde anfangen können: vom lykurgischen Gesetze kam gar keine Rede vor. Es kamen aber manchmal bey müßigen Stunden mancherley Projekte in Vorschlag. Man sprach von Goldsticker, Silberarbeiter, Uhrmacher, Mahler ꝛc. Meine Mutter besaß Geschicklichkeit im Nähen und Sticken: ich gab mich also zum Zeitvertreibe mit dergleichen weiblichen Arbeiten ab, und konnte schon Westen und Hauben sticken, auch mancherley Nähereyen machen.

In reiferen Jahren, wo ich erst die schwere Unterkunft und das mühselige Leben eines studirten Mannes, und vorzüglich den quaalvollen Stand eines Arztes genauer eingesehen hatte, wo ich auch von dem Leeren des Ranges oder vornehmeren Standes richtigere Begriffe hatte, überfiel mich gar oft Reue über meine Auswahl: ich hielt es höchst wahrscheinlich, daß ich bey einem ehrbaren bürgerlichen Gewerbe viel ruhiger,

auch durch Fleiß, Ehrlichkeit und Talente vielleicht noch glücklicher hätte werden können.

Mit Bedauern sehe ich noch immer, daß die jungen Leute so häufig sich dem Studiren widmen, wo sie alsdenn, wenn sie von Schulen (Universitäten) kommen, sich fast auf keine Weise zu ernähren wissen, und gar oft wünschen, lieber ein Handwerk gelernt zu haben. Gelingt es ihnen endlich, daß sie sich auf irgend eine Weise in die Höhe schwingen; so ist es auch alsdenn noch meistens die Frage: ob nicht ein geschickter Handwerker oder Künstler ein freyeres, ruhigeres, weniger beneidetes und nicht so verdrußvolles Leben bey froherem Muthe und gesunderem Körper hat, als der hochstudirte Sekretär, Bücherschreiber, Leibarzt, Kanzler oder geheime Rath. Ich erinnere mich hier eines kleinen Werkchens, wo ich eine Rede eines ältern, mich dünkt holländischen, Gelehrten las. Quam vellem ego, rief der kränkliche und mißvergnügte Verfasser aus, nescire litteras!

Bey meinen Eltern und Verwandten ward also auch noch der Entschluß gefaßt, daß ich, des unglücklichen Vorfalles mit meinem Rücken ungeachtet, mich dennoch dem Studiren widmen sollte. An einem kleinen Orte fehlt es an allen Mitteln, wodurch man Kindern eine geschickte Erziehung geben kann. Mein Vater hatte mir einstweilen eine Geige gekauft, und ich nahm Lektion bey einem Maurer, welcher manchmal bey

Tänzen der Bauern spielte. Als Gymnasist lernte ich Klavier bey einem armen Studenten in Hammelburg, der selber äußerst wenig davon verstand. Ich hatte auch einigemal in der Kirche zu Brückenau elende Arien gesungen, ohne die geringste Anweisung zur Singkunst voraus erhalten zu haben. Bey solchen Lehrmeistern ist denn schon einmal meine natürliche Anlage zur Musik unkultivirt geblieben. Ich hatte viel musikalisches Gehör, konnte sogleich bey einem Singenden oder Spielenden mitaccordiren, und hatte eine helle vorzügliche Stimme, obwohl mir zu einem Sänger der kürzere und geschwindere Athemzug ein Hinderniß war. Die Lust zum Singen ist mir zwar immer beygeblieben; denn jetzt noch, wo ich diese Biographie anfange, in dem 59ten Jahre meines Alters, würde es mir schwer seyn, einer singenden Gesellschaft beyzuwohnen, ohne auch mit meiner Stimme einzufallen.

Um mich zum Studiren auf dem Gymnasium vorbereiten zu lassen, that mich mein Vater zu einem alten unthätigen Schullehrer in Brückenau, wo ich denn wenig oder gar nichts lernte.

Ich kam nun von Brückenau auf Hammelburg, wurde aus Freundschaft und Verwandtschaft eines Franziskaners, welcher dort Lehrer war, in die untere Klasse aufgenommen, obwohl ich leider! gar nichts wußte, und nicht einmal die gewöhnlichen Schulbücher kannte. Ich wurde der vorletzte unter dreyzehn Schülern,

als wir das erste Mal komponirten, d. i. durch Uebersetzung in das Lateinische um den Vorsitz stritten. Mein Kamerad aus Brückenau, welcher mit mir kam, und ein oder zwey Jahre älter war als ich, mußte gar Ultimus werden.

In Hammelburg hatte ich freylich etwas bessere Gelegenheit, Fortschritte im Lernen zu machen. Außer der Schule hatte ich einen Präzeptor (Privatlehrer), einen ehemahligen Kapuzinernovizen, welcher sehr eifrig, schwindsüchtig und nicht unvernünftig war. Er wollte mir Fähigkeit und Fleiß anbemerkt haben, und sagte sogleich, als ich nach Hause kam, und vorletzter geworden war: „es thut nichts zur Sache: wir wollen bald weiter kommen.“ Wirklich schwang ich mich unter dem Häufchen von dreyzehn bald empor. Bey der zweyten Komposition, dergleichen alle 14 Tage eine war, bin ich schon der Zweyte, bey der dritten der Erste geworden, welcher ich auch für beständig durch die fünf Klassen geblieben bin. Aber mein guter Mitgesell aus Brückenau blieb auch durch alle Klassen seinem das erstemal erwischten Orte treu; er blieb immer Ultimus. Es war ein guter und in anderen Sachen nicht ungeschickter Junge, aber zum Studiren hatte er platterdings keine Fähigkeit. Er konnte keinen Tag mit seinem Pensum fertig werden. Allzeit nach der Schule gieng er mit mir, wo ich denn kürzlich sagte, wie diese oder jene Wörter müßten gesetzt werden: aber bey der Komposition

pro loco, wo das Pensum in der Schule mußte verfertigt werden, konnte und mochte ich ihm keine Hülfe leisten. Er mußte also immer wieder Ultimus werden.

Auf dem Gymnasium zu Hammelburg lehren die nahe an der Stadt wohnenden Franziskaner. Es sind für die fünf Klassen, welche dermal in vier zusammengeworfen sind, nur drey Lehrer, welche sich Magistri heißen lassen, mit unter auch Professoren.

Man weiß es aus der Geschichte der Menschheit, daß, sobald sich die Völker in gesellschaftliche Verhältnisse versammelten und einige Kultur Platz gefunden hatte, es alsbald Menschen gab, welche, da sie etwas mehr Kenntnisse als der gemeine Haufen besaßen, sich es anmaßten, die anderen zu beherrschen, zu belehren, zu erziehen. Es entstand die Laste der Priester, deren Geschäft es war, das Volk zu führen, seine Meynungen zu leiten, ihm als Aerzte und Priester, oder Versöhner mit Gott, beyzuspringen. Da aber diese Menschen es selber noch nicht weit in Erforschung der Wahrheit gebracht hatten, oder nicht bringen mochten, so war es ihnen gemächlicher und auch einträglicher, das Volk in Täuschereyen, abergläubischen Possen, in blindem Glauben und Gehorsam zu unterhalten, als ihm reine Liebe zur Wahrheit, Tugend und Freyheit, wovon sie selber nicht hinreichende Begriffe hatten, beyzubringen. Denn Fabeln und Aberglauben waren

diesen Menschen so geläufig geworden, daß sie selber in Entdeckung der Wahrheit oder gründlicheren Denkungsart geringe Fortschritte machten.

Unterdessen wenn nun die Mitglieder dieser Priestercaste ihr Ansehen und ihre auf Aberglauben des Volkes gegründete Revenüen behaupten und vermehren wollten, so mußten sie trachten, die Erziehung der Jugend oder die Bildung der Köpfe an sich zu ziehen, welches auch von den ältesten Zeiten her geschehen ist. Hierdurch konnten sie die Menschen nach Willkühr formen, um desto geduldiger Täuschung, Sklaverey, Geistesdruck ꝛc. zu ertragen, und sie soweit zu bringen, daß sie nicht einmal der Wunsch ankam, die Ketten der Sklaverey und die Binde vor den Augen loszureißen. Sklaverey, Geistesblindheit, und Mensch waren schon durchaus identifizirt worden.

Was eine gleichförmige Pfaffenerziehung vermag, beweißt die große Nation der Chineser, welche, obschon sie frühzeitiger, als andere, Entdeckungen, Fortschritte in Künsten und Wissenschaften gemacht hatten, nun zur Folge ihrer gleichförmigen Erziehung stehen blieben, und fast alle andere Nationen über sich kommen ließen. Wäre nicht die Reformation in der Religion in Europa zu Stande gekommen, so hätte unter herkömmlicher Pfaffenerziehung das dreyzehnte Jahrhundert, jenes goldene Zeitalter für schwache und despotische Regenten, für Hierarchie oder unwissende herrschsüchtige Pfaffheit,

noch bis an das Ende der Welt fortdauern können, vorausgesetzt, daß auch alsdann keine französische Revolution die Meynungen umgestimmt hätte.

Der Kaiser Joseph hatte viel gesehen, gehört, gethan. Unterdessen war doch seine in der Jugend gehabte Pfaffenerziehung Schuld daran, daß er es nie weiter als bis zum Philosophe manqué brachte. Ich bin versichert, daß er, bey einer besseren Erziehung, vielleicht der größte Regent unsers Jahrhunderts geworden wäre. Er war rastlos, liebte sein Volk, sah den Unfug von Adel, Pfaffen und Richtern ein, und suchte, soviel möglich, Hülfe zu leisten. Sein Fehler bestand darinnen, daß er in allem zu übereilend und unbeständig war. Auch hieran ist Mangel an gründlicher Erziehung Schuld gewesen. Er ließ alles lesen und drucken, wodurch große Fortschritte zur Aufklärung geschehen mußten. Alles liebte ihn, wenn man die Mißvergnügten aus dem geistlichen und adelichen Stande ausnimmt. Ein Gelehrter in Wien sagte mir noch: „unserer Sechshunderte würden sogleich „für ihn das Leben hergegeben haben.“

Wenn Joseph das Leben erhalten hätte, so wäre Oesterreich aufgeklärt, mächtig und reich geworden. Manufakturen, Handel und Wissenschaften fiengen fast allenthalben an, sich in blühendem Zustande zu zeigen. Die Nachwelt wird es einstens nicht begreifen können, wie man nach seinem Tode wieder alles darauf anlegte,

Pfafferey und Ignoranz ins Land zu bringen. Denken und Reden, Lesen und Schreiben wurde beynahe ganz verbothen, und jeder gehaßt, von welchem man glaubte, daß er Klugheit und Aufklärung besäße. Man wollte vernunftlose Sklaven haben: als wenn je im Kriege oder Frieden den Oesterreichern Klugheit und Aufklärung wäre zum Nachtheile gewesen. Soviel ich weiß, haben viele Auswärtige, die es vielleicht auch nicht recht verstanden, just das Gegentheil zu behaupten gesucht. Ich glaube nicht, daß unter Joseph so nachdrücklich Tiroler Scharfschützen, Panduren und Lazaroni zur Vertheidigung ihres Gottes wären aufgerufen worden. Welche Begriffe muß man von einem Gotte haben, der zu seiner Existenz solcher Vertheidiger bedarf! Hätten diese Herren doch lieber zum Volke gerufen: Oremus pro Deo nostro!

Joseph war schon dem Tode nahe, als die Revolution in Frankreich ausbrach. Mit innigstem Vergnügen, wie ich es von zuverläßigen Zeugen weiß, las er die kühnen Schritte der französischen Reformatoren. „Es ist so ganz,“ sagte er, „nach meinen Grundsätzen.“ Die Franzosen fiengen damit an, die Usurpationen des Adels und der Geistlichkeit wegzuräumen, und dem Volke seine Rechte zuzusprechen. Das zuverläßigste Zeichen eines Schwachkopfes oder Bösewichtes von Regenten ist es, wenn er glaubt, blos für Adel, Pfaffen oder Soldaten auf dem Throne zu sitzen. Man

muß ihn alsdann für den Feind seines Volkes halten. Er gebe jedem das Seinige. Suum cuique!

Daß, besonders zu meiner Zeit, nämlich im Anfange der zweyten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts die Lehrart bey Mönchen erbärmlich war, wird sich jeder vernünftige Leser von selber vorstellen, wiewohl man von jenem Grade der Erbärmlichkeit zu unseren Zeiten nicht leicht mehr Begriffe haben kann. Es ist nicht zu läugnen, daß sich die Katholiken, sobald sie von dem Joche der Jesuiterey frey gemacht wurden, einen Schwung gegeben haben, der selbst vernünftige Protestanten in Erstaunen setzt. Gewiß wird, wie Wolff bemerkt, es schwerer seyn, sie wieder in die alte Sklaverey der Dummheit zu setzen, als selbst die Protestanten. Es ist den Katholiken noch zu neu, einige Freyheit des Geistes zu fühlen, und von dem Joche der Dummheit etwas frey geworden zu seyn, und so eine Umänderung wird nicht so leicht wieder ins alte Geleise gebracht. Die Obskuranten, Eudämonisten, Eklektiker, oder wie alle die Vertheidiger der Dummheit und des Aberglaubens heißen, sind ja fast alle, blos Aloysius Hofmann und einige Jesuiten ausgenommen, Protestanten gewesen. Sie waren allen vernünftigen, selbst den meisten aristokratischen Katholiken verächtlich. Man bediente sich ihrer, so wie sich mancher General oder Polizeymeister eines schlechten Kerls als Spion bedient: d. i. man bediente sich ihrer,

und verachtete sie als verwerfliche Menschen. Ich habe mit Verwunderung bemerkt, daß protestantische Edelleute im südlichen Deutschlande mit weit mehr Raserey für Oesterreich (alle Reskriptionen mit eingeschlossen) und für die Fortsetzung des sinnloßesten Krieges stimmten, als selbst die katholischen, wenn man einige verschuldete Bischöffe, Domherrn und Ordensritter ausnahm, welche bey dem allgemeinen Drucke von Deutschland ihr Glück zu machen hofften. Man liest in der Geschichte, daß in Wien zu Zeiten Karls IV. kein Adelsbrief ausgetheilt wurde, weil der Vater so gute Stockfische nach Hofe geliefert hätte. Wie viel adelicher müssen nun jene seyn, welche sich selber als Stockfische dem Kaiserhofe darstellten? Und welche Belohnung muß endlich den großen deutschen Höfen von den wackern Engländern zu Theile werden, welche die ganze deutsche Nation als Stockfische an selbige verkaufen möchten! Sollten wohl das blaue Hosenband und die Guineen hinreichende Belohnung seyn?

In unseren Klassen hatte man von den Regeln der deutschen Sprache, von Rechtschreibung, Geographie, Naturgeschichte, beynahe gar keine Begriffe. Man quälte uns mit Auswendiglernen der Regeln des Syntaxes, eines lateinischen Katechismus, und einer pertheyischen albernen, in Frag und Antwort von Jesuiten gesetzten Geschichte. Endlich lernte man lateinische Verse machen: man verfertigte langweilige

Chrien, und Orationen, alles ohne Sinn und Geschmack.

Man glaube aber nicht, daß es zu jener Zeit auf anderen katholischen Gymnasien wäre viel besser gewesen, als auf unserem katholischen Mönchsgymnasium. Die zwey Lehrer, welche ich in Hammelburg bekam, da der erste endlich abgerufen und im Kloster befördert wurde (der nämliche Lehrer führte bey Katholiken seine Schüler durch alle Klassen durch) waren gute Leute, aber voll Vorurtheile und Mönchsaberglauben, doch waren beyde von Jesuiten erzogen.

Allenthalben mußten die Lehrer geistlich, Jesuiten oder andere Mönche seyn; und allenthalben suchte man zu jener Zeit den Schülern Andächteley und Mönchsgeist auf alle Weise einzupflanzen. Freylich hat man noch hier und da Exjesuiten oder auch Mönche zu Lehrern an Gymnasien. Es ist schlimm genug, daß sich diese Manie nicht ganz von der Erde vertilgen ließ; doch sind im Ganzen die Köpfe heller und freyer geworden: die Schüler verspotten und verachten den Lehrer, welcher ihnen Sklaverey und Aberglauben beybringen will. Man muß aber auch aufrichtig gestehen, daß jene Lehrstellen, welche dermal mit Weltpriestern besetzt sind, ganz ein anderes Ansehen gewonnen haben. Selbst die meisten dieser wackeren Männer sind froh, daß endlich der Mönchs- und Jesuitengeist verdrängt wird, und tragen das Ihrige nach Kräften bey.

Unter uns wurde der Kopf mit Dummheit und das Herz mit Aberglauben und Intoleranz angefüllt. Bey jeder Gelegenheit wurden Juden von Schülern geneckt und mißhandelt, weil sie Christum gekreuzigt hatten. Die Mönchsstudenten haßten und verfolgten bey jeder Gelegenheit eben so eifrig und eben so rühmlich die Christusmörder, als zu unseren Zeiten gegen die französischen Königsmörder oder gegen Klubbisten in Maynz, und noch bey ihrer Durchführung durch Frankfurt und andere Oerter getobt wurde. Ich erinnere mich, daß einstens zwey Juden am Pranger standen: fast alle Gymnasisten liefen bey, warfen sie mit Eyern. Jener wurde am besten applaudirt, welcher den armen Juden recht ins Gesicht getroffen hatte. Einigemal kam es zu abscheulichen Thätlichkeiten, man stürmte die Wohnungen der Juden, behandelte sie so wie Rothmäntel die Elsäßer behandelten. Die Lehrer, Franziskaner, nahmen es sehr übel, daß sich der Freygeist Oberamtmann in die Judensache mischte, und einige Hauptthäter arretiren ließ. Protestanten waren ohne Rettung verdammt. Mit Bedauern hörte ich so oft von der kleinen Zahl der Auserwählten, da einmal ohnehin alle Juden, Heyden und Ketzer für die Hölle bestimmt waren, und auch von dem allein auserwählten Häufchen der Katholiken so mancher verloren gieng.

Hammelburg ist ein artiges Landstädtchen an der fränkischen Saale, gränzt fast durchaus an das Frän-

kische. Es ist dort fruchtbare Gegend an Wiesen und Feldern, schönes Rindvieh, viel Weinbau, welcher einen leichten, dem Jachstgründer ähnlichen, Wein abgiebt. Es verdient aber hier der dem Fürsten zugehörige Salecker Wein eine Ausnahme, welcher den vorzüglicheren Weinen Deutschlands kann an die Seite gestellt werden. Auch sollen sich seitdem die Hammelburger Weine durch Einführung besserer Traubengattungen ziemlich verbessert haben. Zu Hammelburg ist noch das nahe gelegene Schloß Saleck (ein vormaliges Raubschloß) merkwürdig, wohin ein gepflasterter Weg zu dem hohen Bergschlosse führt. Es fand sich dort ein alter Thurm, in dessen oberstem Etage der jetzige Fürst einen artigen Saal hat einrichten lassen, aus welchem man die prächtigste Aussicht hat.

Die Einwohner sind sehr arbeitsam, haushältisch, Andächtler. Die Franziskaner, welche dort sehr angenehm außer der Stadt auf einer kleinen Anhöhe wohnen, dirigiren Weiber, Kinder, Gewissen und Hauswesen.

Man kann keine größere Aehnlichkeit finden, als zwischen Heilbrunn und Hammelburg, welche sicher auch nach einerley Modell angelegt sind. Die Stadt hat die nämliche Art von Stadtmauern, auf welchen auch oben ein gedeckter Gang ist, und unten ein Gang zwischen Mauern und Häusern wie in Heilbrunn: die nämlichen Außenwerke, drey Thore, drey Hauptstraßen, einen schönen Wiesengrund, welchen die Saale anstatt

des Neckars durchschneidet, über welche eine große steinerne Brücke geht. Die Gegend hat eben so viele Weinberge, als jene von Heilbrunn. Das Rathhaus auf dem großen schönen Marktplatze ist ansehnlich, altgothisch; die große Treppe, welche auf beyden Seiten hinaufgeht, mit Kupfer gedeckt. Im Rathhause, im Vorsaale, steht noch eine steinerne Kanzel, auf welcher Melanchton gepredigt hat. Der Geist Luthers hatte einstens in Hammelburg Wurzel gefaßt, wurde aber bald wieder ausgerottet, wo denn jene, welche ihm treu bleiben wollten, nach Schweinfurt zogen, woher auch mehrere Familien in Schweinfurt und Hammelburg denselbigen Namen führen.

Der Ort Hammelburg hat auch auf meinen moralischen Charakter großen Einfluß gehabt. Ich wohnte bey einer alten Muhme, die mich sehr liebte. Sie war Franziskanerin vom dritten Orden, wozu sie mir auch mehrmal im Vertrauen für die Zukunft Lust einzuflößen suchte, welches freylich blos aus gutgemeynter Fürsorge für meine arme Seele geschah. Uebrigens hatte sie alle die gerühmten Eigenschaften, welche von andern Beaten bekannt geworden sind.

Ueberhaupt ist Andächteley nebst Aberglauben und Dummheit in Hammelburg, wie in allen kleinen, von Mönchen bewohnten und dirigirten katholischen Städtchen, der herrschende Ton. Es gehört in Hammelburg besonders zur Betschwesteretikette, daß man nach

geendigtem Gottesdienste später aus der Kirche geht, als andere, zum Beweise, daß man sich noch nach dem allgemeinen Beten besonders an den lieben Gott gewendet hat, oder vertraulicher mit ihm geworden ist. Man muß auch, wenn man für recht fromm passiren will, wöchentlich zwey- oder dreymal zur Beichte gehen und kommuniziren. Bey wahren Betschwestern heißt eigentlich beichten, im Beichtstuhle mit den Mönchen konversiren: denn nie war meine Tante reicher an Kloster- und Stadtneuigkeiten, als am Tage, wo sie lange im Beichtstuhle gewesen war. Es fällt mir, bey Erwähnung meiner alten Muhme ein, daß sie äußerst pockennarbig, bey einem rothen vollen Gesichte, war. Sie starb im 84sten, oder gar im 86sten Jahre. Ich habe sie die letzten 15 Jahre nicht gesehen, und weiß nicht, ob sie noch pockennarbig aussah oder nicht? Es wäre also wenigstens ein Zweifel des seligen Lichtenbergs gehoben, der nie eine alte pockennarbige Person gesehen hatte, und im Zweifel war, ob kein pockennarbiger Mensch zu hohem Alter käme, oder ob die Runzeln des Alters die Pockennarben verbergten?

Meine Muhme hatte vielfältige Besuche von dergleichen geistlichen Herren, und war eine geheime Vertraute von Einigen, im Ganzen sehr in den Klostergeheimnissen initiiret. Wenn nun so eine vertraute Geistlichkeit zu ihr kam, so wurde, nach den ersten Komplimenten, bald geheim geplaudert und gelispelt.

Ich oder jene von meinen Geschwistern, welche zugegen und bey ihr zur Erziehung waren, wurden bey solchen herzeröffnenden Besuchen bald ins Nebenzimmer gewiesen. Da ich nun auch sonst, außer der Schule, wenig oder gar nicht aus dem Hause kam, so war auch dieses eine Hauptursache, mir etwas Leutscheues oder Schüchternes anzugewöhnen, womit ich noch spät, oder vielmehr meine ganze Lebenszeit zu kämpfen hatte. Es werden aber auch noch andere Hauptursachen vorkommen, welche sehr viel dazu beygetragen haben.

Ich muß hier erinnern, daß eine gewisse Schüchternheit ein Erbfehler bey der Weikardischen Familie war. Ich hatte Verwandte, welche sich durch Stärke und Muth auszeichneten, aber immer aus Mangel an Suffisance und Dreistigkeit bey Fremden eine auffallende Schüchternheit bezeigten. Ich schäme mich, daran zu denken, wie weit es bey mir mit dieser Schüchternheit gekommen war. Ich hatte das Herz nicht, in eine Krämerbude zu gehen, um etwas zu kaufen. Es kostete Ueberwindung und viele Entschließung, bis ich es wagte mir etwas an einem Beckerladen oder bey einer Obstfrau zu holen, oder allein in ein Kaffehaus zu gehen, um Thee oder Kaffe zu verlangen. Aus Schüchternheit unterließ ich nöthige Begrüßungen, Antworten, Reden, die ich alle sehr gut in petto hatte. Es beherrschte mich, was man mauvaise honte zu heißen pflegt.

Ich erinnere mich noch, daß ich einstens in Würzburg, als ich unter Jesuiten Physik hörte, vom Professor um zwey Kreuzer gestraft wurde, weil ich nicht in der Messe gewesen war, und mich deshalb nicht entschuldiget hatte. Aus bloßer Schüchternheit, besonders, da ich noch nie war gestraft worden, konnte ich den Entschluß nicht fassen, von meinem Platze hin bis zum Katheder zu gehen, und meine zwey Kreuzer darauf zu legen. Ich wurde die folgenden Tage noch zwey- oder dreymal an meine Schuld erinnert: aber ich konnte das Herz nicht fassen, in pleno das Geld hinzutragen. Ich hätte gerne sechs oder mehrere Kreuzer, anstatt zwey gegeben, wenn ich sie durch einen Andern hätte hinschicken dürfen. Der Professor ward endlich des Erinnerns müde, und forderte nicht weiter.

Aus Schüchternheit rührte auch zum Theil meine Vorliebe zur Einsamkeit. Wenn ich auch bey munteren Gesellschaften lustigen Humors war, und oft Andere erheitern konnte; so hat mir doch fast meine ganze Lebenszeit der Aufenthalt in einem stillen, einsamen Zimmer allein oder mit einem vertrauten Freunde, oder einer vernünftigen Freundin, am meisten behagt.

Schüchternheit ist schon, oder war es doch vorhin, ein ziemlich allgemeiner Fehler der Deutschen, wie es Herr Merk so gut geschildert hat, und rührt aus Uebermaaß von Bescheidenheit. Ein Franzos weiß sein

Bischen Savoir bey jeder Gelegenheit geltend zu machen, wozu ihm auch die französische Beredsamkeit, der Konversationston, welchen sie alle einstudiren, und eine gewisse Suffisance, Nationalstolz ꝛc. wohl zu statten kommen. Er stellt sich vor Große und Kleine hin, ohne jene Verlegenheit, wie meistens der Deutsche, zu erkennen zu geben. Der Mangel an Menschenumgang unter gesitteten Völkern macht, daß oft der größte Held am Hofe sich als Schwachkopf präsentiret, woher auch Livius schon sagte, daß Männer, welche zum Kriegswesen geboren sind, sich zwar groß an Thaten, aber sehr ungeschickt im Wortstreit und Dispüten zeigen. Viri nati militiae factis sunt magni, ad verborum linguaeque certamina rudes. Der große Feldmarschall Laudon war einer der schüchternsten am Hofe. Feldmarschall Romanzow erzählte mit Verwunderung nach dem siebenjährigen Kriege, daß der sonst so schüchterne Laudon eine Spanne höher und einem Kriegsgotte ähnlich geworden wäre, als er bey einer Bataille in den Eifer eines einsichtsvollen und thätigen Befehlshabers gekommen war. Der ungeschliffenste Engländer hat so viel bäuerischen oder Nationalstolz, daß ihn kein Großer schüchtern macht oder in Verlegenheit setzt. Außerdem mußte der Engländer auch alle Schüchternheit vor Größeren ablegen, da er ihnen ins Gesicht sagen konnte: vor dem Gesetze sind wir alle gleich. Der Russe, welcher an einen Posten angestellt

wird, steift sich auf seine Ukase, und glaubt sich dadurch allem gewachsen zu seyn.

Ein ganz roher gemeiner Deutscher, ein dummer und stolzer Vornehmer, ein junger Edelmann, welcher kürzlich aus Paris gekommen und den Anstand seines Friseurs angenommen hat; mancher Student, welcher erst frisch aus Jena oder Göttingen anlangt, wissen freylich auch oft wenig von Modestie oder bescheidener Schüchternheit: der erste aus Mangel an Gefühl; die andern aus Stolz und Unbesonnenheit: der Student aus oberflächlicher Vielwisserey, und weil er nicht weiß, daß nichts im gemeinen Leben entbehrlicher ist, als das Gelehrtseyn, und nichts so sehr erforderlich als Klugheit und Rechtschaffenheit. „Es giebt, sagte Heinrich „Vogt, arme, rohe Bauern, die nicht einmal ein „Buch gesehen haben, denen man doch eher einen Hut „voll Geld anvertrauen kann, als einem Gelehrten, „wenn er auch selbst Bücher geschrieben hat."

Unterdessen finden sich so viele andere Männer, welche sich mit nöthigen und gründlichen Kenntnissen ausgeziert haben, denen es aber gemeiniglich noch an einer gewissen Zuversicht auf sich selber fehlt, und daher schüchtern sind. Es gebricht manchem von ihnen an Konversationston, oder an einer gewissen gesellschaftlichen Effronterie.

Es trägt auch sehr viel zur Schüchternheit der Deutschen bey, daß es bey uns wenige große Städte

giebt, wo Menschen von allen Ständen und allerley Nationen versammelt sind, unter welchen freyer Umgang eingeführet ist. Ein Hauptfehler des Deutschen ist, daß er jede andere Nation für besser als die seinige hält, jeder seine Verehrung bezeugt und ihr zu gefallen sucht. Aber eine Nation, sagt ein Philosoph, die allen gefallen will, verdient von allen verachtet zu werden, welches denn wirklich das Looß der Deutschen ist. Im Ganzen hat der liebe Deutsche zu wenig Selbstgenügsamkeit oder Zutrauen auf sich selber; er hat Mangel an Energie, hat zuviel Nachahmungsgeist und Hang zur unterthänigen Unterwürfigkeit. Das Ansehen und die Macht der Pfafferey und des Adels, bey Manchen auch Armuth, mögen hiervon sehr gewöhnliche Triebfedern seyn. Wenigstens kann man den Deutschen wieder anders finden, wenn er in einem Lande lebt, wo ihn keine Dürftigkeit drückt, und er nicht dazu erzogen oder angehalten wird, vor Adel, Pfaffen oder Beamten zu kriechen.

Eine Hauptquelle meines leutscheuen Betragens ist hauptsächlich aus dem Bewußtseyn meines unregelmäßigen Körpers gerührt. Diese Vorstellung drängte mich allenthalben zurück. Da ich als Klassiker, und in der Jesuitenphilosophie gewohnt war, einen Mantel zu tragen, wobey ich glaubte, daß man den Fehler meines Körpers weniger bemerken würde; so hielt es mir hernach mehrere Jahre lang äußerst schwer, ohne Mantel unter Leute oder über die Straße zu gehen.

Ich lasse es gelten, daß sich ein vernünftiger Mann darüber hinaussetzen muß, wenn ihm Kinder oder dumme Menschen einen Vorwurf oder Schimpfnamen von körperlichen Gebrechen machen: unterdessen kann es auch gewiß keine angenehme Empfindung verursachen. Dann fällt auch just das Häßliche oder Unangenehme, was wir an uns haben, früher in die Augen, als das Gute, welches sich freylich auch zu seiner Zeit an den Tag giebt. Ein Mann mit einem unregelmäßigen Körper ist also schon voraus überzeugt, daß sein erster Auftritt in einer fremden Gesellschaft keinen angenehmen Eindruck macht. Endlich können aber die Reize seines Geistes und seiner Gemüthseigenschaft seiner Person auch ihren Werth geben. Wenn hierdurch der erste Widerwille gegen eine solche Person überwunden ist; so wird freylich auch vielmal aus selbigem Zuneigung und Liebe. Wie viel vortheilhafter ist es aber, wenn schon voraus ein wohlgebauter Körper die Gemüther beym ersten Anblicke gewonnen hat! Ich erinnere mich noch, als ich in Würzburg studirte, wie da ein Mann vom Lande mit seiner Tochter zu meinem Hauswirthe kam. Es war der Vater, welcher seine Tochter abholte, weil sie im Kloster, wo sie Nonne werden sollte, im Noviciat die Mutterwuth bekommen hatte. Das Mädchen war sauber, seine Augen voll Geilheit. Ich saß an einem entfernten Tische gegen über. Das Mädchen schielte immer nach mir, verwendete kein

Auge mehr von mir, und glühete. Ich saß ganz unempfindlich, studirte. Da ich nun ein sehr feines Gehör hatte, so mußte ich hören, wie der Vater, welcher die Sehnsucht seiner Tochter bemerkte, ihr alles Schlimme von mir ins Ohr lispelte, um sie abwendig zu machen. „Siehst du nicht, welchen krummen Rücken „er hat ꝛc. ꝛc.?“ Ich hatte nicht Liebe, aber auch keine Schimpfsnamen verlangt.

Zu Hammelburg müssen die Studenten (Klassiker) an den Sonn- und Feyertagen zur Messe in das Franziskanerkloster außer der Stadt kommen. Auf Ansuchen meiner Muhme war ich hiervon frey gemacht, und durfte meine Messe in der Stadtpfarrkirche hören. Wenn nun die Messe geendigt war, und ich wie andere Leute aus der Kirche gieng, so liefen mir gemeiniglich ungeschliffene Gärtnersjungen nach, neckten und zupften mich, spotteten, weil ich klein, fremd und mißgewachsen war, welches bey mir meistens viel Indignation erweckte. Vielleicht war dieses schon eine Vorbedeutung, daß ich auch einstens viele Bübereyen ungezogener Recensenten oder Literaturmänner würde zu ertragen haben. Ich hatte einstens einen sehr kleinen Degen im Hause gefunden, mit welchem ich fünf muthvolle in einem Zimmer, wo im siebenjährigen Kriege Hafer gelegen, eingesperrte Ratten erlegt] hatte, welche Courage ich in männlichen Jahren nie würde gehabt haben. Der kleine Degen war blos zum Stechen zu gebrauchen. Ich nahm ihn

einigemal mit in die Kirche, unter meinem Mantel, und war völlig entschlossen, beym Nachhausegehen auf die Jungens, welche mich necken würden, wie auf die Ratten loszustoßen. Glücklicher Weise blieb ich just an jenen Tagen verschont, wo ich meinen Duodezdegen unter dem Mantel trug. Nach und nach unterließen die bösen Buben von selber ihre Neckereyen, just so wie es auch bey Recensenten und andern literarischen Klopffechtern geschehen ist.

Ein kurzes Gesicht, gänzlicher Mangel an Selbstgenügsamkeit und Zudringlichkeit, allzuwenig Präsumption von meiner Person, und in männlichen Jahren hauptsächlich die quälenden Nervenunruhen (Hysterie), waren bey mir noch besondere Ursachen, daß ich noch mehr schüchtern und verlegen schien, und mich selten beym ersten Auftritte mit Vortheile präsentiren konnte. Es lag noch eine Hauptquelle in meinem schüchternen Anscheine darinnen, daß ich nichts so sehr haßte, als Zudringlichkeit. Ich hielt mich daher immer bey Andern in größerer Entfernung, als es nöthig war, und mußte dadurch natürlicher Weise für schüchterner oder verschlossener angesehen werden, als ich wirklich war. „Man muß Sie erst genauer kennen, wenn Sie gefallen „sollen; Ihr erster Abord ist äußerst schwer," hat mir mancher Freund und manche alte Dame gesagt. Freylich zeigte sich auch hiervon das Gegentheil, wenn ich eine krampffreye Stunde hatte, oder zuvor am Tische mein

Nervensystem durch Essen und Trinken befestiget hatte. Hieraus rührte es, daß in Frankfurt, als ich wieder aus Rußland kam, und bey einem guten Freunde Abends in Gesellschaft ganz gesetzt, heiter und scherzend war, ein gewisser geheimer Rath, der zu uns beyden kam, endlich zu mir sagte: „Entweder haben Sie uns in „Ihren Schriften, wo Sie Ihre hysterische Leiden „schildern, alle getäuscht, oder Sie müssen sich ganz „umgeändert haben." Er hatte sich einen blassen, kraftlosen Gelehrten vorgestellt, der ich bey allen innern Nervenunruhen just nicht war; aber dermalen hatten mich einige Gläser Rheinwein zum ganz gesellschaftlichen muntern Menschen gemacht. In unruhigen Stunden hätte ich mich lieber mit manchen Menschen raufen, als mich mit ihnen in Unterredung einlassen mögen, so schüchtern und verlegen auch immer mein Aussehen gewesen war. Niemand hat Idee von der innern Unruhe und Beklemmung, mit welchen ich in so vielen hysterischen Stunden zu kämpfen hatte. Auch wandelte mich so mancher unglückliche Raptus an, dem ich mich aus allen Kräften widersetzen mußte.

Bey meinem Aufenthalte in Hammelburg las ich oft in den geistlichen Büchern, welche meine Muhme besaß. Durch diese Lektüre und tägliches Anstrengen zum Beten wurde ich endlich ganz zur Andacht erhitzt. Doch muß ich auch gestehen, daß mir der tägliche Rosenkranz, den wir Abends beten mußten, das

beständige Bitt für uns und Erbarm dich unser in der Litaney, und ähnliche tägliche Gebete sehr oft Langeweile und Schläfrigkeit verursacht haben. Denn auch in geistlichen Dingen will uns das beständige Einerley eben so wenig als in weltlichen behagen. Allein durch den Büchervorrath meiner Tante hatte ich außer den gewöhnlichen Alltagsgebeten Abwechselung und neue Reizmittel für den Andachtseifer.

Es hat seine Richtigkeit, daß die Andacht das Opium für die Seele ist. Eine mäßige Dosis von Opium reizt, ermuntert; eine stärkere macht berauscht oder wüthend, oder sie bringt endlich indirekte Schwäche, Asthenie, völlige Erschlaffung. Ich habe alle diese Wirkungen nach und nach an mir selber wahrgenommen.

Sehr oft habe ich so ganz aus Seelenkräften mit heiliger Wollust gebetet. Ernstliches Beten soll gutherzig und schön machen, wie Vogt dafür gehalten hat. Vom Ersten bin ich überzeugt; auf das Zweyte habe ich keine Aufmerksamkeit gehabt. Ueberhaupt war es mein ernstlicher Vorsatz, einstens ein großer Heiliger zu werden und Wunder zu wirken. Ich beichtete zuweilen dreymal in der Woche, nach dem Beyspiele meiner frommen Muhme, die mich vielleicht ganz zum Tartüffe erziehen wollte. Ich trug Bußkleider, Zilizien von Haar und von Draht, geißelte mich, und hielt alle schmerzhafte Empfindungen geduldig aus. Ich brach

mir an Speisen ab, welche mir die liebsten waren; durchaus that ich meinem Körper aus lauter mißverstandener Frömmigkeit, oder aus Mißbrauch des Seelenopiums, allerley Plagen an.

Ich hätte gerne alle Leute so fromm gewünscht, als ich selber war; ich konnte ganz in Unruhe gerathen, wenn es mir einfiel, daß mich mein unregelmäßiger Körper zum geistlichen Stande untüchtig machen würde. Ich brennete vor Eifer und Sehnsucht, den sündenvollen Menschen recht herzbrechende Predigten zu halten, und ihnen rührend vorzustellen, daß sie alle in die ewige Verdammniß gerathen würden, wenn sie sich nicht zeitlich zur strengsten Buße bekehrten. Aus allem erhellete es, daß ich des Seelenopinms, so wie späterhin der körperlichen Reizmittel, zu viel genommen hatte, wovon zuerst überspannte Erregung, und hierauf allgemeine Erschlaffung die Folge war. Der Andachtseifer verschwand völlig; die Kräfte nahmen ab, früher als es hätte geschehen sollen. Am ganzen Menschen ist am Ende, wie Manche es mir gar nicht verhehlten, außer Herz und Fingern, beynahe nichts mehr gut geblieben.

Vielleicht habe ich auch in Hammelburg eine Geneigtheit zur Arzeneykunst erhalten. In dem Hause, wo ich wohnte, welches eigentlich meinem Vater gehörte, welcher es von meiner Großmutter gekauft hatte, mag einstens ein Arzt oder Apotheker gewohnt haben. Ich fand in einem Schranke ein Manuskript

eine Materia medica in lateinischer Sprache, nebst mehreren Apothekerbüchsen. Ich studirte die Materia medica, und fieng an, Kräuter zu sammeln, wozu ich schon die Büchsen hatte. Ein Mitschüler ist mir vorzüglich hierzu behülflich gewesen.

Man erlaube mir, einige Worte von diesem Mitschüler zu sagen. Er wurde in der Schule als der verächtlichste Mensch behandelt, weil er sich just nicht in Mönchsdespotismus fügen wollte, auch manche Ausschweifungen begieng. Ich schätzte ihn immer als Freund und als offenen Kopf, obwohl seine, wenigstens vom Professor, äußerst verrufene Sitten mit meiner damaligen Frömmigkeit sehr kontrastirten. Ich fühlte aber selber, daß ich zwar frömmer und gelehrter, er aber klüger (auch älter) wäre. Er machte kein Glück in der Schule, wenn es pro loco galt. Er kümmerte sich wenig um diese Possen, und die Mönche hielten ihn für ein räudiges Schaf, da er außerdem auch Neigung zu Mädchen äußerte, und kein großer Freund vom Kirchengehen war. Er kam nach Fuld, die Philosophie zu hören, zeichnete sich schon besser aus, wurde auch ins Pfarrhaus (Seminarium oder die Pflanzschule der Weltpriester) aufgenommen. Er wurde endlich Kaplan (Helfer) auf einem Dorfe, und lebte unbekannt.

Es kam nun die Saganische Lehrart, überhaupt die Verbesserung des Schulwesens, empor, wozu uns hauptsächlich Mainz, unter dem Kurfürsten Emmerich

Joseph (eigentlich unter dem Minister von Groschlag und Kanzler von Benzel) das erste Beyspiel gab. Man wollte also auch in Fuld die Volksschulen verbessern. Es wurde eine Kommission zu diesem Zwecke ernannt, wovon auch ich Mitglied war. Ich erschien ein= oder zweymal, brachte meinen alten Mitschüler Trümbach, aus Klostertulba im Fuldischen gebürtig, als Direktor des Normalschulwesens an, und blieb davon, da es nie meine Sache war, zu befehlen, auch nicht, mir befehlen zu lassen.

Bey der ersten Versammlung waren bey einer so neuen Sache alle in Verlegenheit, wen sie zum Direktor dieses Geschäftes annehmen sollten? Keiner fand sich, der passen wollte. Ich sagte, daß ich einen empfehlen möchte, welches vielleicht der Einzige im Lande wäre. Ich nannte meinen alten Freund Trümbach, von dem ich wußte, daß er ein fähiger und philosophischer Kopf war, und also sich bald in alles schicken würde. Kaum war einer da, welcher ihn persönlich kannte; von seinen Talenten wollte keiner etwas wissen. Ich hatte daher viel zu schwätzen, bis ich die Herren dahin brachte, daß sie ihm ihre Stimme gaben. Man verließ sich freylich am Ende blos auf mich, und glaubte, ich würde als Eiferer für Schulenverbesserung keinen Unwürdigen empfohlen haben. Er wurde berufen, angestellt, freylich hier und dort ziemlich chikanirt, wie es unter Geistlichkeiten herkömmlich ist. Er gab sich Mühe, brachte

das Schulwesen geschwind empor, schrieb ein Werkchen davon, welches ich der Kaiserin Catharina bey Gelegenheit gab. Sie glaubte, ich hätte es verfertigt, und machte mir Lobsprüche darüber. Ich versicherte sie, daß ich nicht Verfasser wäre. „Man kann sich nicht „satt genug daran lesen," sagte sie, und suchte Gebrauch davon zu machen. Die Fulder Konsistorialräthe hatten ihm schon manches, vermuthlich das Beste, bey der Censur ausgestrichen, wie es überall zu gehen pflegt, wo man Censoren hat.

Mein guter Freund hatte eine schmale, zur Schwindsucht disponirte Brust, liebte Wein und Mädchen und mochte auch dieses vortrefflichen Opiums zu viel genossen haben, und ist frühzeitig zu den Vätern gegangen. In einem andern Lande und bey einer andern Erziehung wäre er vielleicht als ein glänzendes Genie gestorben. Unterdessen hat er mehr Nutzen gestiftet, als mancher Andere, der als großes Genie angestaunt wird.

Ich muß noch von meinen Gymnasiumsjahren nachholen, daß ich zu jener Zeit ein sehr gläubiger Knabe war. Ich glaubte an die vielen Mirakel, an Gespenster, Hexen, an die Kunst sich fest oder unsichtbar zu machen rc. und bestrebte mich selber dergleichen Künste zu lernen.

Am allermeisten wurde mir der Kopf mit Hexengeschichten gefüllt. Meine Tante war im höchsten Grade

abergläubisch, und der Franziskaner, mein Lehrer, war es eben so. Jede Kleinigkeit wurde für Hexerey oder Werk des Teufels angesehen. Der Mönch kam alsbald mit seinen Exorcismen und andern Possen. Eine Magd hatte Hüftweh; es wurde für Hexerey gehalten, und der Mönch herbeygerufen. Er fieng seinen Exorcismus an, nahm mich dazu, um die nöthigen lateinischen Antworten zu geben. Er beschwor den Teufel in lateinischer Sprache, ein Zeichen zu geben, ob er Ursache der Schmerzen wäre. Hierbey hielt er im Sprechen ein, fragte endlich das Weibsbild, ob sie in diesem Augenblicke nichts empfunden hätte; sie antwortete: nein. Nun fieng er seine Sache aufs neue weit kräftiger an, und als er daran kam, daß ein Zeichen sollte gegeben werden, hielt er wieder stille. Nun war das Weibsbild klüger geworden, wußte schon, was diese Pause bedeutete, und winselte erbärmlich vor Schmerzen. So ist sie denn von Tag zu Tage geschickter geworden, die Rolle einer Bezauberten recht gut zu spielen, hatte es auch nachher noch mit Gespenstern zu thun.

Eben auf ähnliche Art mag es mit Andern gegangen seyn; denn bald hernach spielte der nämliche Mönch die wunderlichsten Auftritte mit einer Besessenen. Ein Mädchen hatte den Teufel im Leibe, welches man sonst nur von Weibern glaubt. Es mochte an dem Mönche einen guten Lehrmeister gehabt haben, und spielte seine Rolle meisterhaft. Es wurde ausgestreut, daß der

Teufel das Mädchen in vielen Tagen nichts hätte essen lassen: es fand sich aber, daß unter dem Kopfkissen mancherley mürbe Sachen verborgen lagen. Das Mädchen hatte durch Uebung schon die wichtigsten Stellen des Exorcismus verstanden, und sein Teufel machte, was ihm befohlen ward. Ein klügerer Weltpriester kam einstens zu dem Mädchen, stellte sich, als wenn er Mitleiden mit ihr hätte, und alles glaubte, versicherte aber, daß er hier eine Büchse mit Reliquien hätte, welche sicher Hülfe leisten würden. Es war seine Tobaksdose; er legte sie mit lateinischen Machtsprüchen dem Mädchen auf den Leib, und der Teufel tobte fürchterlich aus Abscheu gegen diese heiligen Sachen.

Die Komödie wurde Jahre lang gespielt, bald in der Klosterkirche, bald in der Wohnung des Mädchens, doch allda meistens im Bette. Endlich wurden der Fürst und die geistlichen Räthe aufmerksam gemacht. Man sprach mit den Mönchen, welche aber nur desto halsstarriger wurden, und durchaus ihre Sache fortsetzen wollten. Man wollte es kurz greifen, und ertheilte den Befehl, daß das Mädchen, woferne es noch einmal sich für besessen ausgeben würde, ins Zuchthaus geführt werden sollte. Der Teufel hatte nun freylich einigen Respekt vor solcher Verordnung, spielte wenigstens seine Farcen nicht mehr öffentlich; die Mönche erklärten es für Crimen laesi Sacerdotii,

für Verletzung der Majestät des allmächtigen Mönchsteufels.

Nun ein Beyspiel der gränzenlosen Mönchseffronterie; oder ein Beyspiel, was sich unartige Menschen unter schwachen Regierungen erlauben! Man kann eben so wenig Freund von schwachen als von despotischen Regierungen seyn.

Der gute, aber schwache Fürst kam im Herbste mit seinem Hofe nach Hammelburg. Ein Hofkaplan und geistlicher Rath Schmitt, und der Leibarzt Oesterreicher, hatten sich am meisten dieser Teufelsgeschichte widersetzt. Die Mönche ließen, wie es am Ende des Schuljahrs gewöhnlich war, durch die Studenten ein Schauspiel aufführen. Es war ein Arrianischer Bischoff, der nach dem Beyspiele von Christus Wunder wirken wollte. Einer sollte sehend gemacht werden, und war blind geworden. Da wurde der Befehl ertheilt, wenn er sich noch einmal für blind (besessen) ausgeben würde, man ihn ins Zuchthaus führen sollte. Es wurde der Leibarzt mit seinem Fernglase und andern Sarcasmen aufgeführt, und der Hofkaplan mit seinem dickplatschigen (so war der Ausdruck, weil er dick war) Gesichte, welche den Bischoffen verleitet hätten, und so weiter. Solche Ungezogenheiten erlaubten sich Bettelmönche im Angesichte des Fürsten und seines Hofes!

Es gab freylich einigen Lärm; besonders war der Leibarzt, ein heftiger Mann, in Wuth. Es kam endlich

so weit, daß der Provinzial kam, und Alle wieder aussöhnen wollte. Er versprach dem Leibarzte, der Mönch, Direktor des Schauspiels, sollte kommen und ihm eine Abbitte machen. „Lasset mir den bösen Buben „weg, sagte er, ich behandle ihn mit Ohrfeigen.“ Aber der Fürst und die andern Herren von der geistlichen Regierung hatten zuviel Mönchsreligion, als daß sie so eine religiöse Rache hätten übel deuten sollen.

Zur nämlichen Zeit baueten diese Bettelmönche noch einen großen Flügel an ihr Kloster; sie gaben vor, daß es blos ein Aufenthalt für Kranke seyn sollte. Am Ende waren es lauter Mönchszellen, und ihre Zahl, die vorerst auf zwölf, endlich auf zwanzig eingeräumt war, stieg nun auf achtzig. Man berechne hier den Nachtheil für ein geringes und armes Land, welches vier Klöster von bettelnden Franziskanern, und ein Kapuzinerkloster hat! Man erwäge das Unheil, welches auf den Menschenverstand dieses armen Volkes durch diese Apostel des Aberglaubens verbreitet wird!

Der Glaube an Hexen war zu jener Zeit so allgemein, daß sich ein Mönch, welcher Professor Juris canonici in Fuld war, und nachher Prälat im Fränkischen wurde, nicht schämte, einstens am Hofe an der Marschallstafel zu erzählen, daß ihm eine Frau gebeichtet hätte, daß sie eine Hexe wäre, zu dessen Beweise sie ihm sogleich Läuse an die Wand gezaubert hätte.

Ich könnte noch mehrere Hexengeschichten anführen, und Mährchen von Besessenen, welche von Mönchen zuversichtlich erzählt wurden: ich werde aber hier nur noch eine einzige anführen, welche ein alberner auswärtiger Mönch aus einer Prälatur, am Kurorte zu Brückenau, wo ihn der Fürst mit an seine Tafel nahm, erzählt hatte. Den Mönchen in seiner Prälatur waren auf einmal die Penes (Ruthen) durch Zauberey weggekommen. Im größten Kummer versammelten sich die Mönche im Chor, beteten innbrünstig, um die verlorne Sachen wieder zu erhalten. Auf einmal erschien die Hexe, welche Catharine hieß, mit einer Schachtel voller geraubter Dinge, woraus denn nun wieder jeder den seinigen nahm. Der Mönch erzählte es schaamlos fort, obwohl der dabey gegenwärtige fromme fuldische Vicarius Generalis Ritter beständig in Unwillen räusperte. Es wurde nun freylich von muthwilligen Kavalieren lang und viel gescherzt über die Catharineschachtel, über den Vorzug des Prälaten ꝛc.

Damit nun protestantische Leser nicht überlaut über die dummen Katholiken lachen, muß ich ihnen auch ein protestantisches Aktenstückchen erzählen. Im Fuldischen liegt ein Städtchen und Amt Dernbach, welches lange von Eisenach in Besitz genommen, und nach langen Prozessen wieder fuldisch geworden war. Zur Zeit der Eisenachischen Regierung gab es viele Besessene im Orte. Es wurde alles gar ordentlich zu Protokolle genommen,

und an den Schöppenstuhl nach Jena geschickt, wo sie denn nach Rechtsgründen zum Scheiterhaufen, oder sonst zu schweren Strafen verdammt, und Manche auch richtig verbrennt wurden. Ich habe mehrere solcher Prozesse, welche alle im Amthause schön geschrieben und gut erhalten sind, genau gelesen, und in Auszug gebracht. Zu jener Zeit gab ein gewisser junger Gelehrter, Dr. Rühl, welcher erst frisch von der Universität gekommen war, in Frankfurt ein Journal heraus. Ich schickte ihm meine Auszüge, er hat sie aber, vermuthlich aus Schonung für die Universität Jena, wo er selber studirt hatte, nicht in Druck gegeben. Jener Schöppenstuhl mag das Vorbild der nachherigen Jenaer Literaturzeitung gewesen seyn.

Die ganze Geschichte der Besessenen reduzirte sich auf geile Träume, oder auch ein Bischen Hurerey für sehr geringes Geld, welches die Weiber gestanden, und dem geilen Teufel, der sie sollte mißbraucht haben, zur Last gelegt hatten. Ich kann dermal diese Geschichtchen nicht mehr genau genug ins Gedächtniß bringen: wer aber Lust hat, kann sie noch heutiges Tages ausführlich in den Protokollbüchern des Amtes Dernbach lesen.

Nachher kam die Nonne Renata von Klosterzell bey Würzburg, bey deren Verbrennung der Jesuit eine kräftige Rede gegen die Freygeister und Zweifler hielt, welche nun hier durch diese gerichtliche Handlung von der Existenz der Hexerey überwiesen wären.

Soviel ich weiß, war die letzte Hexenbrennerey zu Glarus in der Schweiz. Wer weiß, wo man nach wenigen Jahren wieder von Neuem den Anfang macht? Vielleicht in London!

Ich muß nur noch Etwas von der Erziehung meiner Tante erzählen. Ich wurde bey ihr sehr fromm und einsam gehalten, woran hauptsächlich Besorgniß wegen meines unglücklichen Rückens der Beweggrund war. Ich kam auf keinen Spielplatz zu andern Studenten, suchte meine Lebhaftigkeit zu Hause durch Springen im Hofe und Garten in Uebung zu erhalten. Dadurch geschah es denn auch, daß ich nicht lernte auf Bäume zu steigen, auf dem Eise zu schleifen, vielweniger im Wasser zu schwimmen. Einstens war meine Tante verreiset, da kamen Abends einige meiner Mitschüler, nahmen mich mit zu dem bey ihnen gewöhnlichen Spaziergange in der Stadt. Ich sprang wie ein losgelassenes junges Fohlen, hätte gerne allerhand Unordnungen und Lärm auf der Gasse angefangen, und konnte nicht begreifen, wie meine Kameraden so still und ruhig ihren Gang machen konnten. So sah man Mädchen und Jünglinge sich zügellos den Ausschweifungen überlassen, wenn sie auf einmal aus strenger Obhut in freye Gesellschaft gelassen wurden!

So fehlerhaft unterdessen auch bey meiner Tante die Erziehung gewesen seyn mag, so hat sie vielleicht doch viel dazu beygetragen, daß ich in meinem übrigen

Leben sehr an Ordnung gewöhnt war. Bey ihr war alles klösterlich mit pünktlicher Ordnung. Ich habe auch in der Folge immer, wenn es seyn konnte, Ordnung in Essenszeit und andern Dingen beybehalten. Selbst in der Unordnung war etwas Regelmäßiges. Z. B. ein Buch, Scheere, Messer, oder was es war, wenn es auch nicht an gehörigem Orte zu liegen kam, so legte ich es doch nach jedem Gebrauche wieder an den nämlichen Ort, so, daß ich es immer leicht wieder zur Hand hatte, woferne mir nicht manchmal Andere, selbst in der Absicht, alles in Ordnung zu stellen, es schwerer machten, meine Sache wieder zu finden.

Zu jener Zeit wurden in katholischen Städten, in der Charwoche, meistens am Charfreytage Farcen gespielt, die doch auch nicht ganz dürfen vergessen werden. Es hielt schwer, bis sie nach und nach abgestellt wurden. Sie unterhielten Dummheit, Aberglauben, und die hierauf sich gründende Mönchssuperiorität. Wer sich unterstand etwas dagegen zu sprechen, war Freygeist, d. i. Religionsjakobiner.

Schon die letzten Wochen in der Fastenzeit krochen Studenten, oder wer wollte, in Säcke, schleppten schwere Kreuze, geißelten sich, oder giengen mit ausgespannten Armen, die durch einen durch die Ermel des Sackes gezogenen Stock in der Höhe gehalten wurden.

In geringen Städtchen waren die Kittel, welche auch das Gesicht bedeckten oder maskirten, von grober

ungebleichter Leinwand. In größern Städten, wo Jesuiten die Prozession führten und anordneten, waren es blau oder rothgefärbte Kittel. Auch giengen bey der großen Prozession am Charfreytag oder Palmsonntage Jungens mit Fackeln neben jenen, welche mit ausgespannten Armen wanderten, hielten von Zeit zu Zeit die Flammen an die Hände, um das Blut in den erstarrten oder erkalteten Händen freyer zirkuliren zu machen. Auch duldeten die Jesuiten nicht mehr jene Geißler, welche, wie es bey andern Mönchen gebräuchlich war, sich den Rücken durch scharfe Geißeln zerhieben, und eine blutige Schweinerey vorstellten.

Solche geistliche Possenspiele waren den Landstädtchen durch den Zulauf des Volkes so einträglich, als es in andern ein berühmter Viehmarkt ist. Mit der Prozession erschienen gar possierliche Karrikaturen. Gott der Vater mußte meistens selber die Prozession im großen Kirchenornate mitmachen, auch die Mutter Maria, und mehrere Heilige und Heiliginnen. Dabey ritten Könige und Helden, Herodes, Pilatus und andere. David harfte. Ein allmächtiger Wallfisch wurde mitgetragen, in welchem Jonas sang. Christus wurde von Juden gefangen, verspottet, herumgezogen, gepeitscht. Samson im Harnische wurde von geharnischten Philistern geführt, deren er Einen nach dem Andern an der Kette herbeyzog, und ihm einen Hieb mit seinem Kinnbacken gab, wobey sich die Kerls immer nach Möglichkeit

anstrengten. Solcher Geschichten wurden noch mehrere vorgestellt, bis zuletzt Christus am Kreuze und endlich im Sarge kam.

Mit der Prozession liefen viele Teufel mit ungeheuren Schwänzen, mit welchen sie zuschlugen und Ordnung erhalten sollten, aber auch manchen Unfug trieben. Ich muß hier auch einige Teufelsanekdötchen erzählen. Ein junger Mensch nahm einem dieser Teufel gegen ein Geschenk Kleid und Maske ab. David war ein guter Harfenschläger; der unbekannte Teufel hielt sich also meistens bey David auf, beschenkte ihn, ließ sich Stückchen spielen und tanzte. Ein anderer Teufel hatte einen Bauern mißhandelt. Er merkte nun, daß sich einige Bauern zusammenrotteten, ihn immer beobachteten und verfolgten, um ihn an einem schicklichen Orte abzuprügeln. Er überredete also einen andern Kerl, seine Maske anzulegen. Die Bauern beobachteten nur die Maske; der Kerl (neue Teufel) wußte von nichts; es traf sich, daß er an einen etwas abgelegenen Ort unter die Bauern kam, welche ihn jämmerlich prügelten, so, daß er mehrere Löcher in den Kopf bekam. Ein anderer Teufel hatte soviel mit seinem Schwanze (außer welchem sie meistens auch Peitschen führten) geschlagen, daß er ihm abgerissen war. Eine Frau stand in einem tiefliegenden Zimmer am Fenster; der Teufel hielt seinen Hintern zum Fenster hinein, gab der Frau den Schwanz und ließ ihn in

dieser Attitüde frisch annähen. Hieraus sieht man, was das für herrliche christliche Prozessionen und Gebräuche waren.

Am Palmsonntage führte man in Fuld auch einen großen Esel mit der Prozession. In den Hintern (anus) legten fromme Weiber die gefärbten Eyer für ihre Kinder, welche dadurch so gut als geweihet waren. Als ich zu Fuld am Hofe war, fieng ich bald an, mich gegen diesen Palmenesel aufzulehnen, und bey jeder Gelegenheit gegen ihn zu sprechen. Aber er soutenirte sich noch lange gleich manchem schlechten Journale.

Jünglingsalter, Universitätsjahre.

Im Jahre 1758 wurde ich nach Würzburg auf die Universität gebracht. Es wurde damals gewöhnlich zwey Jahre lang Philosophie unter Jesuiten studirt, alsdann wurde Theologie (unter Jesuiten), Rechtsgelehrsamkeit oder Arzeneykunst gewählt.

Derselbige Jesuit lehrte im ersten Jahre die Logik und Metaphysik, die Physik im andern Jahre, wo alsdann noch an gewissen Tagen ein Lehrer der Mathematik, und ein anderer der Experimentalphysik dazu kam. Alles geschah in lateinischer Sprache; denn man wollte und konnte jene Philosophie nicht populär machen, weswegen man eine den Meisten unverständliche und sehr verdorbene Sprache wählte, welchem Beyspiele die Kantianer treulich gefolgt sind; denn ihre Sprache ist für das Publikum beynahe eben soviel, als wenn sie lateinisch, griechisch oder hottentottisch geschrieben hätten. Diese neue Philosophie hat viele Aehnlichkeit mit jener der ägyptischen und griechischen Priestercaste, welche die Dinge so in Dunkel einhüllte, daß sie solche selber nicht verstand.

Unser Lehrer der Logik und Physik, welcher hernach Professor der Mathematik zu Bamberg wurde, war ein einfacher und ehrlicher Mann, welcher kein Freund von Jesuitenkniffen war. Es war zu jener Zeit noch Mode,

daß jeder Professor sein Handbuch in die Feder dictirte, wo denn zuerst geschrieben, hernach erklärt und zuweilen disputirt wurde. Am Samstage Nachmittags wurde Katechismus oder Religion erklärt.

Unsere Logik war die peripathetische, wie man sie dermalen in neueren Zeiten mit vielem Bombast wieder aufgewärmt hat. Es war die Philosophie der Griechen, wovon geschrieben steht: „Anstatt Wahrheiten zu „entdecken, machten sie Systeme, vernachläßigten den „Weg der Beobachtung, um sich ihrer Phantasie zu „überlassen, und suchten ihre Meynungen durch Sub„tilitäten zu vertheidigen." [3]

„Es waren Schulen, wo man lernt, nicht was ist, „sondern was ein Anderer gedacht hat, wo der Lehrer „seinem Schüler für die Natur selbst gilt, und wo die „größten Anstrengungen des Fleißes dazu verwendet „werden, einen Menschen zu verstehen, der sich selbst „nicht versteht." Tout comme chez nous!

Ich kann hier kürzlich Etwas von den Einsichten meines Lehrers anführen. Z. B. als die Sprache vom Copernikanischen Systeme war, wollte er uns, wie ich mich noch deutlich erinnere, die Ungereimtheit dieses Systemes zeigen, und sagte, wenn die Welt herumgienge und nicht die Sonne, so müßten wir ja auch zuweilen nach Italien oder Spanien kommen. In Religionssachen wollte er uns einstens recht starke Beweise

3 S. die Republiken des Alterthums. II. Griechische Philos. S. 54. u. s. w.

beybringen. Er glaubte, daß man so wenige Ketzer bekehre, rührte blos daher, weil man nicht vom rechten Prinzip ausgienge. Zuerst, sagte er, muß man die Untrüglichkeit der Kirche oder des Pabstes beweisen; da kam nun das: tu es Petrus et supra hanc petram aedificabo ecclesiam meam, und noch mehrere bekannte ähnliche Beweisgründe. Wenn ich nun einmal, sagte er weiter, die Untrüglichkeit der Kirche erwiesen habe, so muß blos jenes wahr seyn, was die Kirche gelehrt hat; es finden alsdann keine Zweifel und keine ketzerischen Einwürfe Platz; jeder Ketzer, welcher sich bey einem solchen Glaubensvertheidiger nicht bekehrt, muß ein verworfener Bösewicht seyn.

Den Sonnabend waren die Nachmittagsstunden für Erläuterung der Religionslehren gewidmet. Man hatte damals einen kurzen lateinisch geschriebenen Katechismus von P. Canisius, welchen man in den Klassen auswendig lernen mußte, um ihn hernach wieder zu vergessen. Unser Professor erklärte uns die katechetischen Lehren, und erzählte uns mehrmal, daß der wackere Canisius so große Verdienste um die Religion gehabt, und außer dem kleinen Katechismus noch zwey lateinische Foliobände über den Katechismus geschrieben hätte. Immer werden doch die größten Verdienste verkannt, und die besten Werke bleiben ungelesen! Hätte Mirabeau zweymal im Jahre die Werke eines P. Canisius durchgelesen, so würde er sich zuverläßig

nicht so thätig mit dem Revolutionsgeschäfte abgegeben haben.

Die Experimentalphysik war zu jener Zeit noch etwas Neues. Die Jesuiten fiengen dieses Studium erst an, als sie schon lange als ächte Peripathetiker (Kantianer) dagegen gekämpft, und manchen ehrlichen Mann verketzert hatten. Alle kleine Geister widersetzen sich dem, was neu aufgebracht wird, besonders wenn sie von Stolz oder Vorurtheilen beseelet sind. Es war in Würzburg ein Arzt und Professor Ettleben gewesen, dessen Sohn mit mir studirte, und lungensüchtig, wie sein Vater, starb. Dieser Professor war auf englischen und andern Universitäten gewesen, hatte bessere Grundsätze von Physik und Philosophie, als es bey Jesuiten gewöhnlich war. Er wollte Experimentalphysik und neuere Systeme bekannt machen, weswegen ihn schon die Jesuiten als ihren Feind betrachteten und verfolgten. Einstens kam es bey einer Inauguraldisputation so weit, daß der Dr. Ettleben von seinem Platze aufstieg und den Jesuiten absque permissu superiorum, eine öffentliche Ohrfeige gab.

Der Mann starb verfolgt und arm. Unterdessen wurde sein Büchervorrath in die öffentliche Bibliothek gekauft, und fast alles Gute und Wichtige von physikalischen und medizinischen Werken, was ich dort in der Bibliothek fand, war aus Ettlebens Büchersammlung dahin gekommen.

Der Lehrer für die Mathematik war P. Huberti, welcher mehr Wissenschaft hatte als Vortrag und Menschenverstand. Doch war er ganz im Jesuitismus eingeweihet, und soll, als der Orden schon aufgehoben war, noch inkognito die Rolle eines Provinzials (Obern) gespielt haben. Der eigentliche Ordensbischoff war der Exjesuit Graf Lehrbach, Onkle des Ministers, welcher alle zwey oder drey Jahre herumreisete, um seine Ordensbrüder aufzusuchen und zu trösten. In den letzten Jahren des französischen Krieges, wo schwache Köpfe sich so sehr nach Jesuiten sehnten, und wo in den meisten Staaten der Menschenverstand schien auf die Neige zu gehen, hat er fleißiger als vormals seine Reisen gemacht; er besuchte freylich am fleißigsten jene geistlichen Länder, welche er für die dümmsten, also für die tüchtigsten zu seinem Plane hielt. Huberti's Vortrag machte das trockene mathematische Studium noch viel trockener und unangenehmer. Sobald dieser widrige Lehrer auf den Katheder trat, liefen die Meisten aus der Schule; ich selber auch lief sehr oft davon, obwohl ich noch nachher seine uns dictirte Optik, Dioptik, Catoptrik studirte.

Von den philosophischen Gesinnungen dieses Mannes liegt mir noch eine Anekdote sehr deutlich im Gedächtnisse. Ich weiß nicht, wie es kam, daß außer der Schule, wo wir ihn bis an das Jesuitenkollegium begleiteten, die Rede von Voltaire war. Nun fieng

er an, uns die übelste Beschreibung von diesem Unchristen zu machen. Für diesen Bösewicht, sagte er, wird ein besonderes Kabinet in der Hölle gebauet, damit er recht nach Verdienst könne gestraft werden.

In der Logik, was man sonst die sechste Schule hieß, waren unserer über 130 im Anfange des Schuljahrs; nach der ersten Hälfte desselben war die Anzahl nicht mehr dieselbige. Der Professor machte zwey Abtheilungen, die besseren und die geringeren. Es versteht sich, daß unter die erstere Abtheilung auch alle Söhne reicher Eltern aufgenommen waren. Die zweyte Abtheilung sollten eigentlich die Sanscülotten seyn, doch waren auch Köpfe unter ihnen, welche es wohl verdient hätten, in der ersten Abtheilung zu seyn. Wir wurden nach den Anfangsbuchstaben des Namens gesetzt, also kam ich mit meinem W am nächsten an die Ersten der zweyten Abtheilung, und lernte sie genauer kennen.

In der Logik heißt der Jesuit den Studenten Ihr; in der Physik Er. Bis das Jahr der Logik zu Ende geht, hat sich gemeiniglich schon der vierte Theil der Schüler verloren. Die Logik und Physik wurden in lateinischer Sprache dictirt und erklärt. Man kann sich nun vorstellen, was für Zeug von manchen, die das Latein nicht verstanden, zusammengeschrieben, und was von der Erklärung des Professors verstanden wurde!

Im Disputiren mußte alles durch Syllogismen vorgetragen werden. Kein Einwurf, keine Wahrheit

galt, wenn sie sich nicht durch drey regelmäßige Glieder darstellte. „Das ganze System der Natur mußte in „einen Major und Minor eingeschlossen werden.“

Man mußte den Syllogismus, welchen der Opponent aufstellte, zuerst ganz resumiren, alsdann gliedweise mit concedo, transeat, nego, oder distinguo beantworten. Der Minor war hier, wie fast bey allen Gelegenheiten, fast immer derjenige Theil, welcher verworfen (negirt) wurde. Es gehörte viel Muth oder Eigensinn dazu, um schon den Major mit einem kühnen nego wegzustoßen.

Die neumodischen Subtilitäten, sogar die Kunstsprache (nur in lateinischen Ausdrücken), war bey uns im Gange. Es gab da viel formaliter, materialiter, objective, subjective, ens rationis, a parte rei, haecceitas, quidditas, perceptio, intuitio (Anschauung), primo intentionaliter, secundo intentionaliter, und alles Mögliche, was nur immer zu jetzigen Zeiten Kant und seine Nachfolger wieder aufgewärmt haben. Blos vom allmächtigen Imperatif erinnere ich mich wenig gehört, vielmehr bemerkt zu haben, daß die Studenten schon zeitlich anfiengen, wie es sonst bey den meisten jungen Philosophen gewöhnlich war, sich mit dem Conjunctif abzugeben.

Wenn ich es der Mühe werth hielte, so getraute ich mir, die ganze heutige-sogenannte Philosophie, aus meinen alten Mönchsschriften und älteren gedruckten

Werken darzulegen. Allein ich lese dermalen schon wenige von den Büchern, die ich verstehe, und noch wenigere oder gar keine von denjenigen, die ich nicht verstehe; zum Beweise, daß ich gar nicht zu den jungen Gelehrten von heutigem Schlage gehöre, welche nichts fleißiger lesen, studiren und bewundern, als was sie nicht verstehen; welche Stimmung der Gemüther dem Emporkommen mancher Lehren ungemein günstig gewesen ist. Auch bey jener Philosophie machten exotische Wörter den größten Theil der Gelehrtheit aus. Projicit ampullas et sesquipedalia verba. Alles mußte durch lateinische, griechische oder sonst unverständliche Wörter ausgedruckt werden.

In Würzburg kam ein Vetter zu mir, dessen Vater in Frankfurt die Kaufmannschaft gelernt, und allda Geschmack an deutscher Lektüre bekommen hatte. Er besaß eine artige Büchersammlung, aus welcher der Sohn mehrere Stücke zu sich nahm. Dieser Vetter hatte also schon einige unter katholischen Studenten damals noch sehr seltene Belesenheit, obwohl er sonst im Studiren just keiner von den Fleißigen war, auch keine große Talente besaß, und am Ende seine Jahre ganz phlegmatisch in Wien verlebte. Er machte mich mit deutschen Büchern bekannt, und war meistens Schuld, daß ich meine peripathetische Philosophie geschmacklos fand, und just nicht mit besonderem Eifer studirte. Ich hatte selber schon manchmal einigen Ekel an jenen

unnützen Possen gefühlt. Doch studirte ich immer soviel, daß ich unter die Abtheilung der besseren Studenten mit Recht gehörte.

Mein Vetter hatte mir die zu jener Zeit gangbaren Wochenschriften, Gedichte, Romane und andere deutsche Schriften zu lesen gegeben. Ich habe sie zwar ohne allen Geschmack, doch meistens mit Wollust gelesen, woraus sich denn nach und nach einiger Geschmack gebildet hat. Ich kaufte mir selber dergleichen Bücher, wenn ich von meinem Gelde etwas übrig hatte. Männer, welche damals etwas von deutscher Literatur verstanden, waren in Würzburg eine wirkliche Seltenheit; man mochte sie auch unter die Klasse der Ketzer oder Freygeister zählen.

Durch Lesung deutscher Bücher bemerkte ich endlich einigen Unterschied in der Rechtschreibung und Sprachkunst, wenigstens Etwas, so von meiner katholischen Schreibart ganz verschieden war, und mir weit besser gefiel. Ich machte mir nach und nach selber einige Sprachregeln aus solcher Lektüre, und fieng an, mich darnach zu bilden. Ich glaubte, daß die deutschen Schriftsteller blos aus der Absicht, die Sprache zu verbessern, geschrieben hätten; und da ich nun schon mehrere Schriften gelesen, und mir Regeln abstrahiret hatte, so fieng ich auch selber an, Aufsätze über verschiedene Materien zu schreiben, wodurch ich glaubte zur Verbesserung der Sprache, wovon ich eigentlich

noch keine Grundsätze hatte, beygetragen zu haben. Es geht mir hier wie Lichtenberg, der so sehr wünschte, seine Schreibbücher von Jugend an gesammelt zu haben. Es ist ja dieses eine Eigenheit fast aller jungen Leute, daß sie alsbald Andere belehren oder recensiren wollen, sobald sie nur mit einigen Kenntnissen übertüncht sind. Ich war aber so bescheiden, daß ich meine Aufsätze blos meinem Vetter und sonst keinem Menschen zeigte, nur manchmal mich selber darüber ergötzte. Von deutscher Grammatik und Orthographie hatte ich noch nie etwas gesehen, und gar keine Anweisung gehabt. Endlich fiel mir Gottscheds Grammatik in die Hände, welches ich für eine große Glückseligkeit hielt.

Unglücklicher Weise fieng bey allem dem mein Andachtseifer an, ziemlich lau zu werden, wiewohl er noch nicht so ganz nachgelassen hatte. Als ich Philosophie unter den Jesuiten hörte, wandelte mich nach ihren Bußpredigten (sogenannten Exercitien) noch einmal eine heilige Wuth an; ich wollte noch eine Generalbeichte ablegen. Der Jesuit, welcher viel Frauenzimmer vor dem Beichtstuhle stehen hatte, schickte mich, ich weiß nicht unter welchem Vorwande, fort, welches mich äußerst niederschlug. Ich war noch ganz keuscher Jüngling, hatte noch nichts von Onanie begangen, nahm unwillkührliche Regungen, die ich doch nicht verhindern konnte, für lauter Sünden, und da es nun auch Ergießungen im Schlafe gab, so wußte

ich noch gar nicht, was es bedeutete, bis endlich, da ich schon ein halbes Jahr Physik gehört hatte, ein Mitschüler es mir erklärte, und mich hernach mein Vetter hierüber noch klüger machte. Auch lernte ich unterdessen aus P. Voit's Theologia moralis, die ich las., ohne je Theologie studiren zu wollen, daß es eben keine Sünde wäre, wenn dem gesunden Beichtvater eine Pollution entgienge, während ihm junge Mädchen die Sünden ihrer oder fremder Finger, oder gar eines andern sündhaften Theils erzählten, und ihn zur höchsten Hitze wollüstiger Phantasie brächten. Ich muß aber hier erzählen, daß mich just dieses Buch im Anfange zur Raserey eines Büßenden gebracht hatte. Ich wußte nicht, was semen war, nahm also effusio seminis für bloße Erektion, der ich so oft unterworfen war, und für welche ich mich gänzlich als Sünder verantwortlich glaubte, da ich kein Beichtvater war, auch sie nicht per frictionem zu Pferde erlitt, welchen Fall P. Voit eben so gut, als jenen im Beichtstuhle, entschuldigte. Meine fromme, einsame Erziehung hatte also doch das Gute gestiftet, daß mir bisher Selbstbefleckung ganz unbekannt geblieben war. Ich lernte in meinem neunzehnten Jahre das größere Venusgeschäfte, ohne noch etwas vom onanitischen gewußt zu haben. Ich kann aber schwören, daß ich alles fromm gebeichtet habe, es mir also auch vom Beichtvater an Gottes Statt, und zur Rettung meiner armen Seele, vergeben wurde.

Anstatt der Andächteley fühlte nun endlich mein Geist eine andere Art von Wollust, nämlich an schönen Wissenschaften. Ich wurde ziemlich umgestimmt, aber zur gänzlichen Aufklärung war ich noch lange nicht reif geworden, wie es sich in der Folge noch zeigen wird.

Der Verstand hat gar schwere Kämpfe zu überstehen, bis er Fortschritte zur Wahrheit und Aufklärung machen kann. Mächtige Hindernisse und Feinde müssen überwunden werden. Auf allen Seiten stellen sich Vorurtheile entgegen. Die Vorurtheile der Philosophen, sagt Condorcet,[4] schaden den neuen Fortschritten der Wahrheit; die Vorurtheile der weniger Aufgeklärten oder Obscuranten, verzögern die Verbreitung schon bekannter Wahrheiten; jene gewisser angesehenen und mächtigen Stände stellen Hindernisse in den Weg.

Durch Bücherlesen und Umgang mit meinem Vetter und noch Einigen, war meine Denkungsart freylich viel umgestimmt worden. Ich muß es hier selber gestehen, daß die Patres so gar Unrecht nicht hatten, wenn sie ihren Studenten alles verboten, was zu Berlin und Leipzig gedruckt, und nicht von einem Priester aus der Gesellschaft verfaßt war. Denn nur im Dunkeln zeigt sich ihr Glanz am stärksten, so wie wir es von mancher Gattung von Käfern bemerken. Man merkt es ja handgreiflich, daß die Liebe zur Andacht, die Ehrerbietung

4 Esquisse d'un tableau historique des progrès de l'esprit humain. 1797. pag. 15.

gegen den Orden, und die Furcht vor Gespenstern, Hexen und Teufeln abgenommen hatten, so wie der Geschmack an guter Lektüre gewachsen war. Wenn es nun gewissen Fürsten daran gelegen ist, die Köpfe auf guten alten Fuß mit Nebel umhüllen zu lassen, so werden sie ganz konsequent handeln, wenn sie sowohl die Erziehung ihrer Prinzen, als auch jene der übrigen Schuljugend blos orthodoxen Ordensmännern überlassen. Denn es scheint doch fast der Wille der Götter zu seyn, daß es auf der Welt meistens Schafsköpfe geben soll, oder daß die Welt durch Betrüger soll geführt werden. Daher wurde von allen Seiten gerufen, als die französische Revolution begann, daß man den Jesuitenorden wieder herstellen müsse. Paul verbot alle Bücher; aber Paul ist nicht mehr.

Seit zwanzig Jahren waren Prozessionen nicht so häufig und mit solchem Prunke angestellt, als es am Ende des achtzehnten Jahrhunderts geschah. Auch in dem so niedrig gesunkenen London führte man heuchlerisch Prozessionen auf. Es sind dieses die gewöhnlichen Kunstgriffe jener Staatsminister, welche selber gar keine Religion besitzen. Man bedarf der Hülfe oder des guten Willens des Volkes, und dieser John bull (Hanns Stier) muß durch Religionszeremonien getäuscht und geschmeidig gemacht werden. Es soll ja selbst ein Neffe des wackern Migazzi [5] gesagt haben: mein

[5] S. Beyträge zur Geschichte Josephs II., Leopolds II., Franz II. ein Werkchen, welches jeder Wiener beherzigen sollte.

Onkel glaubt so wenig als Spinoza und Voltaire, aber er spricht und handelt so, wie es das Interesse seines Standes erfordert.

Wer zu dieser Schafskopfsperiode in der Welt fortkommen wollte, mußte viele Dummheit besitzen, oder viele Religion affektiren. Nun fühlte ich erst, wie sehr es gefehlt war, daß ich schon lange vom Plane meiner Hammelburger Erziehung ausgeartet, verführt, und endlich für die Schafskopfszeiten ganz verdorben war. Ich taugte durchaus nicht mehr dazu, Andächteley, oder, wie die großen Minister, Heucheley zu treiben. Ich hatte in meinem männlichen Leben viel gelesen, gesehen, erfahren, und konnte nun unmöglich gerade so denken, wie Andere wollten.

So ruhig ich unterdessen meine Wege wanderte, mich in gar nichts mischte, äußerst selten meine Gedanken äußerte; so wollten mir doch alle Andächtler und Obscuranten ansehen, daß ich nicht dächte wie sie und andere Betrüger oder Schafsköpfe, daß ich also Illuminat oder Jakobiner seyn müßte.

Als ich in Heilbrunn mich aufhielt, und man mich dort ruhig fortleben ließ, that man mir von Mannheim bis Wien die Ehre an, mich auf die Liste der nach Aschberg gebrachten Arrestanten zu setzen, obschon ich, als Fremder in Schwaben, nie mit Einem von jener Gesellschaft mündliche oder schriftliche Konversation gehabt, noch je Etwas von ihren Planen gehört hatte.

Es soll andere schlechte Kerls gegeben haben, welche Jakobinerlisten zusammensetzten, auf deren einer zu Heidelberg auch mein Name soll gelesen worden seyn. Meines Wissens habe ich nie einen Jakobiner gesprochen, und gehöre auf der ganzen Welt zu keiner Sekte oder Verbindung. Blos der vernünftige und rechtschaffene Mann ist derjenige, dessen Gesellschaft mir schätzbar ist.

Gerechter Himmel! würde es meine Muhme noch unter der Erde erfahren haben, daß ich als Unchrist oder Jakobiner sollte arretirt seyn; so hätte sie mir vielleicht alles Unheil gegönnet, weil ich ihrer äußerst frommen oder heiligen Erziehung nicht treu geblieben war: meine seligen Lehrer würden triumphiret haben, weil ich ihre Frommheit und ihr Wissen für Albernheit ausgegeben hatte.

Für Schwachköpfe will ich nur hier noch erinnern, daß es eben nicht eine so leichte Sache ist, einen russischen Etatsrath, ohne erwiesenes Verbrechen, von einer hochfürstlichen Kommission auf die Festung setzen zu lassen, als einen Advokaten, Magister, Posthalter oder Exlieutenant. Uebrigens habe ich dermalen schon 59 Jahre zurückgelegt, und werde nicht just meine aus Studiren, Weltkenntniß und Erfahrung entsprungene Denkungsart umändern, oder deswegen ablegen, weil Andere nicht so denken. Ich werde unterdessen mich still und ruhig verhalten, und so den Ausgang der Dinge abwarten. Ich werde blos Andern, welche noch

Glück auf dieser sonderbaren Welt machen wollen, den auf Erfahrung gegründeten Rath ertheilen, daß sie sich vor Allem bestreben sollen, sich andächtig und dumm zu bezeigen, wenn sie es nicht schon wirklich sind. Erst, wenn man keiner Beförderung und keiner Unterstützung mehr bedarf, kann man es wagen, blos ehrlicher Mann zu seyn.

Lassen wir die Welt, wie sie ist! Vielleicht wird sie noch im Alter klüger und besser werden! Es kann wohl noch recht gut werden in unserer besten Welt, aber wir erleben es nicht, hat Voltaire gesagt. Ich kehre also wieder auf meine Jünglingsjahre und Studien in Würzburg zurück.

Als ich nun meine sogenannte philosophische Laufbahn geendigt hatte, trat wieder die Schwierigkeit ein, was ich ferner für ein Studium wählen, ob ich Jurisprudenz oder Arzeneykunst ergreifen sollte? Mein ehemaliger Lehrer auf dem Gymnasium hatte sehr auf mich gedrungen, Jura zu studiren; er stellte mir alle Schwierigkeiten bey Ausübung der Arzeneykunst vor. Eben diesen Rath gab mir ein Amtmann Schaup im Fuldischen, den man für den gelehrtesten im Lande hielt. Ich machte diesem die Einwendung, daß es der Juristen allzuviele gäbe. Er versicherte mich, daß er im ganzen Vaterlande kaum Einen wahren Juristen kennete.

Mein Lehrer in der Philosophie, der Jesuit P. Jacobs, schenkte mir zum Abschiede Sarrasa ars

semper gaudendi, in zwey Bändchen. Er fragte mich, welchen Stand ich nun wählen würde? Ich sagte ihm, daß man mir jenen der Rechtsgelehrten gerathen hätte. Er war frommer Mann, und mochte von der Frömmigkeit der Rechtsgelehrten keine gar günstige Meynung hegen. Er rieth mir aus gutem Herzen nachdrücklich, die Arzeneykunst zu studiren, wobey sein Hauptbeweggrund war, weil ich in diesem Stande mich gegen meinen Nebenmenschen am meisten wohlthätig zeigen könnte. Der Präsident Lamoignon fragte einen berühmten Advokaten, wozu er seinen Sohn bestimmt hätte? Der Advokat sagte, wenn er geschickt wird, so widme ich ihn meinem Metier: (französische Advokaten plädiren, müssen also Beredsamkeit und Geschicklichkeit haben); wenn er aber nichts lernen will, so will ich ihn zum Rathe machen (die Stelle eines Conseiller konnte in Paris gekauft werden).

Das Schuljahr und philosophische Studium waren jetzt geendigt. Ich reisete also ins Vaterland, um mich dort mit meinem Vater zu berathschlagen. Aber auch mein Vater äußerte mehr Neigung zur Arzeneykunst, als zur Rechtsgelehrsamkeit. Von seinen drey Söhnen sind also zwey Aerzte, und Einer Rechtsgelehrter geworden. Er hatte selber Lust an praktisch-medizinischer Lektüre, und rieth manchem armen Kranken ein Hülfsmittel nach Gutdünken. Auch war er schon über vierzig Jahre, wovon geschrieben steht: Wer in seinem

vierzigsten Jahre noch kein Arzt geworden ist, muß ein Narr oder Dummkopf seyn.

Auf solche Weise hat also das Studium der Arzeneykunst bey mir den Vorzug erhalten. Ob es nun im Grunde wohl oder übel geschehen ist, kann nicht so leicht entschieden werden, auch selbst von meinen Recensenten nicht, deren Mancher wird sagen: ja, da indessen wieder Andere schreyen: nein, nein! Selbst die geheilten und nicht geheilten Patienten können über den Werth des Arztes nicht immer, vielleicht nur selten, für kompetente Richter 'gelten. Wir wollen also diese Frage auf sich selber beruhen lassen; doch weiß ich so viel, daß ich es hundertmal verschwor, nie wieder ein Arzt werden zu wollen. Diesesmal ein Arzt geworden, sagte oder dachte ich so oft, und in meinem Leben nicht wieder!

Zu jener Zeit hatte es in Würzburg im medizinischen Studium eine ziemliche Pause gegeben, welche aber dort dermalen, wie auf den meisten Universitäten, häufig wieder ausgefüllt ist. Es waren seit mehreren Jahren gar keine Zuhörer, und folglich auch keine medizinische Kollegien bey jener Fakultät der Aerzte gewesen.

Ein Lehrer der Arzeneykunst auf der wegen ihres Reichthums berühmten Julieruniversität zu Würzburg, hat zweyhundert baare Gulden fränkisch; der Lehrer der Botanik hat hierbey noch funfzig Thaler für Korrespondenz und Anschaffung der Saamen: der erste oder

älteste Lehrer hat dreyhundert. Privatkollegien sind da fast außer Mode, und waren bey so geringer Zahl der Zuhörer ohnehin nicht zu vermuthen. Späterhin als Herr Siebold viele junge Aerzte und Wundärzte wegen Anatomie und chirurgischen Operationen herbeyzog, konnte er wohl leicht eine gehörige Anzahl Zuhörer für ein Privatkollegium zusammenbringen.

Ein Lehrer, welcher so geringen Gehalt bekommt, muß natürlicher Weise sein Lehramt, wovon er nicht leben kann, als eine Nebensache betrachten, und auch als ein Nebending schlecht genug versehen. Es ist aber dieses bisher der Fall auf den meisten deutschen katholischen Universitäten gewesen; Wien, und in letztern Zeiten Mainz ausgenommen.

Unterdessen ist es eine richtige Erfahrung, daß sich die Industrie eines jeden Individuums desto mehr vervollkommnet, an je wenigern Gegenständen sie sich übt; so wie jede Hand eine kleine Anzahl von Bewegungen mit mehr Geschicklichkeit und Genauigkeit zu Stande bringt, wenn sie sich selbige durch eine lange Uebung hat geläufig gemacht. Daher rührte es, daß auf katholischen Universitäten, welche meistens in großen Städten oder Residenzen sind, manche medizinische Professoren in der Praxis geübter und geschickter waren, als viele berühmte Lehrer auf protestantischen, wo Vielwisserey die Köpfe mannigfaltig zerstreut, und Mangel an Praxis selbige ungeübt und leer läßt. In Wien, Mainz,

Würzburg, Heidelberg, war häufigere Praxis, als in Jena, Göttingen, Erlangen rc. Auch waren van Swieten, Haen, Stoll, Frank, Strack, Willhelm, Oberkamp, May, Gattenhof, Siebold, Weidmann rc. geübtere Praktiker, als man sie auf den andern berühmten Universitäten fand.

Ich habe auch seither oft meine Anmerkungen über die in Deutschland so häufigen Universitäten gemacht. Bey protestantischen Fürsten sind sie eine Art von Finanzspekulation; man versetzt sie in arme gewerblose Städtchen, um den Bürgern Nahrung zu verschaffen. Bey Katholiken sind sie gewöhnlich eine Art von Ostentation. Man versetzt sie in Residenzstädte, um dort unter andern auch den Universitätsprunk als eine Art von Schauspiel zu haben. Eigentlich aber war es die Sache der Jesuiten, immer dort sich anzupflanzen, wo Höfe oder große Städte waren; auch sind durch Jesuiten die meisten Universitäten aus interessirten Absichten eingeführt worden.

Natürlicher Weise muß aus der Menge schlechtbestellter Schulen mehr Unheil als Gutes entstehen; und doch glaubte bisher jeder geistliche Reichsfürst etwas Großes gethan zu haben, wenn er eine Universität, sollte es auch, wie zu Fuld, auf Unkosten des Landes seyn, errichtete, wenn auch schon die Lehrer kaum vor dem Verhungern gesichert waren.

Mich dünkt, daß es für ein solches Land weit besser wäre, wenn für ein gut bestelltes Gymnasium, und am meisten für tüchtige Landschulen gesorgt würde. Das Universitätsgeschäft könnte jenen überlassen werden, wo sich mehr Geld und geschicktere Lehrer finden. Wissenschaften wollen ohnehin nicht auf geistlichem Boden gedeihen; auch scheint es beynahe, daß man heutiges Tages, wo wieder so hoher Werth auf Andächteley und Dummheit gelegt wird, gar nicht mehr wünscht, daß sie gedeihen sollen. Das dreyzehnte Jahrhundert soll ja in so vielen Gegenden als Muster des goldenen Zeitalters aufgestellt und nachgeahmt werden.

Es ist nicht leicht möglich, daß auf schlechtbestellten Schulen sich vorzügliche Lehrer oder Zöglinge finden können. Der gering besoldete Lehrer muß, wie ich bereits erwähnt habe, allerley Nebenarbeiten verrichten, und noch allerley Nebendienstchen zu erhaschen suchen, wenn er nicht mit seiner Familie kümmerlich darben will. Endlich werden aus einträglichern Nebenarbeiten die Hauptgeschäfte, und das Lehramt wird nun als gehässiges Nebending angesehen. Daher kam es, daß meistens Schüler, welche Fortschritte machen wollten, sich auf protestantische Universitäten begeben mußten, obwohl diese wieder nicht ohne mancherley Gebrechen sind.

Die Hauptfehler auf katholischen Universitäten sind Mangel an gehöriger Besoldung, Mangel an Fleiß,

an Aufmunterung, und vorzüglich Mangel an Freyheit. Anstatt alles Beweises von diesem letzten Punkte, darf man nur den Katalog der verbotenen Bücher zu Wien und München einsehen.

Die katholischen Universitäten sind nun meistens in Residenzstädten, welches freylich auch wieder seine gute und schlimme Seite hat. In einer Residenzstadt fällt der Professorsstolz und die ganze Schulpedanterey gar unendlich ins Kleine. Man kennt mancherley protestantische Universitätsungezogenheiten ganz und gar nicht, z. B. die Orden, Landsmannschaften, die Neckereyen an den Neulingen (sogenannten Füchsen), und was ähnliche Universitätsbarbareyen mehr sind. Man staunt nicht den Baron, Gesandten, Grafen oder General an, da es deren viele giebt, und man sie in allerley Gesellschaften und Vorfällen kennen lernt. Der Student gewinnt also an Lebensart, Konversationston, Weltkenntniß und politischen Einsichten.

Dagegen giebt es auch auf solchen Universitäten in Residenzen der Handwerker und anderer armen Bürger eine größere Zahl; gemeiniglich läßt der arme Bürger, weil er die Gelegenheit so nahe hat, einen seiner Söhne studiren. Wenn nun dieser nach geendigter Philosophie nicht zum geistlichen Stande Lust hat, oder nicht aufgenommen wird, so hört er Jura, oder zum Unglücke gar Medizin. Er läuft hier einige Jahre die Kollegia durch, so wenig er auch Talente zu Wissenschaften hat;

er schmiegt sich, kriecht, gewinnt etwa die Gunst einer Hofdame oder eines Kammerherrn, und bestürmt seine Patronen solange, bis er endlich, troz aller Ignoranz, zu einem Dienste gelangt, wodurch dann oft ein würdigerer Nebenbuhler verdrängt wird.

Wäre in solcher Stadt keine Universität gewesen, so hätte der Student auf eine, etwa bessere, auswärtige Universität gemußt; man hätte die Stadirkosten nicht an ihn gewendet, wenn er nicht vorzügliche Anlage zum Studiren gehabt hätte. Der Staat wäre also nicht mit einem so untauglichen Schreiber, Arzt, Rath oder Amtmann beschwert worden. Ich habe daher schon lange dafür gehalten, daß es der beste Plan wäre, um tüchtigere Leute zu erhalten, die Universitäten aufzuheben. Zeichnet sich unter Armen ein Kopf vorzüglich aus, so kann man schon eine Quelle finden, aus welcher für ihn die Kosten zum Studiren hergenommen werden könnten. Ueberhaupt wäre es vielleicht beträchtlicher Vortheil für manche Gegend, wenn es wenigere, aber bessere Studenten im Lande gäbe.

Unter den vielen Ursachen, welche dazu beytragen, daß die Stellen im Staate nicht mit so tüchtigen Köpfen besetzt sind, als es seyn könnte, ist unstreitig eine der beträchtlichsten, der Militairgenius, der zum Unglücke für die Menschheit fast durchaus unser Zeitalter beherrscht. Alles soll vom Kadetten aufwärts dienen. Es ist in Preußen und Oesterreich eingeführt, daß

Niemand befördert wird, wenn er nicht schon als Praktikant gedient hat. Wer also nicht das Vermögen oder andern Schutz hat, daß er dem großmächtigsten Souverain mehrere Jahre auf eigene Kosten dienen kann, der ist ohnehin schon so gut als ausgeschlossen vom Dienste.

Zu Wien z.B., schickt man die jungen Leute zeitlich auf die Kanzeleyen, um ihre Jahre mit Sitzen, manchmal mit etwas Abkopiren zu verbringen. Wenn nun ein Mann schon selber als Rath, Sekretair oder Kanzellist auf Dikasterien dient, oder die Gunst des Präsidenten oder wichtiger Räthe genießt; so schickt er schon seinen Sohn von vierzehn bis sechzehn Jahren auf die Kanzeley, wo er einstweilen gratis dient, damit er sich dort je früher je besser zum ältesten Praktikanten und Expektanten zur nächsten Gage reif sitzen könne.

Solche Jünglinge haben noch nichts gelernt, nicht ordentlich Jura studirt, und dermalen leidet es die Zeit nicht mehr, daß sie sich noch auf gründliche Wissenschaften legen können; sie bleiben also unwissend, und es trifft sie nach und nach doch die Reihe, zu den höheren Stellen im Staate, die nur ein Bürgerlicher erreichen kann, zu gelangen. Der Staat ist also schlecht versorgt. Unterdessen giebt es andere Jünglinge, welche nicht auf den Kanzeleyen sitzen wollen, um ihre Versorgung durch dauerhafte oder oft erneuerte Beinkleider abzuwarten, welche lieber ihre Studien ordentlich fortsetzen:

aber sie sind eben hierdurch verloren für den Staat. Ein Mann, welcher sich mit Kenntnissen ausgerüstet hat, mag nicht mehr Kadet werden, d. i. sich unter die bereits angenommenen und unwissenden Jungens setzen, und der letzte seyn. Solchen Leuten ist also nichts übrig, als entweder Advokaten zu werden, oder sich in die Dienste eines Seigneurs zu begeben. Hieraus rührt es nun, daß gemeiniglich der Adel in Wien die besten Beamten und Geschäftsmänner hat; der Hof die schlechtesten. Wie mag man in der Folge gute Geschäfte erwarten, wenn man meistens schlechte Geschäftsmänner hat!

Gesetzt aber, man fordere, wie im Preußischen, daß der junge Mann zuvor seine Studien geendiget habe, bevor er die Erlaubniß erhält, der Krone so viele Jahre unentgeltlich als Praktikant zu dienen, bis er eine Versorgung erhält, d. i. aus seinem Kadettenstande erlößt wird; so ist ja dieses eine traurige Aussicht, wenn ein junger Mann, der zuvor sein Geld auf Universitäten verzehrt hat, nun noch ferner im Dienste des Königs, dem er ohne Gehalt zu dienen, die höchste Gnade hat, den Ueberrest seines Vermögens aufopfern soll.

Ist es nicht Raserey, daß dennoch so viele Menschen sich dem Studiren widmen mögen?

Der Zustand dieser Expektanten kommt mir vor, wie jener, welcher bey den Garden in Rußland

eingeführt war. Jeder Vater von adelichem Range konnte seinen Sohn als Unteroffizier unter die Garde einschreiben lassen. Man schrieb Kinder ein, und ließ sie die Uniform tragen. Es waren ihrer gemeiniglich mehrere Tausende. Sie waren ohne Gehalt, so wie die Praktikanten in Wien und Berlin, brauchten aber keine Dienste zu leisten. Nun studirten Manche, oder lernten Etwas bey Hofmeistern und andern Lehrern. Manche thaten gar nichts. Wenn sie aber das Alter erreicht hatten, und die Reihe an sie kam, so wurden sie Offiziere, wurden endlich mit höherem Range unter die Feldtruppen ausgemustert, und hatten meistens den Ruf, daß sie die schlechtesten wären, just wie die Reichspraktikanten im Verhältnisse gegen Andere.

Man erinnere sich, ob je ein großer Kopf im Civil- oder Militairstande auf diese Weise ist gebildet worden? Cicero, Cäsar und Master Pitt, der schon im zwey und zwanzigsten Jahre Minister wurde, haben sich nicht auf Kanzleybänken oder in Kadettenstuben geformt und nach der Ancienneté in die Höhe geschlendert. Wer sich aber einmal so von unten hinauf empor gearbeitet hat, wird auch jeden Andern, welcher sich um Dienste bewirbt, auf die nämlichen Wege schicken. Ein Kabinetsmann, endlich geheimer Rath, hatte seine Laufbahn als Lakay angefangen. Er nöthigte einen künftigen Kabinetskanzellisten, welcher hernach Sekretair und Hofrath wurde, auch erst die Livree zu tragen, und

einstweilen als Hoflakay im Kabinette zu schreiben. Kein vortreflicher Kopf wird sich zu so einem erniedrigenden Anfange bequemen; er bleibt also für den Staat verloren.

Es mag nun hohe Zeit seyn, daß ich auf meine medizinische Laufbahn in Würzburg zurückkomme.

Herr Siebold, der selige Senf und ich, wir fiengen zugleich an, Arzeneykunst zu studiren. Im Jahre zuvor hatten schon zwey Andere angefangen, welche beyde starben, bevor sie ihre Studien geendiget hatten. Es kamen endlich noch einige dazu, so daß der Haufen der Studirenden von fünf bis auf neun gestiegen war. Die Lehrer waren ganz entwöhnt von dem Schulgeschäfte. Wir mußten also mehrmal beym Rector Magnificus, zu welcher Würde ein Domherr angestellt wird, mit Klagen einkommen, bevor wir die sämmtlichen Professoren dahin brachten, daß sie wieder Kollegien lesen mochten. Sie mußten durch Ermahnungen und Drohungen hierzu angetrieben werden. Dessen ungeachtet gieng es damit äußerst sparsam zu, so, daß manchmal Vierteljahre lang Stillstand war. Unserer zwey, nämlich ich und noch ein guter Freund von mir, giengen aber doch meistens regelmäßig in die Schule, lasen oder schwätzten unsere Stunde weg.

Glücklicher Weise hat es zu jener Zeit noch keine Jakobiner gegeben, sonst würde man zuverläßig Studenten, welche ihre Professoren verklagen, weil sie keine

Kollegien lesen, als Jakobiner und gefährliche Demokraten erklärt haben. Mir sind Fälle bekannt, wo ehrliche Männer Klagen gegen ihre Vorgesetzten führten, wegen verzögerter Justiz, oder irgend einer Bedrückung; sogleich wußte der verklagte Richter den gedrückten Kläger als boshaften Demokraten und verdächtigen Jakobiner schwarz zu machen, und bey manchem regierenden Schwachkopfe in Ungnade zu bringen. Wüßten doch die Großen, wie sehr so manche heuchlerische und betrügerische Räthe und Amtleute von der Regentenschwäche, meistens zur Kränkung der rechtschaffensten Männer, Gebrauch zu machen wußten! Nur der ist ehrlich, welcher Wahrheit liebt, frey seine Meynung sagt, und nie den Heuchler macht.

Ich werde hier kürzlich Etwas von den Lehrern erwähnen, deren erster und ältester geheimer Rath und Leibarzt Huber war, ein eingeschränkter Kopf oder unwissender Mann, der sich aber durch eine falsche Beredsamkeit, durch Urinbesehen und etwas Charlatanerie in jener Zeit zu Reichthum und Ehre zu bringen wußte.

Der zweyte war Hofrath und Leibarzt Vogelmann; er war sonst ein guter Mann nach altem Fuße, voll medizinischer Vorurtheile und veralteter Grundsätze. Er hat uns nicht selten amüsirt, wenn er da recht in vollem Eifer über van Swieten, de Haen, über die abgeschmackten Bursche, wie er sie manchmal in der Hitze

nannte, weil sie ihm seine Absorbentia verworfen hatten, schimpfte, und beynahe so völlig in der Laune eines Paracelsus perorirte. Er lehrte Chemie und Materia medica. Ich erinnere mich noch, daß er uns einstens eine Formel, mich dünkt von einer Mixtur, empfahl, weil es ein tüchtiges Mittel wäre in Fällen, wo man nicht wüßte, was eigentlich den Kranken fehlte. Schade, daß ich mir diese so brauchbare Formel nicht aufgezeichnet hatte!

Hofrath und Leibarzt Ehlen hatte bessere Grundsätze, aber sein Vortrag war todt, nicht auffallend, narkotisch für Leib und Seele.

Professor Rügamer wußte viel. Es lag aber alles in seinem Hirne durcheinander. Er kam von Einem zum Andern, nie zum Ende. Er war enthusiastischer Vertheidiger von Hexerey und Teufelskunst. Bey verworrenen Krankheiten entdeckte er alsbald etwas Teufelisches, beschäftigte sich viel mit Besessenen, und studirte fleißig die Bücher, wo dergleichen Schwärmereyen enthalten waren. Er trat endlich seine Lehrstelle seinem Vetter, dem seligen Senf, ab, als dieser von Reisen zurückkam; er lief auf dem Lande herum, kurirte die Armen, theilte Arzeneyen aus, so, daß er am Ende fast in Armuth gerieth. Er starb auf dem Lande als Melancholiker, gegen welchen Zustand er schon lange gekämpft hatte, und ihn endlich blos mit starken Portionen von Opium erleichtern konnte.

Dr. Papius hatte Fähigkeiten, gesunden Verstand, vernünftige Grundsätze, war aber kein eifriger Freund vom Studiren oder Kollegienlesen; er liebte Jagd und Kaffehaus, besonders da er lang im Cölibate lebte, und erst, seit ich Arzeneykunst studirte, heyrathete. Er las also äußerst selten ein Kollegium; er hatte eine starke Stimme, einen auffallenden, deutlichen Vortrag, gute Latinität; nach und nach, besonders in dem Stande der Ehe, ist er fleißiger geworden, und kam auch die letzten Jahre vor seinem Tode zu starker Praxis und vorzüglicher Reputation.

Der Operateur Stang, welcher am Ende an Herrn Siebold einen Schwiegersohn und Nachfolger bekam, war ein Mann ohne ordentliche Sprache und besondere Studien. Er demonstrirte die Anatomie im Winter; Osteologie und Bandagen im Sommer, wohin zwar mehrere Wundärzte kamen; ich aber gemeiniglich unter den Medizinern der einzige Zuhörer war.

Huber, Rügamer, Papius, waren in Leiden gewesen, Stang mehrere Jahre in Frankreich, in Paris ꝛc. Als er aus Frankreich kam, und in Würzburg als Prosector, Lehrer der Anatomie und Chirurgie, und Oberwundarzt des Hospitals angestellt werden sollte; fand es sich, daß der Heide in sieben Jahren nicht gebeichtet hatte. Er mußte also vorerst zu den Jesuiten, eine gewisse Zeitlang geistliche Exercitien machen, sich wieder rectifiziren und von Sünden frey

sprechen lassen. So ein Lehrer ohne Beichte: wie hätte da eine katholische Universität gedeihen können?

Unter diesen Lehrern studirte ich bis ins vierte Jahr die Arzeneykunst. Da mir alles fremde Dörfer waren, und ich gar keine Einleitung zum medizinischen Studium hatte, so gieng ich in alle Kollegien, welche gelesen wurden, in praktische und theoretische, und verstand im Anfange bey der schweren Terminologie wenig von dem, was ich gehört hatte. Schon im zweyten Jahre gieng ich auch täglich zu den Krankenbesuchen im Hospitale. Die Lehrbücher waren meistens von Boerhave, Gaubius, Gorter, welcher besonders der Lieblingsautor von Rügamer war. Ich hörte hernach in Petersburg, daß die Kaiserin Elisabeth beyde Professoren, Gorter, Vater und Sohn, nach Petersburg berufen hatte, wo sie aber durchaus als untüchtige und unbrauchbare Praktiker befunden, und wieder entlassen wurden. Es muß also doch weit leichter seyn, sich auf einer Universität durch Schriftstellerey und Lehrstunden, als in einer großen Stadt durch Praktik in Reputation zu bringen!

Wenn ich etwas Geld übrig behielt, so schaffte ich mir manchmal ein neues Buch an, und suchte mich zu Hause zu beschäftigen. Hierdurch befiel mich nach und nach eine Libromania, daß ich nach nichts größere Sehnsucht hatte, als nach einer zahlreichen Bibliothek. Beynahe kannte ich keine größere Glückseligkeit, und

hatte wahren Herzenskummer, da ich noch nicht sogleich die Mittel dazu hatte. Mit der Zeit wendete ich freylich viel Geld und viele Zeit daran, und bereuete es, da ich reifer an Vernunft und Jahren geworden war. Doch ist immer noch einige Spur dieser Büchersucht zurückgeblieben.

Ich muß hier doch noch ein Anekdötchen anführen, wie gefährlich es für die Reputation eines Arztes werden kann, wenn er leichtgläubig ist und Hang zum Wunderbaren hat. Unter Rügamer, welcher zugleich Spitalarzt war, gab es manches Schauspiel mit Besessenen oder Bezauberten, welche aber kein großes Aufsehen machten. Aber später kam ein Soldat, welcher die ganze Stadt in Bewegung setzte. Er spielte die Rolle eines Nachtgängers, der aber nur beym Vollmonde (wo er sehen konnte) seine Anfälle bekam. Er war geschickt im Steigen, und stieg sonderlich, wo er immer einen großen Theil von der Stadt als Zuschauer hatte. Der Fürst nahm sich der Sache an. Zwey muthwillige Offiziere gossen Wasser auf ihn, als er auf der Brücke stieg. Er fiel hinunter, und die Offiziere wurden auf die Festung gesetzt. Er stellte sich schlafend; nun fühlten die Aerzte den Puls und sagten: jetzt wird er steigen; und er stieg. Endlich wurde er ins Spital gebracht. Da man es aber für ein Bedürfniß erklärte, daß er steigen müßte, so wurde ihm ein großes Zimmer angewiesen, und in selbigem allerhand Balkenwerk zum

Steigen angebracht. Er konnte nun nicht mehr auf offener Straße unter dem Zulauf des Volkes steigen, welches man doch für gefährlich hielt. Er stieg also desto sicherer im Zimmer, stieg so lange, bis die Wärterin schwanger ward, und er die Flucht ergriff.

Während ich nun in Würzburg Arzeneykunst studirte, nahm ich auch Lektionen in französischer, italiänischer und englischer Sprache. Ich hatte aber auch dabey das Unglück, meistens schlechte Meister zu bekommen, so wie ich schon von Kindheit an dazu verdammt schien.

Ich war auf einer Hochzeit gewesen, wo getanzt wurde. Meine Lebhaftigkeit reizte mich auch zum Tanzen, wozu ich noch keine Anweisung gehabt hatte. Ich bemerkte und schämte mich nicht wenig, daß blos der Bräutigam und ich die zwey Tölpel waren, welche nicht schulmäßig tanzen konnten, und faßte sogleich den Entschluß, bey meiner Zurückkunft nach Würzburg tanzen zu lernen. Mein Tanzmeister, der mir auch zugleich Anweisung im Fechten gab, war von altem Schlage, und konnte also auch keine gute Anweisung zum Tanzen geben, bis ihm endlich selber noch, zur Zeit, wo ich nicht mehr Lektionen nahm, ein abgehender Hoftanzmeister, ein Franzos, in Rücksicht aufs Publikum, Anweisung zu zierlicherem Tanze gab. Unterdessen bin ich doch überzeugt, daß meine damalige Tanzschule immer noch vorzüglicher war, als eine ehemals

berühmte Bärentanzschule zu Smorgonie in Litthauen, im Willnaischen Palatinat. Wenigstens habe ich nachher bey häufigen Gelegenheiten meistens besser getanzt, als jene, welche von berühmten Meistern gelernt hatten. Ich besaß Wadenkraft, Lebhaftigkeit, Musikgehör, und würde, wenn mein übriger Körperbau dazu wäre gestimmt gewesen, unter die vorzüglichsten Tänzer gehört haben.

Ich muß hier die Anmerkung machen, daß ich in meiner Jugend sehr viel getanzt, aber fast nie dabey an Liebe gedacht habe; ich tanzte mit Leib und Seele, aber blos um zu tanzen, da ich unterdessen so viele Andere hörte, welche, ohne verliebt zu seyn, nicht tanzen mochten. Auch war zu meiner Zeit das sogenannte Walzen in unserer Gegend noch wenig im Gange, und ich liebte es nicht sehr, da ich mich nicht schwindlicher machen wollte, als ich bereits schon war. Vom Walzen sagt auch der bekannte Major, nun General Weiß, daß er auch jetzt, wo er seine Essais philosophiques et moraux schrieb, und schon in gestandenem Alter war, noch keinen Walzer ohne wollüstige Gesinnungen tanzte; und kürzlich sagte mir eine Dame, die in ihrem ledigen Stande geliebt und getanzt hatte: „Ich habe es ernstlich „beschlossen, daß mein Mädchen, welches freylich noch „nicht zwey Jahre hatte, nie einen Walzer tanzen soll."

Als ich nachher in Würzburg meine medizinischen Studien geendiget hatte, fühlte ich wohl, daß ich im

Grunde noch sehr wenig gelernt hatte, oder ich bildete mir es ein, daß ich auf andern Universitäten weit gelehrter werden könnte. Ich fühlte innere Sehnsucht nach besserm Unterrichte, und grämte mich oft heimlich deßwegen. Ich machte noch immer Plane, inkognito auf eine Universität zu gehen und Kollegien zu hören; da ich schon als Arzt in Diensten war. Es rührte dieses von einem Mangel an Selbstvertrauen, und von Mangel an jener Suffisance, welche heutiges Tages Studenten mit von Universitäten bringen, wo sie im zwanzigsten Jahre schon so ungeheuer viel wissen, daß es ein großes Glück für sie ist, wenn man ihnen im dreyßigsten Jahre gratuliren kann, daß sie nun weniger gelehrt, d. i. bey mehr Verstand und Erfahrung brauchbarer sind.

Ich hatte, als ich Würzburg verließ, den festen Entschluß gefaßt, nach Wien zu gehen. Mein Vater war es anfänglich zufrieden, hielt mich aber am Ende aus übertriebener Sorgfalt für meine Gesundheit zurücke. Die Menge der Kosten, die ich ihm schon gemacht hatte, und noch machen konnte, mag ihm aber auch ein Beweggrund gewesen seyn. Ich hatte zwey Jahre Philosophie, und vier Jahre Arzeneykunst studirt, also sechs Jahre in Würzburg zugebracht. Durch längeren Aufenthalt macht man mehrere Bekanntschaften, wobey sich häufigere Gelegenheiten zu Geldausgaben finden. Durch unreife Güte zahlte ich bey den meisten Gelegenheiten für einen oder andern dürftigen Mitgesellen, gab

außerdem Einem monatlich etwas Gewisses, wobey zuweilen die für Kostgeld geschickte Summe angegriffen wurde, und es eine Lücke gab, welche wieder unter einer andern Rubrik mußte ausgefüllt werden. Kurz, ich hatte nach meinen Umständen viel Geld verschwendet. Noch zwey Brüder studirten, und die Töchter waren zur Erziehung in Pension, so daß mein Vater die Last der Kindererziehung gar nachdrücklich fühlen mußte.

Ich kam also auf keine bessere oder schlechtere Universität, und ließ mich im Jahre 1764. examiniren, defendirte, wurde, wie es zu jener Zeit auf katholischen Universitäten der Gebrauch war, zu Würzburg licentirt am funfzehnten des Aprilmonats; erst später ließ ich mich zu Fuld zum Doktor promoviren.

Aus Mangel der Kollegien war ich zu Würzburg fleißig in die öffentliche Bibliothek gegangen, und war fast allezeit der einzige Lesende in selbiger. Ich las medizinische Werke, schrieb meine Dissertation zusammen: An et in quibus Medicus Naturae Minister, Natura Medicatrix? Ich vertheidigte sie unter dem Vorsitze des seligen Papius, blieb hierauf noch einige Zeit in Würzburg und wußte nicht, was ich jetzt ferner anfangen sollte?

„Wo haben Sie studirt? Sind Sie in Göttingen „gewesen?“— So hatte man mich in meinem Leben sehr oft gefragt, und eben so oft in Verlegenheit gesetzt. Eine solche Frage fiel mir schwer auf die Brust, und

ich antwortete mit gesunkener Stimme: zu Würzburg habe ich Philosophie und Arzeneykunst gehört. Obschon ich nun hierbey nichts von Gebrechen meiner seligen Lehrer sagte, so rümpfte man doch gemeiniglich die Nase; man sah mich etwa noch einmal mit herabsinkendem Blicke vom Kopfe auf die Füße an, und wendete sich von mir ab. Von der Zeit an habe ich allen Studirenden aus Leibeskräften gerathen, wenn es nur irgend möglich wäre, nach Göttingen zu gehen.

Ich habe mit Fleiß diesen Paragraphen aus meiner ersten Biographie ausgehoben, weil er bey manchen Köpfen ganz unerwartete Wirkung hervorgebracht hatte. Ich glaubte, jeder vernünftige Leser würde es für das nehmen, was es war, für Scherz oder gar Satyre. Aber ein schiefer Kopf, Zänker Gruner, nahm es alles für Ernst und glaubte, ich wollte hierdurch blos Göttingen loben, Jena und andere Universitäten zurücksetzen. Er fiel mich deshalb wieder mit aller Ungezogenheit an, die dann endlich bey Gelegenheit des Brownschen Systems, unter dem Namen eines Engländers, Latrobe, ganz in Flegeley ausartete.

Sind Sie geheyrathet? war eine andere Frage, die ich oft hätte entbehren mögen. Anstatt sie hier zu beantworten, will ich einige Grillen über den Ehestand vom Herzen wälzen.

Episode über das Heyrathen, oder ein Kapitel für jene, welche noch nicht geheyrathet sind.

Sokrates, der so viel Kluges und Albernes in seinem Leben gesagt und gethan haben mag, soll einstens gefragt worden seyn: ob es besser sey, zu heyrathen oder ledig zu bleiben? „Thut, was ihr wollt, war „seine Antwort, es wird euch beydes gereuen."

Es wolle hier jeder Geheyrathete und Unverheyrathete sein Herz nach eigener Ueberzeugung erforschen! Mich dünkt, daß man am Ende den sokratischen Ausspruch sehr richtig finden wird. Jeder fühlt die Beschwernisse seines Standes, aber nicht jene eines Andern. Er glaubt also, daß er in seinem Stande alle Ursache habe, mißvergnügt zu seyn; und jener, welcher einen andern Stand gewählt hatte, ist der Meynung, daß der seinige vor allen andern der unglücklichste sey. Auf solche Art bereuet es denn der Unverheyrathete, daß er sich nicht auch wie andere Männer mit einem Weibe verbunden hat. Der Verheyrathete, den sein Weib schon lange mürbe gequält hat, wünscht nichts so sehr, als daß er nur noch einmal von der Last eines Weibes befreyet werden möchte. Er wird es: seine Frau stirbt; er lebt als Wittwer, ennuyiret sich, und (Dank sey es der Unbeständigkeit menschlicher Gesinnungen,

und dem Vermögen, geschehene Dinge leicht zu vergessen!) heyrathet wieder, macht sich die süße Hoffnung, dermalen glücklicher zu werden, empfindet aber gemeiniglich bald, daß seine Lage nun erst weit schlimmer geworden ist, als sie es vorher war. Wie viel besser, denkt er nun, würde es für jeden Wittwer seyn, kein zweytes Weib zu nehmen, sondern sich bey Ehestandsbedürfnissen blos aus der Faust zu ernähren!

Ein fränkischer Hausknecht sah, daß sein Herr folgende Verse an die Wand geschrieben hatte:

„Was kann uns mehr erfreun,
„Als Weiber, Lieb und Wein?“

Der Knecht der hier andere Gesinnungen, und vielleicht auch eigene Erfahrung hatte, dachte sich nach seiner Lage ein Aequivalens. In vollem Eifer schrieb er unter die Verse seines Herrn:

„a guet Bier on a Möd (Magd)
„geit (giebt) manchmol aach a Fröd (Freud).“

Eine vernünftige Frau in Liefland sagte mir einstens, daß es in der Ehe kein Mittelding gäbe; entweder wäre sie Hölle, oder auch glückseliges Paradies. Ich habe in meinem Leben manchmal Aufmerksamkeit auf den Ausspruch dieser Frau gehabt, und bin durch meine Beobachtungen ganz überzeugt, daß sich immer hundert Höllen gegen Ein Paradies werden finden lassen. Worin doch dieses eigentlich seinen Grund haben mag?

Der Redner Gorgias hielt bey den olympischen Spielen eine Rede, wo er den Griechen nichts so sehr pries, als Einigkeit. „Er will uns anrathen, sagte „Melanthius, in gutem Einverständnisse zu leben, „da er nur zu Dritten, nämlich mit Frau und Magd, „den Frieden in seinem Hauswesen nicht erhalten kann."

Ulysses war vernünftig, und Penelope keusch; hieraus entstand ein Muster glücklicher Ehe: aber Helena liebte Geld, und Paris die Wollust, aus welcher Ehe dann unendliche Uebel für Griechenland und Asien erfolgten.

Mich dünkt, es äußern sich hier der Quellen des Mißvergnügens und der Zwietracht gar mancherley. Ich werde von einigen eine kurze Erwähnung thun.

Selbst ein Eheparadies würde endlich Neuheit und Reiz verlieren. Es hat ja Vater Brown sehr klar und deutlich gelehrt, daß die Empfänglichkeit für Reizungen (die Erregbarkeit oder das Reaktionsvermögen) endlich durch gewohnte Reizungen abgestumpft wird, wo indessen doch noch neue ungewohnte Reizungen (Abwechselung) wieder neue Wirkung machen können.

Der Mann, als am meisten thätiger und mit Anstrengung reagirender Theil, wird wohl hierbey am ehesten zu entschuldigen seyn, wenn er bey abnehmender Erregung, sich um eine andere inzitirende Potenz, um Abwechselung des Erregungsmittels, umsieht. Doch mag vielleicht die Frau, wenn man es ihr gestattet, eine

ähnliche Einwendung machen. Weiber, welche nichts vom Brownschen Systeme wissen, wollen es noch nicht begreifen, daß Pasiphae, die Gemahlinn des Minos, welche doch einen König zum Gemahle hatte, sich so leidenschaftlich in einen Stier verliebt habe. Aber die guten Weiber werden doch andere Weiber kennen, welche kluge und ernsthafte Männer verachten, und sich an Mannsleute binden, welche wie Hunde und Böcke sind. Also überall Drang zur Abwechselung!

Genug, das öde Einerley bringt zuerst Mangel an Reaktion, endlich Kälte, zuletzt Abneigung. Außerdem sollte man nie vergessen, daß wir uns in einer gewissen Reihe von Jahren von Zeit zu Zeit physisch und moralisch gar merklich ändern. Die Eheleute sind nicht mehr die nämlichen Personen, welche sie als Brautpaar waren; das runde volle Gesichtchen ist ein Dreyeck geworden; an andern Theilen sind ähnliche Veränderungen vorgegangen. Athem, Farbe, Geruch, Anstand, Betragen, Geschmeidigkeit des Gemüthes sind abgeartet und ganz anders geworden. Es sind also nicht mehr die nämlichen Leute, welche es waren, als ihre innbrünstige Liebe begann. Ist es also ein Wunder, wenn nicht mehr der nämliche Grad der Liebe bestehen kann? Es ist also ein bekannter Spruch: Ehestand ist das Grab der Liebe. Ein Römer bekam von seinen Freunden Verweise, daß er eine reiche, schöne und kluge Frau verstoßen hatte. Er zeigte ihnen seinen Schuh: „Er ist

„schön, gut gemacht, sagte er ihnen; aber Niemand „weiß, wo er mich drückt."

Freylich muß bey den meisten verunglückten Ehen der Fehler meistens schon im ersten Ursprunge aufgesucht werden. Gemeiniglich wer blos nach seinem Kopfe heyrathet, sieht an seiner Braut nicht, was so viele Andere sehen; erst in der Folge sieht er mehr als alle Andere gesehen haben. Es heißt nicht heyrathen, sagt ein Schriftsteller, sondern Handel treiben, wenn man ein Weib wegen seines Reichthums nimmt. Es heißt sich befriedigen, wenn man eine Frau wegen ihrer Schönheit wählt; es heißt Albernheit, wenn man im spätern Alter eine junge Frau zu seiner Gesellschaft sucht. Heyrathende sollten mit Unterscheidungskraft, mit Muße, aus Zuneigung, ohne Eigennutz, ihre Wahlen treffen; und auch alsdann noch wird es Manchem schwer fallen, den Ehestand in fortdauernder Zufriedenheit zu unterhalten.

Die Ehe, in Rücksicht auf Liebe, ist nur solange glücklich, wie Kenner es aussagen, als man sich noch in gewisser Entfernung gleichsam als Geliebte und Liebhaber, oder Braut und Bräutigam, zu halten weiß. So glauben wenigstens die Empiriker, welche alles auf Erfahrung berechnen; wie es die Kantianer, die das Ding a priori wissen, in diesem Punkte nehmen, ist mir unbekannt. „Ich habe eine Maitresse, die ich innigst „liebe, sagte ein bejahrter Franzos; aber ich hüte mich

„sehr, die Sache bis zum wirklichen Genusse kommen zu „lassen; denn Liebe ist nur so lange glühend, als sie „noch nicht hinreichend befriedigt und gesättiget ist.“ Ich habe einen verliebten Mann gekannt, der schon in der ersten Nacht gänzlichen Ekel vor dem heiligen Ehestande bekam, als sich die Frau des Nachttopfs bediente, und dem Manne ein ekelhaft ströhmendes Geräusch in die Ohren drang. Er hatte entweder noch mit keinem Mädchen eine ganze Nacht zugebracht, oder es war Zufall gewesen, daß er vorher noch nie bey Mädchen das Spiel dieser weiblichen Fontaine gehört hatte, welches er nun auf einmal bey seiner Frau erfahren mußte.

Wer nun Zeit und Lust hat, sein Leben in dem Frühlinge warmer Liebe hinzubringen, sollte sich freylich hüten, die Sache bis zur Eheverbindung kommen zu lassen. Er kann Kour machen, sich innigst verlieben, in seiner Liebe wechseln, und inzwischen bey Andern an einem dritten Orte, oder bey Mädchen oder Weibern von gutem Willen die Heftigkeit seines Begattungstriebes abstumpfen. Nur heyrathe er seine Geliebte nicht, wenn er seine Liebe nicht zu Grabe legen will.

Ein Liebender von solchem Schlage wird alsdann ein vergnügtes und erwartungsvolles Leben führen. Das Ennuyante, und die hundertfältigen Unannehmlichkeiten der Geheyratheten bleiben ihm unbekannt, oder fallen ihm wenigstens nicht zur Last. Es gehört

freylich hierzu Geld, Freyheit und eine geschäftlose Lebensart. Es gehören Männer dazu, denen es weder an hinreichendem Vermögen, noch an der Gabe zu genießen fehlt.

Es giebt geschäftige Männer, deren Hauswirthschaft und übrige Lage es fast nicht leiden will, ohne Eheweib zu seyn. Sie müssen jemand im Hause haben, der häusliche Geschäfte besorgt, mit dem Gesinde zankt, und Erben für den Reichthum des Vaters zur Welt gebiert. Man lasse sie also heyrathen, und sich, so gut sie können, zu einem nöthigen Uebel fügen.

Es ist eine fast allgemeine Bemerkung, daß meistens alle gute Männer böse Weiber; hingegen die tyrannischen Köpfe sanfte Gattinnen haben. Es scheint also, daß es wirklich auf Erfahrung gegründet ist, was der selige Reineggs, nach seiner Vorliebe für asiatische Sitten, bey welchen er sieben Jahre zugebracht hatte, bey mir so oft behauptete. Die Frau, sagte er, ist dazu geboren, asiatisch behandelt zu werden, wenn sie dem Manne nicht zur Quaal werden soll. Der Asiat setzt sich allein an seinen Tisch. Sklavinnen bringen die Speisen bis an die Thüre, wo sie die Frau abnimmt und ihrem Manne hinsetzt. Sie schätzt sich schon glücklich, daß sie allein das Vergnügen hat, ihren Mann am Tische bedienen zu dürfen. In voller Zärtlichkeit gestattet sie hernach an manchem Abende den Sklavinnen, daß sie dem auf dem Sopha liegenden

Manne an den Fußsohlen grabeln dürfen, weil sie berechnet, daß die Liebe ihres Mannes gegen sie durch dieses Erfrischungsmittel noch einen Zuwachs erhält.

Als wir auf der Reise nach Cherson waren, traf es sich einstens, daß Mahomedaner mit ihren Pferden unsern Wagen bespannten. Hofchirurgus Messing verstand die Sprache des Mahomedaners. Er fragte ihn: „Bist du verheyrathet?“ Nein, antwortete dieser; aber mein Bruder, welcher drey Weiber hat. Der Hofchirurgus fragte: „Wie können sich dann drey „Weiber zusammen vertragen?“ Das müssen sie wohl, versetzte der Mahomedaner: „sobald sich eine nicht ver„tragen will, jagt man sie fort, und wählt eine andere.“ Welche goldene Maxime, um Weiber geschmeidig und bescheiden zu machen!

Wenn auf europäischem Boden, der Mann gegen seine Frau gefällig, gut und nachgiebig ist, dabey seiner Frau Geld und Hauswesen völlig zur Willkühr überläßt, so wird es selten fehlen, daß er nicht in wenigen Jahren ein unglücklicher, gequälter Mann, der Sklav seines unbescheidenen Weibes werden muß. Leider! findet er aber auch nun, daß es zu spät ist, mit seiner strengern Behandlung den Anfang zu machen, oder sein Weib nach asiatischem Fuße zu behandeln. Herrschsucht und Bosheit werden jetzt bey der Frau mit den Jahren zunehmen, und der arme Mann muß gemeiniglich bey verdrußvollem Leben zeitlich zu Grabe.

Es muß bey unsern Zeiten schon einmal so der kategorische Imperatif, oder sonst eine Tollheit unsers Erdballs seyn, daß man just desto mehr Verdruß und Undank erlebt, je gefälliger und besser man sich gegen Andere bezeigt. Die größten Unannehmlichkeiten meines Lebens, deren ich sehr viele hererzählen könnte, rührten alle daher, weil ich zu gut, zu nachgiebig, oder zu schwach war. Es scheint also eine absolute Nothwendigkeit zu seyn, daß man sich ernsthaft, mißtrauisch, hart, oder ziemlich unempfindsam darstelle, wenn man nicht seine eigene Ruhe und Glückseligkeit auf das Spiel setzen will.

Ich heyrathe ein Mädchen, das mir gefällt, sagt Mancher, und wenn es auch keinen Batzen haben sollte. Er heyrathet es, und findet bald, daß das Mädchen, welches keinen Batzen hatte, auch keinen Batzen werth gewesen ist.

Oft geht es eben so schief bey jenen, welche blos suchen, eine schöne Frau zu erhalten. Die Königin Olympias sagte, als sie erfuhr, daß ein junger Mensch eine sehr schöne, aber übel berüchtigte Frau heyrathen wollte: „Wenn dieser Jüngling Menschen„verstand hätte, so würde er sich wohl gehütet haben, „beym Heyrathen blos seine Augen um Rath zu „fragen.“

Die erwähnten Mißgeschicke beym Stande der Ehe betreffen meistens Männer, welche Gefühl und Ehre

haben. Ich bin auch der Meynung, daß unter dummen und gefühllosen Menschen es mehr vergnügte und ruhige Ehen giebt, als unter Menschen von Kultur und feinerer Denkungsart. Ein roher Taglöhner hätte sich nie daran gestört, wenn es so dickströhmig in den Nachttopf strudelte. Dumme Leute fühlen es nicht so leicht, wenn von einem Theile des Ehepaares gegen Wohlstand oder herkömmliche Konvenienz gesündiget wird. Sie essen, trinken, schlafen miteinander, ohne sich so leicht durch gewisse Zwischenfälle in ihrer Vertraulichkeit irre machen zu lassen. Ob es aber aus physischen oder moralischen Ursachen herrührt, daß sehr oft die klügsten Weiber die dümmsten Männer wählen, ist eine Frage, worüber sich, meines Wissens, die Philosophen noch nicht vereinigt, und die Weiber noch nicht erklärt haben.

Es ist gewiß, troß aller Erziehungskunst, etwas sehr Seltenes, eine Frau von Gelassenheit, von gesetztem gründlichem Verstande, zu finden, welche sich in ihrem Ehestande mit solcher Klugheit zu betragen weiß, daß sie dem Manne ein vergnügtes Leben und Ordnung im Hause verschaffen kann. Witzige, verschmitzte, intriguante, tückische Weiber, gehören nicht hieher. Eine kluge Frau, wenn sie auch völlige Herrschaft im Hause, auch etwa gar einen Schafskopf zum Manne hat, weiß doch bey Fremden und Hausgenossen den Schein zu geben, als wenn der Mann der wahre Beherrscher wäre; sie weiß es so einzurichten, daß auch selbst der

Mann sich dessen überzeugt glaubt. Eine solche Frau muß nämlich die Kunst verstehen, auf solche Weise im Hause und bey ihrem Manne zu herrschen, wie es schlaue Minister am Hofe pflegen; das ist, sie muß sich befehlen lassen, was sie thun will. Bey einer klugen Frau spielt ohnehin der Mann, wenn er nicht merklich klüger ist, eine dürftige Rolle, da weibliche Klugheit weit mehr in die Augen fällt als männliche. Aber ein kluges und boshaftes Weib kränkt den Mann, erniedriget ihn: dumm und boshaft bringt Ekel, Lebensüberdruß, Verzweiflung.

Condorcet, welcher wollte, daß die Weiber im Staate eben solchen Einfluß, und eben solche Vorrechte zu Staatsdiensten, wie die Männer haben sollten, würde es mir freylich sehr übel genommen haben, daß ich mehr Subordination als Herrschsucht von Weibern verlangen möchte; und unsere Philosophen von vorne würden ohnehin die Sache weit tiefsehender auseinander zu setzen gewußt haben, als wir andere Stümper. Ich habe so geradehin geurtheilt, wie mannigfaltige Erfahrung es mir in die Finger gab. Ob wohl der Mann aus wahrer Erfahrung urtheilte, welcher die bekannten misanthropischen Verse schrieb:

> Femina nulla bona est, et si bona contigit ulli,
> Nescio quo pacto res mala facta bona est?

Nein, so schlimm darf wohl Niemand von Weibern im Allgemeinen denken; auch aus Erfahrung gesprochen!

Unter Strenge des Mannes soll just nicht Grobheit oder Ungeschliffenheit verstanden werden. Es empört mich, und vermuthlich jeden billigdenkenden Mann, wenn ich einen Ehemann sehe, welcher seine Frau unverdienter Weise mit Grobheit behandelt; gesetzt auch, daß nach vielfältiger Beobachtung der Erfolg von solcher Ungezogenheit des Mannes meistens Geschmeidigkeit des Weibes ist. Hierher paßt eine Anekdote, welche von meinem seligen Fürsten zu Fulda so oft erzählt wurde. Ein Mann sagte zu seiner Frau: „Es „steht in der Schrift, das Weib soll seinem Manne „unterthänig seyn. Es steht ja auch sogleich darunter, „antwortete die Frau: Der Mann soll aber auch kein „grober Flegel seyn." Ein rauher Mann, der eine würdige Frau mißhandelt, wird bey ehrlichen Männern eben so widrigen Eindruck machen, als die an dem würdigen allgemein geschätzten Desaix verübte Flegeley des englischen Obermatrosen Keith.

Catharina II. war freylich ein Weib, hatte vielleicht mehr Verstand, mehr politische Gewandtheit und Verschmitztheit, als alle jetztlebende Kaiser, Könige und Fürsten, sammt ihren Ministern zusammengenommen. Aber es hätte doch großer Muth dazu gehört, sie zur Ehegemahlinn haben zu wollen.

Ein Deutscher war lang in England gewesen, und ziemlich anglisirt, d. i. grob geworden. Er brachte eine Frau mit heraus, welche reich gewesen war. Sie

verstand nicht ein Wort Deutsch, hatte keinen Bedienten und kein Mädchen, welches Deutsch verstand. Eine Engländerin, die im Orte war, und manchmal zu der Frau in ihrer Einsamkeit kam, wurde von dem Manne fortgewiesen. Der Mann gieng seine Wege, kümmerte sich am wenigsten um seine Frau. Wer nun ungefähr die Frau sah, welche sich nur durch Zeichen zu erkennen gab, rühmte sie als eine gut- und sanftscheinende Frau. Sie war so viele hundert Meilen Weges mit ihrem Manne abgereiset, aus Jamaica bis in Schwaben, hatte keine Bekannte, keine Gesellschaft. Eine Frage wäre es nun, ob auf ähnliche Weise nicht manche oder jede Frau sanft und gut zu machen wäre?

Geld ist nun einmal der Universalhebel, womit sich alles Mögliche in der Welt erzwingen läßt. Wer also sich durch eine Heyrath Reichthum zu verschaffen weiß, der versäume die Gelegenheit nicht. Man wird ihm sagen: Eine reiche Frau ist stolz, herrschsüchtig, eitel, verschwenderisch; alles dieses werden aber die Armen so gut, als die Reichen, wenn es an Kopf und Herz fehlt; und alsdann sind solche Untugenden bey undankbaren Armen für den unglücklichen Mann noch weit kränkender. Ueberhaupt ist die Lage des Mannes bey einer unglücklichen Ehe immer die mißlichste. Widersetzt er sich, und wird etwan gar dazu genöthiget, strenge Maaßregeln zu nehmen; so wird Alles über den Barbar schimpfen, der seine Frau so tyrannisch

behandelt. Duldet er alles, so wird er allenthalben als Schafskopf betrachtet, und mit Verachtung angesehen. Wer hier die Mittelstraße zu treffen wußte, vollbrachte ein Meisterwerk. Der Ehestand gleicht einem Lande, welches die Fremden gerne bewohnen, und die natürlichen Einwohner noch lieber verlassen möchten. Vielmal hat man bemerkt, daß unglückliche Ehemänner und anerkannte Hahnreihen sich dadurch an andern Menschen rächen wollten, daß sie schadenfrohe, tückische und boshafte Menschen würden; sie traten als ungezogene Recensenten, Kalumnianten und literarische Klopffechter auf, wo sie dann gewöhnlich eine sehr verächtliche Rolle spielten.

Wo nicht die Unzertrennlichkeit der Ehen, wie bey Katholiken eingeführt ist, mag es weniger ganz unglückliche Ehen geben. Im Falle der Ehescheidung könnte wohl auch von demselbigen Manne einmal der Versuch mit einem reichen, das anderemal mit einem armen Weibe gemacht werden. Die Unzertrennlichkeit der Ehe, sagt Montesquieux, kommt mir vor, als wenn man einen gesunden Menschen an ein Cadaver bindet, und sie so lange aneinander läßt, bis der gesunde Mensch sammt dem Cadaver verfault.

Die Ueberzeugung, eine treue, keusche Frau zu haben, enthält für den Mann etwas Tröstliches. Er ist versichert, daß er selber Urheber seiner Erben, und Alleinbesitzer seines Weibes ist. Man wird aber häufig

finden, daß in Rücksicht auf Vergnügen und Annehmlichkeit des Lebens, eine strengtreue Frau oft weniger schicklich ist, als manche andere, die sich nicht allzugewissenhaft beträgt. Die meisten Tugendhaften sind oder bleiben es, weil sie zu wenig Anfechtungen haben; sie sind entweder häßlich oder widerwärtig in ihrem Betragen, haben nichts Gefälliges, Anlockendes. Außerdem pocht eine tugendhafte Frau gar sehr auf ihre Treue, verlangt vom Manne das Nämliche, und glaubt ihrer Treue wegen das Recht zu haben, den Mann zu quälen. Sie ist intolerant gegen andere Weiber, verlangt, daß alles im Hause ein finsteres Aussehen habe. Ist es Kälte des Temperaments, so wird ein zärtlicher Gatte auch wenig Vergnügen haben.

Es ist wohl traurig und unausstehlich für einen Mann, wenn er sich von einer untreuen Frau verachtet sieht. Aber eben dieses beweißt den Unverstand des unwürdigen Weibes. Eine klügere Frau sucht vielmehr dem Manne wieder durch wärmere Liebesbezeugung Ersatz zu verschaffen. Sie weiß ohnehin alles so einzuleiten, daß der Mann immer der Letzte im Hause ist, welcher etwas von Hahnreihschaft erfährt. Glück für ihn, wenn er alsdann es mit den Russen hält, bey welchen das Sprichwort ist: „Wenn man's weiß, ist's „nicht viel; und weiß man es nicht, so ist's gar nichts."

Ueberall wird man Hahnreihen finden, welche wir unter die Klasse der glücklichen Männer zählen können.

Es giebt freylich auch unbescheidene Liebhaber, wie mir einige Fälle bekannt sind, wo endlich der Mann unter allerley Vorspiegelungen und Intriguen gar nicht mehr Theil am ehelichen Geschäfte haben darf, da der Liebhaber die Frau in diesem Punkte allein im Besitze hat. Wohl dem, welcher alsdann gar keine Sehnsucht mehr nach den Reizen des Weibes hat, oder sich durch einen angenehmern Gegenstand schadlos zu halten weiß!

Ein Bekannter von mir hatte eine wollüstige Wittwe geheyrathet, blos weil er wußte, daß sie Tisch und Haushaltung gut besorgen würde; denn seine Seligkeit war Essen, Trinken, Schlafen. Sie klagte mir, daß sie gar keinen ehelichen Genuß von ihm hätte, verlangte Hülfe, doch so, daß ich ihm die Arzeneyen unter einem andern Vorwande aufschwätzen sollte. Ich that es; aber auf einmal hörte er auf, Arzeney zu nehmen; sie inkommodirct mich, sagte er, vermuthich weil sie anfieng, seine gemächliche Ruhe durch Regungen zu stören. Die Frau ließ ihn also völlig in seiner Ruhe, besorgte ihn mit gutem Tische, sich aber mit einem Aushelfer; und so lebten sie als glückliches Ehepaar beysammen. Sie starb schwindsüchtig. Er, von blühendem Aussehen, starb bald nach ihr, vermuthlich aus Mangel der bisher gewohnten Pflege. Eben so habe ich auch Männer gekannt, welche Mädchen heyratheten, wo sie voraus wußten, daß die Integrität des Reichs schon ziemlich verletzt war. Sie lebten vergnügt, und ihre

Weiber hielten sich besser, als andere, wo es noch Res in integro war, als sie heyratheten.

Glücklicher Weise können auch lasterhafte Weiber eine gute Seite haben. Die boshafte kann eine treue Gattin und tüchtige Hausmutter; die ausschweifende eine gefällige Ehefrau seyn. Darum haben Hahnreih Kaiser Claudius, und der gemarterte Sokrates, sich dennoch beyde für glückliche Ehemänner gehalten.

Ich will hier nichts von einzelnen Gebrechen der Weiber erwähnen, da es den Männern auch nicht an den ihrigen fehlt. Es wird allzeit sehr schwer oder unmöglich seyn, verwahrloßte oder übelgesittete Menschen besser zu machen. Wer es dahin bringt, eine dumme und plauderhafte Frau schweigen zu lernen, hat wirklich viel geleistet. Wer eine zänkische sanftmüthig, eine dumme vernünftig zu machen wußte, hat Wunder gewirkt.

Von den Ehen studirter Männer ließe sich noch ein großes Kapitel schreiben. Es könnte vielleicht jeder literarische Mann sein eigenes Bändchen liefern. Ich übergehe dieses, und werde nur einige allgemeine Bemerkungen anbringen.

Das Leben eines studirten Mannes ist immer ein unseliges Ding. Er ist rasch, stolz und glücklich, so lange er als Student leben kann: aber bald nachher fangen die traurigen Aussichten an. Er wird auf allen Seiten gedemüthiget, und weiß nun nicht, auf welche

Weise er sich ernähren soll, wozu jeder Handwerksbursche bessere Aussichten hat. Unterdessen giebt es aber, wie Mirabeau sagte, nur drey Wege, um leben zu können: man muß im Gehalte stehen, oder betteln, oder stehlen. Es wird dieses eigentlich von studirten Männern, welche nicht reich sind, zu verstehen seyn. Ich glaube, daß es Minister giebt, die Gehalt haben, und doch auch beydes Uebrige treiben, wozu freylich der gemeine Gelehrte weniger Gelegenheit hat.

Der Gelehrte muß in der Jugend mit Kummer ringen, erhält gemeiniglich mit vieler Mühe ein Dienstchen, welches Viertelsnahrung eines Mannes ist, oder er hat die höchste Gnade, seinem Könige oder Fürsten mehrere Jahre lang ohne Gehalt zu dienen. Endlich arbeitet er sich durch sauren Fleiß, Nebenkanäle oder ungefähre Zufälle empor, und wird nach und nach in bessern Stand gesetzt; wo aber auch alsdann schon gar oft Geist und Körper abgenützt sind. Geschäfte werden unterdessen jetzt vielmal häufiger und wichtiger, als sie vorher waren.

Dermalen aber wäre erst die Zeit, wo der Gelehrte an das Heyrathen denken dürfte, nämlich in der Periode seines Lebens, wo Thätigkeit, Eifer, Kräfte, Lust, Muth und alles abgenommen hat. Heil dann noch dem Manne, wenn er eine Frau bekömmt, welche ihm nicht noch ferner Kräfte und Leben abnagt! Heil ihm, wenn der ökonomische Regent nicht von Jahr

zu Jahre die Revenüen oder Accidenzien des Dieners kastrirt!

Unglücklicher Weise giebt es aber noch gar viele, denen es durchaus nicht gelingen will, sich soweit zu schwingen. Bey diesen Unglücklichen müssen also Jugend und Alter in Elend, Unterdrückung und Schwermuth vorüber gewälzet werden.

Ein Gelehrter, welcher nicht reich ist, hat beym Heyrathen immer von zweyen Unannehmlichkeiten eine zu erwarten. Ist er jung und schlecht versorgt, so wird ihm just nichts Sonderliches von Mädchen zu Theil werden. Er muß alsdann mit seiner Geliebten in Kummer darben, wenn er blos vom Dienste leben soll. Ist er älter geworden, und erst zu größern Ehren gekommen, so heyrathet das Mädchen ihn nur des Ranges und der Versorgung wegen, und klagt hernach über Langeweile und Mißmuth in ihrer Ehe. Der Mann genießt unterdessen auch kein fröhliches Leben, und glaubt sich am Ende gar noch glücklicher, wenn er ganz ohne die Gesellschaft des Weibes wäre. Ueberhaupt aber bin ich der Meynung, daß es für Eheleute ein empfindlicher und schmerzhafter Vorfall seyn müsse, wenn eins von dem andern durch den Tod getrennt wird. Allemal thut es empfindlich wehe, vielleicht just so, als wenn man sich an den Ellenbogen stößt, welches eine schmerzhafte höchst unangenehme Empfindung ist, welche sich bis in die Fingerspitzen erstreckt, freylich aber

bald wieder vorüber ist. Für Weiber ist aber der Wittwenstand mit mehr Bitterkeit und Traurigkeit verbunden. Wenn der Frau durch des Mannes Tod Nahrung und Ehre entgeht, so ist ihre Lage sicher eine der betrübtesten; hat sie aber zu leben, so ist es doch eben eine so traurige Lage, wenn sie immer eine betrübte Miene annehmen, und die Rolle einer traurigen Wittwe spielen soll, wofern sie nicht dem Tadel anderer Weiber will ausgesetzt seyn.

Es liegt in der Lage der Heyrathen der Gelehrten auch noch ein Grund, warum so viele vornehmere Töchter (ich rede von der bürgerlichen Klasse) ohne Männer bleiben. Man giebt einem jungen Manne, welcher weder Rang noch ansehnliche Einkünfte hat, die Tochter nicht. Er heyrathet unterdessen ein Mädchen, welches mit ihm vorlieb nimmt, schwingt sich endlich in die Höhe, und gelangt sammt seiner Frau unter die Klasse der Vornehmeren.

Gesetzt aber, der dürftige Gelehrte will es im ledigen Stande abwarten, bis er seine Sache weiter gebracht hat; so wird er sich unterdessen an den Cölibat, d. i. an die Magd oder Haushälterin gewöhnen, und am Ende gar nicht heyrathen.

Wenn also Mädchen von besserem Stande, der Gefahr, alte Jungfern zu werden entgehen wollen; so werden sie mit jungen Leuten, die eben noch keine großen Männer sind, etwas Nachsicht haben, und sie heyrathen

müssen, wenn sie auch noch nicht in Ansehen stehen, und eine Frau nur halb ernähren können. Manche Dame ist Frau Generalin geworden, weil sie zuerst mit einem Lieutenant vorlieb genommen hat. Hierbey ist nur eine einzige Regel einzuprägen, daß das Mädchen wohl überlegen soll, ob der künftige Mann solche Fähigkeiten und Eigenschaften habe, daß aus ihm einstens Etwas werden könne? Könige und Fürsten sollten freylich eben so die Supplikanten nach ihren Fähigkeiten, wie Mädchen ihre Freyer, zu berechnen wissen. Prinz Eugen hatte vergeblich Dienste in Frankreich gesucht. Laudon und Wurmser, der im Bayerischen Kriege sich gegen Preußen auszeichnete, im französischen Kriege aber, im Alter, sich durch seine Kopfabschneider brandmarkte, hatten beyde vorher ihre Dienste dem Könige Friedrich II. angeboten. Leibniz und von Dohm sollen blos Kanzellisten in Mainz zu werden verlangt haben. Carmer konnte nicht in der Pfalz, seinem Vaterlande, sondern in Preußen zu einem großen Manne werden.

Das Mädchen kann seinen Bräutigam an seinem Fleiße, an seinen Talenten und Wissenschaften abwiegen. Wenn er hierinnen Vorzüge hat, so kann die geringe oder mittelmäßige Frau sich immer Hoffnung machen, einstens durch die Verdienste ihres Mannes zu höhern Stufen von Ehre und Vermögen zu gelangen.

Dieses wäre ungefähr ein wohlgemeynter Rath für Mädchen, welche einstens Weiber werden wollen!

Man mag nun aus der ganzen Episode den Schluß ziehen, daß ich ebenfalls geliebt habe, und geheyrathet gewesen bin.

Medizinisch = praktische Laufbahn.

I. Physikat zu Brückenau.

Es giebt Leute, denen gleichsam schon von Mutterleibe her ihre Stelle zugedacht ist. Man schickt sie nach erreichten Jahren auf die Universität, um sie von da als Adjunkt, Amtmann, Rath oder Professor zurückzunehmen, und sogleich angestellt zu sehen. Ich habe nicht zur Klasse dieser Glücklichen gehört, sondern war, wie noch heutiges Tages so viele Andere, nach geendigten Studien äußerst verlegen, wo ich mich nun künftig hinwenden sollte!

Mich dünkt, daß kein Studirter, in Rücksicht auf seine Unterkunft, größere Schwierigkeit findet, als just der junge Arzt, welcher so eben die Universität verläßt. Für junge Aerzte giebt es keine Vikarien, keine Schreibstuben, Kanzelleyen, und gemeiniglich auch sonst keine Expecktanzplätze oder nahe Aussichten, und was das Schlimmste ist, sehr wenige Leute, die Zutrauen haben.

Ich hatte, wie ich schon erwähnt habe, vier Jahre Arzeneykunst studirt, war die zwey letzten Jahre täglich mit zum Krankenbesuche ins Spital gegangen, hatte öffentlich und mit Beyfall disputirt, und Gradum genommen: was war nun weiter zu thun für einen,

der in einem kleinen Dorfe eines kleinen Landes geboren war, um sich endlich selber ernähren zu können?

Im Würzburgischen, zu Heidenfeld am Mayn, war ein sehr geringes Physikat schon geraume Zeit vakant, zu welchem auch kein einziger Kompetent vorhanden war. Ich bewarb mich also auf alle Weise darum. Ich wurde von einer Zeit zur andern vertröstet, oder vielmehr habe mich selber von Zeit zu Zeit mit Hoffnung getäuscht, konnte aber nie eine entscheidende Antwort erhalten.

Nichts ist mir in meinem Leben lästiger gewesen, als eine zögernde Ungewißheit. Ein aufrichtiges Nein ist zehnmal besser, als leere Erwartung, in welcher man den armen Supplikanten schwanken, und sich sehnsuchtsvoll abkümmern läßt. Es ist dieses eine eigene Grausamkeit mancher Fürsten und Minister.

Ich schickte mehrere Bittschriften an den Fürsten Adam Friedrich, Grafen von Sinsheim, ein, suchte Empfehlungen an den geheimen Referendarius, und bat um Vorsprache bey dem ersten Leibarzte u. s. w. Ich reisete selbst von Würzburg nach Bamberg, als sich der Fürst dort den ganzen Sommer aufhielt, gab auch dort noch beym Fürsten eine Bittschrift ein. Alles war so gut, als wenn ich gar nichts gethan hätte. Vielleicht verdarb ich es just damit, daß ich diese Reise nach Bamberg machte, wo es das erste Mal war, daß der Fürst den supplizirenden Arzt zu Gesichte bekam.

Ich stellte mich gut gekleidet, aber freylich nicht grösser als ich gewachsen war, in eine Gallerie, wo der Fürst mit seinen Höflingen durchkam, um in die Kapelle zur Messe zu gehen. Er sprach, als er mich anblickte und meine Bittschrift abnahm, rückwärts etwas mit seinen Höflingen über mich, welches ich aber nicht deutlich gehört, noch verstanden hatte. Es sollte vermuthlich ein scherzendes Bon-mot seyn, weil darüber einige der jüngern Hofjunker tückisch lachten.

Lange nach diesem Auftritte, als ich schon Leibarzt in Fulda war, sagte mir jemand, daß ich dem Fürsten von Würzburg, diesem eitlen Manne, der gewiß nicht über einen halben Zoll grösser war, als ich, wäre zu klein gewesen. Ich hatte hierbey freylich noch den Fehler, höckerig zu seyn: aber ihm soll, wie ich hundertmal gehört habe, gleich dem armen Pangloß, die eine Hinterhälfte gefehlt haben, wogegen er sich mit Kissen half. Auch mußte sein Sessel am Tische hoch mit Polstern gepfropfet werden.

Unterdessen kehrte ich immer noch hoffnungsvoll nach Würzburg zurücke, fragte sehr oft nach meiner Bittschrift, worüber aber immer noch nicht, wie man sich ausdrückte, ein Entschluß herausgekommen war.

Endlich wurde mir, ich weiß noch nicht, aus welcher Absicht, vom geheimen Referendar von Prümer, gerathen, einstweilen nach Heidenfeld zu gehen, zu praktiziren, und das Zutrauen der Bürger zu gewinnen.

Ich zog dahin, brachte es wirklich soweit, daß die Vornehmsten der Stadt mir schriftliche Zeugnisse gaben, und mich verlangten. Alles dessen ungeachtet konnte ich doch nicht zu meinem Zwecke gelangen.

Ich war freylich kein Landeskind; ich stellte aber vor, daß mein Großvater, von mütterlicher Seite, Kluberdanz, zu Waldaschag im Würzburgischen, wäre Amtmann (im Würzburgischen heißt es Amtskeller) gewesen, welche Stelle ihm von dem Fürsten, Grafen von Schönborn, einem Verwandten von Graf Sinsheim, wäre ertheilet worden.

Einige Zeit nachher, als ich von meinem Gesuche abgegangen war, wurde das Physikat mit einem alten Knaster aus dem Eichsfelde besetzt, welcher aber merklich größer war, als meine Kleinigkeit.

Ich reisete in meiner Unruhe im Herbste 1764. von Heldenfeld nach Hause, um auf einige Wochen meinen Vater und meine Anverwandten zu besuchen. Ich kam nach Brückenau zu meinem Oheim auf das Kirchweihfest. Zu jener Zeit war dort Baron von Maierhofen, ein Mann von vielem Witze und von Einsicht, Oberamtmann, welcher nachher als Vicedom zu Fuld gestorben ist.

Im ganzen Fulderlande waren vorher nur zwey Physikate gewesen, eins in Hammelburg, das andere in Geys. Es war noch eins in Hühnfeld, welches, so viel ich weiß, auch erst neu gestiftet war. Als man

nun den Brunnen bey Brückenau entdeckte, wurde da auch ein Physikat aufgerichtet. Man beschrieb einen Arzt aus der Schule von Heidelberg. Er war aber schon vor einem oder mehreren Jahren gestorben, und das Physikat nicht wieder besetzt, als der Oberamtmann krank geworden war. Ein Benediktiner aus Fuld, Professor der Mathematik, war bey dem Kirchweihfeste meines Onkels, und zum Besuche beym Oberamtmann. Wir machten beym Schmause Bekanntschaft. Er faßte einige vortheilhafte Ideen von meinem Wissen, lief zum Oberamtmann, und brachte mich in Vorschlag. Ich ward dahin gerufen, hatte zu jener Zeit meinen Boerhave unvergleichlich im Kopfe, und fand, daß der Mann einen allgemeinen entzündungsartigen Rheumatismus hatte. Ich erklärte ihm seine Krankheit, so gut ich konnte, und erhielt Zutrauen von ihm. Ich setzte die Krankengeschichte auf, welche nach Fuld an den Leibarzt Oestreicher, einen gelehrten Mann, geschickt wurde. Oestreicher bestätigte mein Urtheil, wodurch das Zutrauen des Oberamtmannes noch sehr vermehrt wurde. Die Krankheit, besonders da der Rückgrat mit angegriffen war, schien fürchterlich, war schmerzhaft und unbequem. Der Patient wurde glücklich wieder hergestellt.

Kurz hierauf reisete der Fürst Heinrich von Bibra von Fuld durch Römershag (meinen Geburtsort) nach Hammelburg. Der genesene Ober-

amtmann machte seine Aufwartung in Römershag, sprach von seiner Genesung und von mir. Er hatte es eingeleitet, daß ich nach Hammelburg mußte, wo ich alsbald das Dekret bekam als Physikus von Amt und Stadt Brückenau, und dadurch hauptsächlich für den Kurort bey Brückenau, der zwar jenesmal ganz unbedeutend war, gewidmet wurde.

Der Oberamtmann war damals noch unverheyrathet, hatte eine ledige Schwester bey sich. Ueberhaupt hatte er, besonders für die Winterszeit, einen guten gesellschaftlichen Ton eingeführt. Man kam mehrmal in der Woche am Abende wechselsweise zusammen, bald in diesem, bald in jenem Hause der Gesellschaft. Die Weiber spannen, strickten, oder übten sonst ein Geschäfte. Die Männer scherzten, erzählten, oder trieben sonst ihren Spaß, besonders, da sich allda einige lustige Gesellschafter fanden. Man stellte Aepfel, Trauben oder sonst etwas auf, was die Zeit gab, ein Glas Wein dazu, so, daß die Gesellschaft Niemanden viel lästig wurde.

Der Oberamtmann liebte die Naturgeschichte und Oekonomie. Er hatte damals eine Vorliebe für Bergwerke, Mineralogie, Metallurgie. Wir saßen mehrere Nächte beysammen, schmolzen Erze, probirten sie auf der Kapelle ꝛc. Wir hatten einen erfahrnen Gehülfen hierzu. Ich lernte wenigstens die Handgriffe und Werkzeuge der Schmelzkunst kennen. Ich erfuhr endlich auch,

wie leicht es in der Welt ist, betrogen zu werden. Wir hatten verschiedene ausländische Stuffen geschmolzen, und bekamen allerhand Erze. Nun schmolzen wir auch innländische Stuffen, und waren sehr betroffen, da wir so reiche Ausbeute an Silber fanden. Ich selber machte die Berechnungen, wie viel wir da im Großen erhalten würden. Unser Gehülfe hatte einen Schwager, der ein Uhrmacher war. Diesem hatte jemand eine silberne Uhr zur Ausbesserung gegeben. Der Gehülfe hatte sich die silberne Uhrkette zugeeignet, und immer Stückchen davon in die Schmelztiegel geworfen. Wir merkten erst den Betrug, als es Nachfrage über die entwendete Uhrkette gab.

Es war einstens ein Fürst, Graf Ingelheim in Würzburg, welcher die Narrheit hatte, Gold machen zu wollen. Er ließ viele Alchymisten oder sogenannte Laboranten kommen. In der ganzen Stadt wurde es Mode, Alchymie zu treiben. Die fürstlichen Laboranten hatten einen Flügel am Schlosse, wo die Rentkammer war, abgebrannt, worüber sie denn viele Feinde bekamen. Sie arbeiteten nun in einem Gartenhause im Schloßgarten. Auf einmal starb der Fürst am Schlagflusse. Auf diese Nachricht liefen sie alle davon, ließen Bücher, Instrumente, Manuskripte, alles im Stiche, welches der Gärtner zu sich nahm. Der Gärtner hatte einen Sohn, welcher Theologie studirte. Wenn dieser nun des Geldes bedarf, so brachte er mir ein Buch oder

Manuskript nach dem andern, und verkaufte es mir, als ich in Würzburg Arzeneykunst studirte, und bey diesem Studenten in der Nachbarschaft wohnte.

Wirklich sind diese Manuskripte mit so vielen Eidschwüren und Hieroglyphen für einen Mann, der nicht ganz unterrichtet und fest ist, äußerst verführerisch. Ich war ganz überzeugt, daß ich einstens Gold und viele geheime Arzeneyen machen, und so vielen andern dürftigen guten Menschen Geld genug mittheilen würde. Wirklich unternahm ich es, einige Prozesse nachzumachen, und bin sehr froh, daß ich kein Haus angezündet, und Niemanden vergiftet habe. Nach und nach wurden mir manche Manuskripte entwendet, andere giengen verloren, und endlich, da ich klüger geworden war, habe ich den Ueberrest einem Chemiker gar weggeschenkt.

Unterdessen wird man nun begreifen, daß mir hierdurch die Gelegenheit, metallurgische Arbeiten kennen zu lernen, sehr angenehm gewesen war. Ich stieg nun auch in einen Schacht, und erhielt Begriffe von Schacht, Stoll, Ort, Gang ꝛc. so wie durch die metallurgischen Arbeiten von allerhand Geschäften und Geräthschaften, von Kupferdutten, Muffel, Mönch, Nonne, Kapell, Blick ꝛc.

Ich muß nun auch erzählen, wie es mir im Anfange meiner praktischen Laufbahn gegangen ist. Ich gestehe es aufrichtig, daß ich bey dem praktischen Geschäfte manchmal sehr in Verlegenheit kam, und Schwierigkeiten fand.

Wenn unsere jungen Aerzte heutiges Tages nicht so außerordentlich gelehrt aus dem Universitätstreibhause, meistens schon nach zwey Jahren zurückkämen, so würden ihrer Manche gestehen, daß es ihnen im Anfange ihrer Praxis eben so gegangen wäre, nämlich, daß sie sich meistens nicht zu helfen noch zu rathen wußten. Ich hatte meine Schulgrundsätze gut im Kopfe, hatte täglich Kranke im Spital gesehen, aber leider! nichts selber verschrieben. Ich sah meistens den Statum morbi richtig ein, wußte mir aber nicht zu helfen, als es an das Rezeptschreiben gieng. Freylich ist es auch hierinnen in wenigen Monaten besser gegangen. Ich kurirte meistens herzhaft nach Boerhave, Gorter ꝛc. Da war denn einer meiner ersten Patienten in Heidenfeld, ein Handwerker, mit einer Lungenentzündung. Ich ließ so herzhaft Blut abzapfen, gab so viele kühlende Getränke, daß die Lungenentzündung gehoben wurde, und dagegen die Hautwassersucht zu Stande kam. Ich merkte es bald, und änderte Arzeneyen und Lebensart, kurirte den Mann auch hiervon nach van Swieten's Werkchen über die Krankheiten einer Armee. Nach und nach abstrahirte ich mir freylich meine eigenen Regeln, war behutsam, doch unternehmend, und habe meistens mit gutem Glücke meine praktische Laufbahn durchwandert. Ich war außerordentlich dreist im Vorhersagen, welches mir auch meistens eingetroffen ist, und mir eifrige Freunde und Feinde gebracht hat.

Als ich nun als Physikus in Brückenau lebte, und auch noch keinem besseren Geschicke entgegen sah, gab ich mir alle mögliche Mühe, den Kurort in die Höhe zu bringen. Ich gab eine Beschreibung des Kurortes heraus. Der wohlthätige Fürst Heinrich, trug freylich durch Verwendung häufiger Kosten das Meiste zum Emporkommen des Kurortes bey.

Die Anzahl der Kurgäste war die ersten Jahre sehr klein und unbedeutend, und äußerst gering der Verdienst des Arztes. Ich erhielt im ersten Sommer durch meine Badegäste sieben Gulden und zwanzig Kreuzer; im zweyten sechzehn bis siebenzehn Gulden; im dritten vierzig; und nun gieng es höher, da ich bald darauf den Kurort verlassen mußte.

Es mangelte mir bey dieser ersten Anstellung zu Brückenau an nichts so sehr als an Geld und Büchern. Doch wurden die Bücher des zu Würzburg verstorbenen Professors Vogelmann verkauft, wovon ich mir einen ziemlichen Antheil kommen ließ, vom Hippokrates an bis auf spätere Zeiten. Alle waren aus verflossenen Jahrhunderten. Ich war nun äußerst fleißig in der lästigen und meistens unnützen Arbeit, in Durchlesung dieser alten Schriffsteller. Das Resultat hiervon war ein Werkchen, welches unter dem Titel: Medizinische Beyträge, in Erfurt gedruckt wurde, ohne mir einen Heller einzutragen. Ein Buchhändler kaufte hernach den Verlag, und ließ den Titel: Der

Arzt für Brunnengäste, vordrucken. Ich brachte die Abhandlungen wieder mit einigen Ausbesserungen in meinen vermischten medizinischen Schriften vor, und endlich sind sie gar in die Toilettenlektüre gekommen.

Ich hatte zu Brückenau auch das Werkchen des de Haen von Hämorrhoiden aus dem Lateinischen ins Deutsche übersetzt, wozu ich aber als unbekannter Arzt gar keinen Verleger bekam.

Endlich kam ich in Unterhandlung wegen eines Physikates zu Lohr im Mainzischen. Es war etwas besser als jenes zu Brückenau, doch auch noch unter die geringeren zu rechnen.

Da ich unterdessen in Brückenau ganz still und einsam meine Wege fortwanderte, drohete mir gähling ein Ungewitter, wobey es vielleicht um mein künftiges Glück im Lande hätte können geschehen seyn, wenn ich nicht zeitlich gesucht hätte, mich mit möglicher Bescheidenheit durchzuschleichen. Es war damals die Zeit, wo der berüchtigte Tisserant die Deutschen äffete, wobey es mir einfiel, mich dem Strome zu widersetzen.

Tisserant hatte täuschende Kunstgriffe, konnte für den ersten Augenblick die Zuschauer überraschen, und hatte nach meinem Urtheile in seinen Handgriffen unendlich viel vor einem Calliostro, Gaßner und Mesmer voraus. Im Grunde aber ist er weiter nichts, als ein gesetzter, kernhafter, roher Kerl gewesen. Seine Leibesstärke ist ihm bey seinen chirurgischen

Karrikaturen noch besonders vortheilhaft gewesen; denn seine Hauptkuren wurden durch Stöße, Prügel, gewaltsames Rotiren der Glieder in ihren Gelenken, und andere Possen ausgemacht, wovon man noch Manches en detail in dem von mir späterhin geschriebenen und zu Frankfurt gedruckten anonymen Brochürchen: Paroli au même, oder Tisserant und Gaßner, lesen kann.

Es ist zu unsern erleuchteten Zeiten schon einmal so der Gang der Dinge, daß kein Betrüger, Schwärmer, Narr, Bösewicht, Minister, eine bedeutende Rolle spielen kann, ohne seine Spießgesellen oder vertheidigende Partheien zu haben. Man muß wie Gaßner, Mönche und fromme Schwärmer; oder wie Calliostro, Maurer, Illuminaten und Konsorten; oder wie Mesmer, die beaux esprits und exaltirten Köpfe als Anhänger haben. Solche Menschen sind alsdann das wahre Vehikulum, die thätigen Eudämonisten, zur Ausbreitung für Thorheiten, Schwärmereyen und Unsinn. Blos unter solchen günstigen Umständen kann man seiner Sache sicher seyn. Solche Theilnehmer arbeiten, vertheidigen, deklamiren, embelliren; die Hauptperson kann alsdann ruhig ihre Laufbahn machen und ihr Schäflein scheeren, worauf es am Ende doch immer angesehen ist. Auch der dicknervige Tisserant fand bald, was ihm in dieser Rücksicht noch nöthig war.

Tisserant, ein französischer Bauer, oder wie man sagte, Fleischer, durchreisete zuerst die fromme Gegend von Kölln, war gekleidet als Pilgrim, und wirkte seine Wunder als heiliger Mann. Ländlich, sittlich, hieß es da, und dem heiligen Manne kamen Wallfahrten entgegen.

Aus diesem frommen Lande hat er sich im folgenden Jahre gegen die Pfalz gewendet, und mochte erfahren haben, daß die Pfälzer nicht so andächtige Christen als die Köllner wären. Es gesellete sich glücklicher Weise ein Avanturier in Uniform, welcher sich für einen spanischen Major ausgab, zu ihm, stimmte ihn, so wie es für Zeit und Gegend passender war, damit er in helleren Gegenden als Kölln, auch Beyfall einärndten könnte.

Tisserant mußte nun seinen Pilgrimskittel auf Seite legen, und als außerordentlicher Meister in der Wundarzeneykunst seine Farce spielen. Er hatte, wie der Major erzählte, alle seine Kunststücke von den Wilden in Kanada gelernt; bey den Wilden holte er seine kostbaren Arzeneyen (ungefähr Wachs, Oel, Altheefett, Pappelnsalbe u. dergl.); und bey den zahmen und klugen Europäern fand er die Narren in Menge, welche alles dieses gerne glaubten, und dafür ihr Geld hergaben.

Wer hätte es aber auch nicht glauben sollen? Der Major selber, hieß es allenthalben, hat es an der

fürstlichen Tafel, oder in der adelichen Gesellschaft, erzählt. Die Erzählungen enthielten Wunderbares, und nichts überrascht die Vornehmen, wie den Pöbel, so leicht, als was außerordentlich klingt und an das Wunderbare gränzt.

Man muß hier bemerken, daß in den bischöflichen und manchen andern fürstlichen Residenzen, der Ton gar vornehm ist. Man nimmt nicht leicht einen geheimen Rath, wenn er nicht von Adel ist, einen Hofrath gar nicht, an Tafeln oder in die adeliche Gesellschaft zum Spiele (doch giebt es manche weltlich-fürstliche Höfe, die hierinnen eine Ausnahme verdienen); aber man nimmt ohne Bedenken jeden Betrüger, Spieler, Exbedienten, wenn er nur in Lieutenantsuniform maskirt ist. Man muß da Ahnen oder Uniform haben, sonst bedeutet man nicht mehr als ein Handwerksmann.

Ich habe in manchen Gegenden vornehme, reiche Herren gekannt, welche auch den elendesten Kerl zum Führer oder Hofmeister für ihre Söhne, besonders auf Reisen nahmen, blos weil er etwa unter einem Freykorps oder sonstwo Uniform als Offizier erhalten hatte, und daher nun in allen vornehmen Gesellschaften und bey Damen vom ersten Range Zutritt hatte. Eben so war es auch der Fall mit gedachtem vorgeblichen Major, welcher an Höfen und bey Damen weit glücklicher war, als wenn er wirklich ehrlicher und verdienstvoller Mann gewesen wäre.

Ungeachtet der durch den Major erhaltenen Bildung, hatte Tisserant immer noch Etwas von seinen heiligen Grimassen an sich. Er lief manchmal während seinen Operationen an das Fenster, rief den Himmel an, bezeichnete sich mit dem Kreuze, betete, u. dergl.

Tisserant operirte hauptsächlich Lahme, Taube, Stumme, Engbrüstige, Fallsüchtige, Kröpfige, welche Krankheiten auch zu seinen chirurgischen Karrikaturen die angemessensten waren. Die Kurart war komisch und auffallend, beruhete aber meistens auf Prügeln und Stößen. Er operirte an Höfen oder sonst in einem großen Saale öffentlich und gratis. Aber alsdann schickte er die Operirten in ein Nebenzimmer, wo seine Frau und sein Petit-Jean, ein Schlingel in Folio, sich befanden, und die Patienten noch mit einer Salbe, Pflaster oder gutem Rathe expedirten, und ihnen nach Verhältnisse Geld abnahmen.

Man schätzte es allenthalben für einen besonders glücklichen Zufall, daß ein guter Genius den Wundermann ins Land geführt hatte; er bekam Geschenke aus den Landkassen, von Fürsten und Vornehmen, wurde frey verköstigt, und bekam zur Sicherheit, d. i. sein Geld sicher fortzubringen, und destomehr Aufsehen zu machen, noch Husaren und Reiter zur Begleitung bis über die Gränze, denn die neidigen Aerzte und Wundärzte, sagte selbst der Major, strebten ihm nach dem Leben. — Müssen gar böse Leute seyn!!

Ach nein doch! Gewiß Tisserant hatte es mit sehr guten Aerzten und Wundärzten zu thun; sie zeigten ja so deutlich, daß sie auch Menschen waren, die sich vom Neuen und Wunderbaren hinreißen lassen. Manche von ihnen dienten ja selber dem operirenden Charlatan öffentlich als Handlanger, bewunderten ihn, küßten ihn, und waren selber in Stupidität extasirt. Est gratia gratis data, sagte ein Leibarzt: „Der Mann „muß unvergleichlich die Anatomie verstehen,“ lispelte mir ein Wundarzt ins Ohr. „Der Mann weiß gar „nicht, was Anatomie ist,“ sagte ich ihm dagegen.

Tisserant operirte nun zu Mannheim, Mainz, Frankfurt am Mayn, Dreßden, überall mit Beyfall und Bewunderung. Er war wohl so klug, daß er nirgendwo über drey oder vier Tage operirte, auch nicht wieder zurückkam, wie er es doch meistens versprochen hatte. Denn sechs oder acht Tage waren schon hinreichend, um alle Täuschung bey der geschehenen und vermeynten Kur kennen zu lernen.

In Frankfurt schrieb ein Arzt, Dr. Hofmann der ältere, über Tisserants Kuren, hielt ihn blos für einen Schwärmer, nicht für Betrüger. Er mag beydes zugleich gewesen seyn, aber zuverläßig war der Major der Hauptbetrüger bey der Gesellschaft. Auch dieser Unverschämte gab vor, daß er dem Wundermanne zur Sicherheit oder Vertheidigung mitgegeben wäre. So bescheiden auch Hofmann geschrieben hatte, so war

man doch fast allgemein aufgebracht über ihn. Man will sich gar nicht gerne in seinen Irrthümern und Vorurtheilen stören lassen. Es ist aber auch Demüthigung für unsern Stolz, und eingebildete Klugheit, wenn man uns unter die Nase sagt, daß wir unrecht geurtheilt haben, und von einem Betrüger getäuscht worden sind.

Tisserant kam von Frankfurt nach Fuld, blieb nur fünf oder sechs Tage, wie an jedem andern auserwählten Orte, und hatte auch in Fuld dasselbige Glück. Der damalige Oberamtmann von Brückenau, mein Freund und Beförderer, war auch in Fuld, um die Wunderkuren anzusehen; er überredete mich, ebenfalls dahin zu kommen. Tisserant operirte just bey Hofe. Ich gieng auch dahin, wollte in den Saal, wo operirt wurde. Ich war wenig bekannt in Fuld, und nun erst das zweyte Mal in meinem Leben dahin gekommen. Ein Grenadier an der Saalthüre, dem etwa schon durch Eingebung eines Tisserantischen Schutzengels mochte geahndet haben, daß ich für diesen Wundermann noch böse Dinge stiften könnte, wies mich mit einem Stoße auf die Brust zurück. Er hatte mich vermuthlich für einen Fremden angesehen, weil er mir soviel Ehre anthat. Unterdessen hatte ich doch die Reise einmal gemacht, und wollte operiren sehen. Ich suchte Hülfe bey einem Kavalier, der mir seinen Bedienten mitgab, wo ich dann unter dem Schutze der Livree sogleich eingelassen wurde.

Ich sah nun da die Wunderdinge, die schnackigen Handwirkungen Tisserants, den großen Beyfall, das Amüsement.

Abends als ich im Gasthofe war, setzte ich mich hin, schrieb nach Würzburg, daß Tisserant ein Betrüger, und seine Vertheidiger Schwachköpfe wären. Ich schrieb an meinen Oberamtmann, der bey einem andern Kavalier logirte, ohngefähr folgendes: „Der „Fürst von Fuld könnte sich vor vielen Fürsten aus„zeichnen, wenn er Tisserant als einen herum„streichenden Erzbetrüger ins Zuchthaus setzen, oder „ihn wenigstens fortjagen ließe, ohne ihm das Ge„ringste zu geben.“ Zugleich detaillirte ich seine Betrügereyen.

Mein Oberamtmann las den Brief, las ihn wieder, und glaubte, daß es ihm oder mir geträumt hätte, oder daß ich verrückt wäre. Er zeigte den Brief dem Kavalier, bey welchem er im Hause war, der die Achseln zuckte, und nicht wußte, was er aus mir machen sollte. Doch verabredeten sich beyde, zu meinem Besten, keinem Menschen etwas von dem Briefe zu sagen. Da kam noch ein rascher Kavalier dazu, dem sie die Sache doch auch sub sigillo anvertrauen mochten. Er las den Brief, und sagte: „Ich glaube, Weikard hat Recht, „wenigstens ist der Major eine Kanaille, und wenn er „sich untersteht, noch einmal Abends zur Frau von —— „zu gehen, so breche ich ihm den Hals.“ Unterdessen

blieb es bey der Abrede, daß man nichts von meinem Briefe sagen wollte.

Es war mir aber nicht gegeben, alles so gleichgültig auf meinem Herzen zu behalten. Es war nimis difficile Satyram non scribere. Ich schrieb also in Eile ein Brochürchen über Tisserants Kuren, und gab es in Fuld auf meine Kosten unter die Presse. Es war etwas ausführlicher als jenes, was ich hernach in Paroli au même über diesen Gegenstand gesagt habe. Ich schickte einen der ersten abgedruckten Bogen meinem Oberamtmanne zu. „Himmel! rief er aus, als ich hernach zu „ihm kam: wenn Sie im Monde wären, und alle „andere Menschenkinder auf Erden, so ließe ich es „gelten, uns so eine Epistel zuzusenden. Wissen Sie „nicht, daß alle Großen am Hofe äußerst für Tisserant eingenommen sind, daß sie sich alle werden für „beleidiget halten?“ Ueberall hat doch der Böse die Großen im Wege!

(Kleine Höfe haben auch ihre Großen, so gut als die Höfe der größten Reiche. Ihnen zu widersprechen ist an einem Orte so gefährlich als am andern; meistens an kleinen Höfen am gefährlichsten, weil jene Großen, außer den gewöhnlichen Eigenschaften der Großen, gemeiniglich noch ungemein viel Kleinstädtisches haben.)

Was war nun in diesem Falle zu thun? Ich nahm eilfertig die gedruckten Bogen zurück, bezahlte den

Druckerlohn, und ließ nie wieder Etwas davon an das Tageslicht gelangen.

Es ist aber nichts schwerer, als Geheimnisse ganz verborgen zu halten. Ich hatte bald Spuren, daß entweder von meinem Briefe, oder von meinen gedruckten Bogen etwas mußte verrathen worden seyn. Denn bald nach dieser Geschichte war eine große Jagd nahe bey Brückenau. Die vornehmsten Domherren und andere Herren waren da, um sich mit Sauschießen zu amüsiren. Einer von der Gesellschaft wurde krank, zu welchem ich gerufen, und Abends zum Tische dieser Herrschaften genommen wurde. Mir schien es hernach, als wenn es wäre darauf angesehen gewesen, dem naseweisen Doktor, der sich erfrechet hatte, Tisserant zu persifliren, recht zu Leibe zu gehen, wofern er nur die geringste Veranlassung geben würde. Man sprach in die Länge und in die Queere von Tisserants Wunderkuren. Es war besonders einer der Vornehmsten, und überhaupt der wichtigste von den Domherren, der hier das Wort führte. Ich rührte mich nicht, war der unwissendste Mensch von der Welt. Denn so ein Domherr hat das unbestrittene Privilegium, jedem bürgerlichen Diener des Staats impertinent zu seyn, besonders wenn er sich nicht mit Schmausereyen, schöner Frau oder Tochter, oder mit Geldleihen abkaufen kann. Ich schwieg also, als wenn ich von gar nichts wüßte.

Es kam aber so weit, daß man meine Meynung verlangte. Ich sagte, daß ich nicht Operateur oder Wundarzt wäre, und also hierüber nichts entscheiden wollte! Ich mußte nun freylich auch hören, daß nur ein Narr Tisserants Kuren widersprechen könnte. Ich schwieg und rührte mich nicht, dachte wohl bey mir, daß nur ein Narr, Dummkopf und Grobian so was sagen könnte.

Die Nachrichten, welche ich über Tisserants Kurart nach Würzburg ertheilt hatte, konnten unterdessen nicht so viel ausrichten, daß man dem Betrüger Tisserant das Operiren untersagt hätte, obwohl dort meine Freunde bey der hohen Obrigkeit Gebrauch davon machten. Allenthalben zeigte man das Gegentheil aus Briefen von Vornehmeren, auch selbst aus Fuld. Es ist wohl wahr, wenn man auch die Hand voll Wahrheiten hat, soll man sie nur nicht öffnen. Man will die Wahrheit nicht. Sie ist zu einfach, zu alltäglich, und so was Ungeschminktes, Natürliches, ist weder an Höfen, noch unter dem Volke angenehm. Mundus vult decipi. Ich stehe dafür, daß mancher große Regent noch nicht ein einziges Mal reine Wahrheit gehört hat, und wenn sie ungefähr, gleichsam aus Versehen, einmal zu ihm kam, so war er schon so verdorben, daß er sie nicht mehr glauben mochte. Ich könnte es mit Beyspielen bestätigen; allein Exempla sunt odiosa.

Unterdessen wurde doch in Würzburg dem Fortgange aller weitern Betrügereyen Tisserants und seines Majors auf einmal ein Ende gemacht. Professor Papius, ein herzhafter und einsichtsvoller Mann, gewann einen gesunden, armen Studenten, der sich an der einen Schulter lahm stellen mußte. Theils zur Sicherheit wider Anfälle des Pöbels, theils zur Bezeugung der Wahrheit, suchte er sich einige handfeste Offiziere aus, denen er den gesunden Studenten zeigte, welcher alle Bewegungen mit seinem Arme machen konnte. Diese Offiziere mußten im Operirsaale dem Professor an der Seite stehen. Der Student trat mit seinem Arme vor, an welchem er sich lahm stellen mußte. Tisserant besah, befühlte, maß alles sehr genau mit seinem Maaßstabe, den er immer im Gebrauche hatte, und bestimmte nun den Ort, wo die Verrenkung seyn sollte. Einige unwissende, oder vielleicht allzugefällige Wundärzte fühlten auch und bekräftigten es. Es ward also in Gottes Namen operirt, und nach geschehener Operation Beyfall zugeklatscht. Ein Arzt, ein gelehrter Mann, dessen hitzige Einbildungskraft aber auch leicht das Gleichgewicht verlor, sprang herbey und küßte Tisserant.

Kurzer Jubel! Papius trat hervor, erzählte mit seiner raschen Stimme die Geschichte, nahm seine Offiziere zu Zeugen, und entlarvte den unwissenden Betrüger. Tisserant und sein Major standen wie

vom Donner getroffen. Die Zuschauer wußten nicht, ob sie im Traume oder Wachen waren. Aber Tisserant und der Major mochten es am besten wissen, in welcher Lage sie waren.

Kurz, die Komödie war nun auf einmal geendigt: Tisserant und der wackere Major giengen nach Hause, und fanden es für gut, sich selbige Nacht noch, oder doch am andern Morgen sehr frühe, aus dem Staube zu machen.

Alle übrigen Fürstenthümer und große Städte Deutschlands sind also durch diesen entscheidenden Vorfall von diesen Betrügern befreyt geblieben, wozu ich denn freylich auch als ersteres Werkzeug gedient hatte. Wenigstens war man durch meine Briefe in Würzburg aufmerksam gemacht, wodurch denn die Anstalten zur Entdeckung der Betrügereyen getroffen wurden.

Ich habe bey dieser Erzählung freylich eine alte, bereits vergessene Sache wieder aufgewärmt. Man kann aber, nach meinem Dafürhalten, manche Geschichtchen nicht oft genug wieder in Erinnerung bringen, und ihre lächerliche Seite ausheben. Die Welt bleibt, wie es scheint, ewig ein Kind, und kann sich Millionenmale von derselbigen Thorheit hinreißen lassen. Wir haben ja leider! heutiges Tages, wo Schwärmereyen und politische Täuschungen so allgemein geworden sind, Beweise genug hiervon.

Es ist vielleicht im Uebrigen kein Arzt toleranter und gleichgültiger gegen Pfuscher oder Quacksalber gewesen als ich, wie ich es in hundert Gelegenheiten bewiesen habe. Doch muß ich hier eine besondere Geschichte erzählen, die ich in Brückenau aus dieser Ursache gehabt hatte. Eine Stunde von Brückenau, zu Volkersberg, war ein sogenannter Buchbinder, der lange im Besitz war, Urin zu besehen, Arzeneyen auszutheilen, zu heilen, zu tödten. Es war ihm vor meiner Zeit auf Klagen des Arztes mehrmal verboten worden. Ich störte ihn gar nicht, ließ ihn ruhig fortarbeiten. Nun kam aber noch ein anderer fremder Kerl in ein nahes Dorf, beguckte den Urin, verbreitete Unsinn, Mord und Tod. Es that mir leid, daß das Volk von einem fremden Betrüger so mißhandelt wurde. Ich bekam mehrere Briefe und Verordnungen von ihm durch Bauern, die erkannten, daß er sie mißhandelt hatte. Die Dummheit, alberne Betrügerey, und der augenscheinliche Nachtheil seiner Verordnungen lag hier klar am Tage, und fiel sogar den vernünftigeren Bauern deutlich in die Augen. Ich sammelte diese Papiere, berichtete an die Regierung, daß in meinem Physikate ohnehin schon ein berüchtigter Urinbeseher und Arzeneykrämer, der sogenannte Buchbinder wäre, daß aber hier ein fremder, äußerst unwissender und wirklich nachtheiliger Kerl sich aufhielte, wie es die Beylagen bewiesen, wo ich also hoffte, die hochfürstliche

Regierung würde einen solchen schädlichen Kerl wieder aus dem Lande weisen.

Die Konsultationen und Verordnungen des Kerls waren zu auffallend, zu dumm und zu nachtheilig, als daß es die hochlöbliche Regierung hätte gleichgültig übersehen sollen. Es kam eine scharfe Weisung an das Oberamt, wie man gegen diesen Kerl verfahren sollte. Dann kam aber auch eine gnädige Weisung für mich, daß ich die Unkosten oder Sporteln bezahlen sollte, wobey man sich auf eine Verordnung berief, daß einstweilen der Impetrant die Kosten bezahlen müßte, salvo regressu an den Schuldigen. Es war dieses die allgemeine Justizpraxis im Lande, daß jener bezahlen mußte, wer bezahlen konnte, auch wenn er den Prozeß gewonnen und alles Recht für sich hatte, oder wo die Obrigkeit von dem Schuldigen nichts zu bekommen wußte. Doch wurde für den Unschuldigen immer das tröstliche Salvo regressu an den Schuldigen beygesetzt. Was also die Obrigkeit selber nicht zu erhalten wußte, da sollte nun der Unschuldige, welchen man einstweilen die Kosten bezahlen ließ, Regreß hin haben, etwa nochmal Klage gegen diesen führen, und nochmal Salvo regressu die Kosten bezahlen. Ländlich, sittlich!

Als mir der Amtmann das Regierungsurtheil vorlas, fiel ich gar heftig aus. Meinetwegen dulten sie Spitzbuben, Mörder und was sie wollen, sagte ich. Ich habe keine Klage gegen den Kerl geführt, sondern

blos den Unfug aus gutem Herzen, und wie ich glaubte, aus Pflicht, angezeigt. Vielleicht würde ich auch die Kosten bezahlen müssen, wenn ich anzeigte, daß eine Epidemie im Amte wäre?

Der Amtmann Einem war mein guter Freund, und hatte Menschenverstand; er fühlte die Unbilligkeit. Ich bezahlte nichts, und es geschah nie wieder Meldung davon. Auf welche Weise es nun der Amtmann eingeleitet hat, habe ich nie erfahren, auch nie darnach fragen mögen.

Eine für mich sehr lästige Sache in meiner praktischen Laufbahne war es, daß ich von Patienten sollte Bezahlung annehmen. So nöthig ich es auch manchmal brauchte, so nahm ich doch durchaus nichts, und bey allen mit einer Art von Schaamröthe. Nach und nach bin ich freylich hierüber etwas harthäutiger geworden: doch hieng es mir noch immer an, und wollte durchaus nicht gehen, wenn es Bekannte und gute Freunde waren. Auch hiervon wurde ich endlich in Petersburg kurirt. Die Gattinn vom Professor Ferber, eine feine und wohlhabende Kurländerin, war sehr gefährlich krank. Er schickte mir nach der Genesung ein ansehnliches Geldgeschenk. Wir waren vertraute Freunde, und ich hätte ihr meine Hülfe so gerne aus Freundschaft geleistet. Ich schickte ihm das Geld wieder zurück, wobey ich freylich eine Unbesonnenheit begieng. Er hatte mir das Geld in Silber geschickt, hundert

Rubeln. Ich wollte nicht, daß der Kerl es merken sollte, daß er das Geld wieder zurückbrächte, machte also ein kleineres Päckchen, von hundert Rubeln, theils aus Gold und theils aus Assignaten, die jenesmal noch ihren Werth hatten, zusammen, und behielt die silbernen Rubeln.

Ich hatte einen freundschaftlichen Brief dazu geschrieben, daß ich ihm so gerne als Freund gedient hätte, wofür ich keine Belohnung nehmen könnte. Der hitzige, argwöhnische Schwede gerieth aber hierüber in eine ganz außerordentliche Wuth, die ich nie geträumet hätte. Er schäumte vor Hitze und Rache. Er glaubte, ich hätte Gold anstatt Silber erwartet. Hier fand gar keine Vorstellung Platz. Er schmiß noch eine Rolle Goldes auf den Tisch, die ich aber auch nicht nahm. Ihn zu befriedigen hatte ich meine hundert Rubeln, nämlich mein ausgewechseltes Päckchen, wieder zurückgenommen. Aber lange Zeit brauchte es noch, bis ich ihn wieder besänftigen konnte. Von der Stunde an habe ich fest beschlossen, nie wieder ein Geschenk, wie ich es mehrmal gethan hatte, zurückzusenden, wovon dermalen jeder meiner Patienten die Probe haben kann. Ich würde es auch gelten lassen, wenn mir ein Reicher eine Summe zuschickte unter der Bedingniß, wie einstens Carl XII. einem Würtembergischen Prinzen, Maximilian Emanuel, den er liebte, und der mit ihm im Felde Strapazen und Gefahren theilte. Er ließ

dem Prinzen einige Tausende auszahlen, mit Bedingniß, sich nicht zu bedanken.

Ich kann nicht läugnen, daß ich unterdessen noch manchmal solche Anwandlungen hatte; sobald mir aber meine große Fehde mit Ferbern einfiel, steckte ich das Geld geschwind in die Tasche. Unterdessen ist es allzuschlimm, böse Gewohnheiten auf einmal ganz abzulegen, und ich muß auch hier gestehen, daß ich es nachher noch einigemal, auch noch in Heilbrunn gethan habe: Ich glaubte aber in diesen Fällen gesichert zu seyn, daß es nicht zu einem so schlimmen Handel, wie in Petersburg, kommen würde.

Selten, oder nie konnte ich mich dazu entschließen, an dem Orte, wo ich wohnte, der geringeren Klasse etwas abzunehmen, worüber meine Nachfolger und Mitärzte häufig über mich, als einen Menschen, der ihnen die Praxis verdorben hätte, gezankt haben.

Zur Zeit, wo ich noch in Brückenau wohnte, hatte ich noch viel Routine des katholischen Christenthums. Ich gieng fleißig, auch an Werktagen, in die Messe, beichtete treu und offenherzig alles was ich begangen hatte. Noch ein Zug hiervon hat mich späterhin manchmal schaamroth gemacht. Auf der nahen hessischen Fabrike zu Schwarzenfels war ein Inspektor Schmitt, ein gelehrter Mann, der mich zu einer unpäßlichen Gattinn kommen ließ. Es war Freytag, und ich aß nicht einen Bissen Fleisch, als wir uns zu Tische setzten,

obwohl mir der Mann so sehr zusprach, wenigstens ein Stückchen von einer gebratenen Gans zu essen. Ich that es durchaus nicht, und glaubte noch etwas Rühmliches gethan zu haben. Es mochte dieses im Jahre 1766 gewesen seyn.

Schmitt war bey dem Gelehrten von Weiz in Cassel gewesen, welcher ihn auch zu der Stelle nach Schwarzenfels empfohlen hatte. Beyde hatten in Cassel sich viel mit Elektrizität abgegeben, worüber mir Schmitt noch mancherley Beobachtungen zeigte.

Er war Schüler des berühmten Wolffs gewesen, von welchem er mir noch eigenhändige Briefe zu lesen gab. In einem derselben wollte Wolff seinem Schüler einen Begriff von Voltairen machen. Sein Vater, schrieb er, war Conseiller au parlement et procureur général, hinterließ seinem Sohne ein Vermögen von sechstausend Franken Revenüen. Der Sohn vermehrte sie bald durch Geiz und Wucher über die Hälfte, hält zwey Sekretaire; sein Hauptautor ist Eulenspiegel ꝛc. ꝛc. Das, denke ich nun, war doch von einem gelehrten Wolff fast eben so toll, als wenn man am Freytage nichts von Gänsebraten ißt. Ich begreife auch hieraus, warum Friedrich II. an Wolffen, den er gesprochen hatte, gar keinen großen Mann finden konnte.

Da unterdessen der Kurort jährlich häufigere Kurgäste bekam, so war dieses für mich eine erwünschte Gelegenheit, mit Leuten aus mancherley Gegenden

manche interessante Bekanntschaft zu machen. Da ferner fast alle Kurgäste mit chronischen (asthenischen) Krankheiten behaftet sind, so wurde ich auch mit dieser Gattung von Krankheiten am meisten bekannt, und in ihrer Behandlung am geübtesten. Ich rechne hierzu, daß ich nachher noch die funfzehn Jahre, wo ich in Fuld angestellt war, auch im Sommer viele Zeit am Kurorte verbrachte.

Schnell hatte sich meine Laufbahne in Brückenau geendiget. Am ersten Hornung 1770. bekam ich unvermuthet das Dekret als zweyter Leibarzt vom Fürsten zu Fuld. Ich wurde unglücklicher Weise dem ersten Leibarzte, der zu jener Zeit neidisch über mich schien, zum Possen dahin berufen. Er war Mitschuldiger an einer gewissen satyrischen Schrift, welche, so unbedeutend sie war, doch unter kleinstädtischen Köpfen großen Lärm verursacht hatte, und sollte darüber verhört werden. Er verlangte hastig seine Dimission, welches ihn freylich nachher wieder reuete. Nun wurde aber beschlossen, ihm zur Strafe einen zweyten Leibarzt anzunehmen, wozu denn meine Person zum größten Verdrusse des Leibarztes und anderer Aerzte auserlesen wurde.

Ich wurde beordert, eilfertig nach Fuld zu ziehen; von meinem Gehalte war noch gar keine Sprache gewesen. Natürlicher Weise schätzte ich mich damals für einen glücklichen Menschen, welcher Traum aber

nur solange dauerte, bis ich nach einigen Wochen in Fuld mein Bestallungsdekret erhielt.

Ein Kabinetsreferendar hatte das Zutrauen des Fürsten, und konnte gleichsam als Minister angesehen werden. Er hatte ganz von unten hinauf gedient, mit Kummer angefangen, und wollte, daß es jedem Andern, welcher am Fulder Hofe leben wollte, eben so ergehen sollte! Just so wollte der Sohn des Merkurs und der Venus, daß alle, welche in die Quelle Salmacis träten, das Schicksal haben möchten, welches ihm dort widerfahren war. Durch Tücke und Rache der Nymphe jener Quelle hatten ihn die Götter zum Hermaphroditen gemacht. Unser Kabinetsmann hatte mir den Gehalt ausgeworfen, welcher nebst freyer Tafel in hundert rheinischen Thalern und etwas Frucht und Holz bestand.

Zu jener Zeit existirte der erste Leibarzt noch, und hatte alle Praxis unter den Vornehmen; ein Anderer hatte die meisten Räthe zu Verwandten. Ich war fremd, unbekannt, und konnte mir wenig glückliche Aussicht machen.

Ich setzte demüthig eine Bittschrift auf, stellte es dem Fürsten vor, daß ich nicht in Fuld würde bestehen können, sondern wider seine Meynung darben müssen. Dieß war ein Fall für den Referendar, welcher dem Fürsten beybrachte, daß man den neuen Leibarzt sogleich bey seinem ersten Werden demüthigen müßte. Es wurde ein Kabinetskanzellist, mit dem ich vorher als Schreiber

zu Römershag bekannt war, zu mir mit meiner Bittschrift geschickt; er sollte mich fragen: ob dieses meine Handschrift, und ob es mein Wunsch wäre, wieder nach Brückenau zu gehen?

Es waren mir dieses freylich neue Dinge. Doch sagte ich, der Fürst soll mir ersetzen, was mich mein Zug und die Abänderung meiner Lage gekostet haben, und alsdann mich wieder zurückgehen lassen. Hierauf zeigte ich ihm aber, daß ich hätte nach Lohr, einem Mainzischen Städtchen, kommen sollen, welches eben soviel oder mehr als die magere Leibarztstelle eingetragen, und mir keinen Aufwand und Neid verursacht hätte.

Nun gieng es pro und contra am Hofe. Endlich bekam ich noch eine Zulage von funfzig Gulden. Der Leibarzt konnte es nicht verdauen, noch einen zweyten Leibarzt neben sich zu sehen, bat um Dimission mit einer kleinen Pension, und dem Titel eines geheimen Rathes, womit er sich aufs Land, auf seine Güter retirirte. Ich wurde also auch schon hierdurch in eine bessere Lage versetzt, wenigstens hatte ich nun Aussicht zu einer ausgedehnteren Praxis unter den Vornehmen.

Medizinisch-praktische Laufbahn in Fuld.

Wenn man einige Zeit in Fuld gewohnt hat, ohne weiter gekommen zu seyn, als etwa auf Würzburg und Bamberg, so weiß man freylich nicht, was man aus Fuld zu machen hat. Sobald man aber entferntere Gegenden durchreiset hat, und alsdann zu Fuld auf dem Frauenberg (Franziskanerkloster) oder mitten in der Stadt auf dem höchsten Thurme die Gegend betrachtet, wird man sie schön, und sehr schön finden. Es sind vielleicht in ganz Europa wenige Gegenden, welche schöner sind. Ich berufe mich hier auf Zeugen, welche alle schöne Gegenden von Italien, Frankreich und andern Ländern haben kennen gelernt.

Ein einziger Umstand ist oft der Schönheit von der ganzen fuldischen Gegend äußerst fatal, nämlich der gräßliche Nebel; woher der bekannte Vers:

Nix, nox et nebulae, tenuis cerevisia Fuldae.

Ich reisete mit vornehmer Gesellschaft aus Rußland durch Fuld. Ich war stolz darauf, ihnen die schöne Gegend von Fuld zu zeigen, besonders da man jene von Hühnfeld nach Fuld schon romantisch schön gefunden hatte. Wir kamen nach Fuld, sahen keine Stadt, keinen angebauten Berg, keinen Baum. Alles lag im dicksten Nebel verhüllt.

Eigentlich hat meine medizinisch-praktische Laufbahn in Fulde ihren Anfang genommen, als der erste Leibarzt, Dr. Oestreicher, ein gelehrter, äußerst heftiger und hypochondrischer Mann, von da abgegangen war. Es gab zwar einige wenige, welche mich zu Rathe zogen, aber ich war zu neu, zu wenig bekannt; und jener hatte schon seit vielen Jahren das souveraine Zutrauen von allen am Hofe und in der Stadt.

Man hatte mich zum Leibarzt gemacht, mich aber nicht, wie es gewöhnlich, zum Hofrath ernannt. Es mußte dieses noch einmal Kabinetssporteln eintragen, und ich mußte in allem kurz gehalten werden. Es kam aber nun im folgenden Sommer die Zeit, wo der Fürst auf sein Sommerschloß, die Fasanerie reisete, von woher dann zuweilen andere kleine Landreisen gemacht wurden. Hier fügt es sich dann manchmal, wenn die Gesellschaft ganz klein wird, daß Abends, auch endlich Mittags, wenn keine adeliche Fremden da sind, Bürgerliche mit an die fürstliche Tafel genommen werden. Um hierzu fähig zu werden, muß man aber Hofrath seyn. Ich wurde also, gegen gewöhnliche Kabinetsgebühr, ohne mein Verlangen, zum Hofrathe gemacht.

Nach der Abreise des Leibarztes, der zugleich Professor war, zur Zeit, wo keine Zuhörer vorhanden waren, wurde mir auch eine Professorsstelle zu Theil, mit dem Gehalte von hundert rheinischen Gulden; und da man endlich noch einen dritten Professor machen wollte, so

erhielt ich noch funfzig Gulden Zulage, damit man dem dritten hundert Gulden geben konnte. Es hatte also der erste Lehrer zweyhundert Gulden. Ich als zweyter hundert und funfzig; der dritte hundert. Hierdurch ist also meine Lage schon wieder um Etwas besser geworden. Es fanden sich aber nun auch vier oder fünf Zuhörer ein, wo ich mich also in diesem Fache üben mußte.

Zu jener Zeit war in Fuld, so wie im ganzen katholischen Deutschlande, noch wenig Liebe zu schönen Wissenschaften. Man las noch die asiatische Banisa, die Insel Felsenburg ꝛc. wenn man Romane lesen wollte. Hier und dort fieng einer an, in Gellert oder Rabner zu blättern, wogegen die Jesuiten sich eifrig widersetzten. Noch späterhin, als schon eine Reform in den Klassen und Volksschulen, und unglücklicher Weise ein schwärmerischer Exjesuit Hildebrand zum Direktor der Klassen gemacht war, wurden den Klassisten Gellerts Fabeln, und alles was von einem Lutheraner geschrieben war, konfiszirt. Geschmack an Wissenschaften und Aufklärung kamen erst in die Höhe, so wie der Jesuitengeist ganz gesunken war.

Ich hatte schon in Brückenau manchmal einige Gedichtchen verfertigt, hatte mich mit deutschen Schriftstellern bekannt gemacht, und schrieb die deutsche Sprache etwas reiner, als der große Haufen. Hieraus nahmen in Fuld Männer vom Stande Gelegenheit, mich

einen Belletristen zu heißen, und glaubten dadurch meinen Werth als Arzt herunter zu setzen. Es hat aber alles dieses meinen Feinden wenig Vortheil gebracht. Ich war in kurzer Zeit in Reputation und zu häufigen praktischen Geschäften gekommen.

Einem jungen Manne, welcher erst anfängt, sich um eine Reputation beym Publikum zu bewerben, ist freylich alles willkommen, was ihm nur zu einigem Beweise seiner Hochachtung bey Auswärtigen dienen kann. Hierzu soll dann vorzüglich die Aufnahme in gelehrte Gesellschaften, und mancher andere Ehrentitel behülflich seyn. Wer hernach einmal seiner Sache sicherer ist, vergißt bald alle jene Ehrentitel, sucht keine ferneren, es sey dann, daß die Manie der Titelsucht just seine Krankheit wäre. Ein bescheidener, zufriedener Mann verschweigt manchmal noch Titel, wovon er lange im Besitze war.

Ungefähr auf solche Art hängt der alte Minister oder Hofmann, der nun auf seinem Landgute in Ruhe lebt, seine Ordenszeichen an die Wand, und mag nicht mehr daran denken, daß er sich einstens bey seinem Auftritte am Hofe so große Dinge auf diesen Glanz eingebildet hatte.

Ich ward, als ich in Fuld lebte, von einigen gelehrten Gesellschaften zum Mitgliede ernannt, und der Verleger meiner lateinischgeschriebenen Observationen, wo er mir für jeden Bogen zwey baare Gulden

zahlte, bat sich sehr aus, daß ich alle meine Titel vorsetzen sollte. Ich that es jenesmal, und habe es in der Folge nie wieder gethan.

Im Jahr 1770. erhielt ich das Diplom als Mitglied bey der kaiserlichen Akademie Naturae curiosorum. Eben auch wurde ich in diesem Jahre von der churmainzischen Gesellschaft nützlicher Wissenschaften zu Erfurt, und 1772. von der zu jener Zeit existirenden churpfälzischen ökonomischen Gesellschaft zum Mitgliede aufgenommen.

Später nachher überredete man mich auch, mich in den Freymaurerorden aufnehmen zu lassen, welches auf einer Filialloge zu Gersfeld geschah. Ich konnte nicht wohl von Hofe oder von Fuld abkommen, und bin im Ganzen nur einmal in Gersfeld, einmal in unserer Mutterloge zu Meiningen, und einmal in einer Extraloge zu Brückenau bey dieser Zeremonie gewesen, habe es auch bey dem Apprentif bewenden lassen, da ich ohnehin bald das Uebrige erfuhr, und kein Geld mehr unnöthiger Weise verschleudern wollte.

Es war zu jener Zeit der Orden der strengeren Observanz in die Höhe gekommen, wovon der verstorbene Prinz Ferdinand von Braunschweig der Chef, und der selige von Hund der Direktor oder Stifter war. Dieser Orden suchte sich sehr auszubreiten, hatte seine Propaganda, seine Emissaire, irrende Ritter, Schwärmer, Betrüger, und allerhand Kunstgriffe

Man hatte sich an den verstorbenen Gustav, König von Schweden, gewendet; und wirklich behaupteten Einige, daß ihm der Orden nützlich gewesen wäre, als er sich in seinem Reiche zum Souverain aufwarf.

Der berüchtigte Darmstädter Oberhofprediger Stark wußte der Geschichte dieses schon sehr allgemeinen Ordens auf einmal ein Ende zu machen. Er wußte, daß der Orden für den Prinz Ferdinand und von Hund eine sehr einträgliche Sache war. Er reisete also nach Mietau, glaubte dort eben so das Oberhaupt des Ordens werden, und die Revenüen ziehen zu können. Er korrespondirte mit den Maurern in Petersburg. Allein die kalten oder klügern Norden ließen sich nicht in Enthusiasmus bringen, wie es in Deutschland geschehen war. Stark reisete also voll Mißmuth zurück, schrieb ein Werkchen: der Stein des Anstoßes, in welchem alle Geheimnisse und Vortheile des neuen Ordens der strengern Observanz entdeckt wurden.

Die Brüder der strengern Observanz hielten sich für die alten Tempelherren, vertheilten schon unter sich die Länder oder Kommenderien, welche meistens von Tempelherren sollten im Besitze gewesen seyn; sie erwarteten bey einer Revolution wirklich eingesetzt zu werden, wozu ihnen der König in Schweden seine Hülfe soll versprochen haben. Es ist also der neue Orden der strengern Observanz ein unsinniges und gefährliches Projekt gewesen.

Man hatte verschiedene weltliche Fürsten dazu angeworben, und mit in das Interesse geflochten, und glaubte hierdurch desto ehender zu seinem Endzwecke zu gelangen. Es wäre für diese Tempelherren sehr wichtig gewesen, auch einen deutschen Bischoff in ihrer Gesellschaft zu haben. Dieß war die Ursache, warum man sehr auf mich gedrungen hat, in den Orden zu gehen. Man glaubte, ich würde einstens den Fürstbischoff von Fuld, bey welchem ich sehr in Gunst war, selber zum Beytritte in den Orden bereden.

Aber plötzlich war nun der Orden und so auch der ganze Plan zerfallen, als gedachtes Werkchen: Stein des Anstoßes, erschienen war.

Es ist wohl eine heilige Wahrheit: „Wer mit „größtem Eifer ein Ordensmann ist, muß entweder ein „Schwachkopf oder ein Betrüger seyn.“ Er muß Andere prellen helfen, oder wird geprellt. Oder es ist, wie bey den Spielern: „Man fängt an, und ist der „Betrogene; man endiget, und ist Betrüger.“ Ich habe deßwegen Spiel und Maurerey aufgegeben, sobald ich nur bessere Einsicht davon erhalten hatte.

Es war nun auf einmal in den Logen der strengen Observanz eine gewaltige Erschütterung geschehen. Es erfolgte eine Pause; die eifrigsten Maurer hörten auf zu arbeiten. Nun war man im Stillen geschäftig; man machte neue Plane; es wurde ein Konvent nach Willhelmsbad bestimmt, der etwas Aehnliches mit dem

Kongresse zu Rastadt hatte. Es kamen da Männer von allen Gegenden zusammen; man stritte sich: der Eine proponirte Gebete; der Andere sonst Etwas, denn es war einmal durch die Tempelherrngeschichte viel Mönchsgeist unter die Maurer gekommen, welche auch gänzlich der Meynung waren, daß in Bibliotheken der Klöster noch wichtige Dinge möchten zu finden seyn, woher auch einige Protestanten zum Scheine katholisch wurden, und auf einige Zeit ins Kloster giengen.

An Schwärmern und Betrügern hat es auch gar nicht auf diesem Kongresse gefehlt. Ich will hier nur ein Anekdötchen erzählen. Ein gewisser Gr**s produzirte eine alte Schrift in arabischer oder lateinischer Sprache, wo wichtige Aussichten für Maurer enthalten waren. Alle staunten darüber. Einer von der Gesellschaft R... bat sich die Schrift auf einige Minuten aus, um sie im Nebenzimmer allein zu studiren. Er gieng ins Zimmer, hielt das Papier an das Fenster, und zeichnete geschwind das Wappen oder Zeichen des Papiermachers ab. Er schickte dieses Zeichen an einen Kaufmann, der ihm bewies, daß das Papier in einer Papiermühle, wie mich dünkt, in der Gegend von Karlsruhe verfertigt wäre. Das war nun das Manuskript aus Egypten oder sonst aus dem Alterthume!

So gieng es dann durcheinander, bis am Ende der Illuminatenorden heraussprang. Dieser Orden war ganz nach dem Jesuitenorden, nicht von Jesuiten,

gemodelt, wo der Obere alle übersah, und sodann alles beherrschte. Die Geschichte und das Ende dieses Ordens sind nachher bekannt geworden, weswegen ich nichts davon erwähnen will. Doch kann ich nicht unberührt lassen, daß ich 1789. in Frankfurt eine Brochüre bekam, als den dritten Theil von Mirabeau's Histoire secrette de Berlin. Es war nichts als eine derbe, vielleicht übertriebene Schilderung des Illuminatenordens. Ich habe sie, vielleicht durch Ausleihen, verlohren, und nie wieder zu sehen bekommen, konnte sie auch nachher nicht wieder in Buchläden haben. Mir fiel es oft ein, ob nicht alle Exemplare möchten von Illuminaten aufgekauft und vertilgt worden seyn?

Ein Freund versicherte mich, daß ich auch, ohne mein Vorwissen, als Mitglied wäre in Vorschlag gebracht, aber per Majora verworfen worden. Vielleicht weil ich so wenig Anlage geäußert hatte, mich als Betrogenen oder Betrüger gebrauchen zu lassen. Unterdessen mußte ich doch in manchen Gegenden, besonders in der Pfalz, als man mich schwarz machen wollte, für Illuminaten passiren. Ich hatte einen Freund, der fast blos mit Illuminaten umgieng, auch von den Meisten von ihnen dafür gehalten wurde. Er sagte mir mehrmals: Ich bin kein Illuminat, aber ich suche die Gesellschaft dieser Leute, weil ich finde, daß es eine Auswahl von bessern Köpfen ist. Es waren die Gnostiker unserer Zeit. Eben so waren es in Bayern just die besten Köpfe, welche

hernach als Illuminaten so recht in dem Tone des dreyzehnten Jahrhunderts verfolgt wurden.

Uebrigens glaube ich selber, daß dieser Orden, wie Mirabeau schrieb, endlich wieder zur Unwissenheit oder Barbarey würde geführt haben. Eine Hauptmaxime war, alle Stellen im Staate, soviel als möglich, mit Illuminaten zu besetzen, wozu denn allerhand Kunstgriffe angewendet wurden. Mit der Zeit wäre es genug gewesen, nur Illuminat zu seyn, um eine Stelle zu erhalten. Es würde so wichtig oder wichtiger als Erbadel geworden seyn. Wirklich kamen Illuminaten an Höfe oder andere Plätze, als wenn sie vom Himmel dahin wären versetzt worden. Niemand wollte die Kanäle wissen, wodurch es gegangen wäre. Ein Illuminat wurde an einem vorzüglichen Hofe als Leibarzt eingeschoben. Nach einiger Zeit sagte selber der Fürst: „Wie bin ich denn zu diesem Manne gekommen?“ Die Illuminaten wollten, wie weiland die Jesuiten, die Welt beherrschen. Requiescant in pace!

Durch den Mönchsgeist der Maurer, und die jesuitische Form des Illuminatenordens entspann sich zu jener Zeit eine heftige Manie, die Jesuitenriecherey. Manche wackeren Männer sahen alle die Begebenheiten jener Zeit als Wirkungen einer Jesuitenpropaganda an. Jeder Seiltänzer, Taschenspieler ꝛc. war ein von Jesuiten besoldeter Emissair, Proselytenmacher, oder gar ein verkleideter Jesuit. Eben so sahen am Ende des

Jahrhunderts die Eklektiker, Eudämonisten, Obscuranten, lauter französische Emissaire, Weltverwirrer, Illuminaten, Königsmörder rc. Es war nur eine andere Gattung von Manie, welche die halbgelehrten Männer ergriffen hatte. Beyde Parthien raseten mit einem giftigen, für unser Zeitalter höchstschimpflichen, Verfolgungsgeiste: und alles Zanken, Toben, Schreyen, Lügen, Verleumden rc. wirkte am Ende weiter nichts, als daß die Sachen blieben wie sie waren, oder ungestört den angefangenen Gang fortsetzten.

Die Jesuiten, damals Exjesuiten, sollten die Stifter, Führer, und das Oberhaupt der Maurer, und vorzüglich der Illuminaten seyn, wovon sie die unbändigsten Verfolger waren. Fr. Nikolai, der allenthalben Jesuiten zu entdecken glaubte, wollte der Sache recht auf den Grund kommen, gieng selber in den Illuminatenorden, und fand am Ende, daß er krank war, und geträumt hatte. Gedicke machte eine Reise ins südliche Deutschland, um mehrere Dinge auszuspähen und Facta zu sammeln, und machte sich lächerlich. Man erzählte mir in Mainz, wie ihn einige Gelehrten zur Madam von S.... führten, wo er mit übereinander geschlagenen Beinen saß, und mit dem Stockknopf am Munde trillerte. Zu Mannheim sprach er verächtlich von dem Hofe, wo ein Pfaff (P. Frank) so vielen Einfluß hätte. Ein vernünftiger Mann sagte ihm, der Einfluß, den der zudringliche P. Frank beym Churfürsten hat,

ist unbeträchtlich; auch lobe ich es nicht, wenn Pfaffen sich in Geschäfte des Hofes mischen: es ist aber bey uns noch nicht soweit gekommen, als bey euch in Berlin, wo ein Pfaff wirklicher Minister ist. In Heidelberg war Gedicke bey einem vernünftigen protestantischen Geistlichen. „Nicht wahr", sagte er, „es muß euch „rechtes Vergnügen gemacht haben, als wir (wir „Dreymänner, Nikolai, Bister, Gedicke) die „Katholiken so herunter gesetzt haben?" Bewahre Gott, sagte der Mann, welcher Klugheit und Weltkenntniß besaß, bewahre Gott! Wir haben euch, sammt eurer unbescheidenen Monatsschrift, verwünscht und verflucht. Wir lebten hier ruhig unter Katholiken, und müssen unter ihnen leben. Es sind unter ihnen manche gelehrte und rechtschaffene Männer, mit welchen wir in engere Freundschaft gekommen waren: durch euer unkluges und immer fortdauerndes Bellen und Schreyen sind solche Männer auf uns mißtrauisch, gegen uns kalt und zurückhaltend geworden. Gedicke fand also nicht, was er gesucht hatte, gieng nach Hause und mochte nicht mehr am zanksüchtigen Journale arbeiten.

Ich hatte einem Freunde geschrieben: „es ist Lüge, „daß der Erzbischoff von Mohilov," wie Nikolai schreibt, „Jesuit gewesen ist; er war preußischer Husar, „nachher Kanonikus, und kam durch Damenempfeh„lungen in die Höhe: es ist falsch, daß Jankowitsch, „welcher für das Schulwesen von Wien berufen war,

„Jesuit ist; er ist ein Slavonier, und geheyratheter „Mann.“ Ich führte noch einige solcher Lügen der Jesuitenriecher an. Mein Freund kommunizirte diese Nachrichten dem Oberhofprediger Stark zu Darmstadt, welcher mit diesen Männern in größter Fehde war. Stark ließ es gerade unter meinem Namen in das Frankfurter Ristretto setzen. Die Dreymänner erklärten, daß ich Nervenkrankheit hätte, und vermuthlich diese Nachricht in einem Anfalle von Krankheit oder Wahnsinn geschrieben hätte. Ich betrachtete sie als verächtliche Enragés, und schwieg still dazu. Ich hatte Wahrheit an einen Freund, freylich nicht für die Zeitung, geschrieben: doch wird Wahrheit ewig Wahrheit bleiben, und Verleumdung ziehet früh oder spät schaamroth und in Verachtung ab.

Es konnte nun freylich nicht fehlen, daß man nicht auch mich selber des Jesuitismus verdächtig machen sollte. Ich kann keine intolerante Verfolgung leiden, sie rühre von wem sie wolle. Ich hatte mich also bey Manchen mit Unwillen über die Narrheiten der Jesuitenriecher geäußert, mußte folglich selber Complex der Jesuiten oder ihrer Propaganda seyn. Der sel. Leibarzt Zimmermann war zu jener Zeit noch nicht mit den Berlinern in Fehde. Er schrieb einen französischen Brief an die Kaiserin, „daß der Welt das größte Unheil „bevorstünde, wovon Bartholomäusnächte vielleicht „noch das geringste wären: alles rührte von unsinnigem

„Proselyteneifer der Katholiken (welche vermuthlich „sogleich aus Rußland verbannt werden sollten). Meine „Freunde,“ schrieb er, „die Berliner Philosophen, „haben mich schon mehrmal ersucht, mich der Sache „anzunehmen (sie durch einen Machtspruch zu endigen). „Ich habe es aber bisher noch immer verschoben.“ Doch wollte er die Kaiserin warnen. Die Kaiserin wußte nicht, was sie aus dieser Träumerey machen sollte, und schickte mir den Brief von Zimmermann zur Erläuterung.

Ich schrieb der Kaiserin zurück, daß die sogenannten Berliner Philosophen eine Gesellschaft von Narren wären, Träumer, intolerante Schwärmer rc. und erklärte ihr die Geschichte und die Absichten der Jesuitenriecher. Man konnte von ihnen mit Condorcet sagen: l'envie, la médiocrité, l'ignorance, le fanatisme, l'intrigue et les préjugés vous ont defiguré.

Ich habe mich nun durch Maurerey, Illuminatismus und andere Schwärmerey zu weit von Fuld verloren, wohin ich also unverzüglich wieder zurückkehren und meine dortigen Begebenheiten erzählen will.

Meine erste Laufbahn in Fuld war voll Sorgen und Kummer. Außerdem daß mein erster Gehalt nicht hinreichend war, um ordentlich leben zu können, nagte mich nun, wie jeden empfindsamen anfangenden Arzt, die Sorge für meine Patienten. Auf den glücklichen oder unglücklichen Ausgang der ersten Kuren kömmt es

hauptsächlich an, ob man zu Reputation gelangen soll, oder nicht. Meine ersten wichtigen Patienten waren Verwandte vom Fürsten, welches meine Sorge verdoppelte. Bey schlimmer Lage bekam ich mehrmal schon einen Durchfall (das Laxieren), wenn nur ein Bedienter aus dem Hause des Patienten schnell auf meine Wohnung zugieng. Alle spannten ihre Aufmerksamkeit auf mich, und mein Gemüth schwebte immer in Besorgniß und Ungewißheit.

Es mag dieses hauptsächlich zu meiner unseligen Nervenkrankheit, einer völligen Hysterie (Vapeurs), beygetragen haben, welche mich befiel, als ich kaum einige Jahre in Fuld gewesen war, und mich in der Folge meines Lebens nie wieder ganz verließ. Vorausgegangenes unmäßiges Aderlassen mag mich am meisten dazu vorbereitet haben. Vielleicht haben auch häufiger Verdruß und andere Unmäßigkeiten das Ihrige beygetragen. Kurz, es war diese Hysterie ein Umstand, welcher auf mein künftiges Betragen, auf die Art, mich in Gesellschaften zu produziren und zu verhalten, ungemein viel Einfluß hatte; ein Umstand, der mich als einen ganz schüchternen, verlegenen, ängstigen, unbelebten, manchmal trotzigen oder traurigen, überhaupt als einen ganz andern Menschen in Gesellschaften darstellte, als ich wirklich war. Ich hatte Anfälle von hysterischer Unruhe und Bangigkeit, fühlte so viel Beklemmung, Druck, Schwindel, Krampf, Unruhe, so viele Marter, die

gewiß noch kein Sterbender ärger empfunden hat. Ich suchte diese Anfälle immer zu verbergen, ward böse darüber, wenn ich glaubte, daß man sie bemerkte, und bekam sie ärger. Tausendmal glaubte ich so gerade schlagflüssig hinzusinken.

Wenn sich der Anfall am Tische näherte, welches denn meistens im Anfange geschah, so suchte ich mir mit Weine zu helfen. Ich trank hastig, ohne Geschmack, ohne Lust, blos um Rettung zu haben. Hierdurch wurde mir auch manchmal der Kopf etwas benebelt: ich trank nun erst mit Lust, und manchmal mehr als mir zuträglich war, worauf ich denn am folgenden Tage wieder desto kränker wurde, und also wieder Zuflucht zum Weine zu nehmen hatte. Ich mußte sogleich bey der Suppe Wein trinken, wenn ich nicht äußerste Angst und Todesfurcht ausstehen wollte: dermalen kann ich meistens meine ganze Mahlzeit nehmen, ehe ich zu trinken brauche. An einem fremden Tische war freylich alles ärger, als wenn ich zu Hause oder allein speisete. Von geringem oder leichtem Weine konnte ich wenig Linderung haben: ich mußte mich damit überschwemmen, und doch wollte keine völlige Hülfe folgen. Ein Glas Essig wäre mir hülfreicher gewesen, als ein schwacher Wein. Bey Annäherung des Anfalls, bey oder außer Tische, gab es Grimassen, Züge in den Augen, Lippen, Wangen, Unruhe im Körper und in Geberden. Ich nahm Tobak, schneuzte mich, suchte allerley Rettungsmittel.

Meine größte Ruhe war noch, wenn ich mein Zimmer erreichte, und allein in selbigem seyn konnte. Welche Marter, wenn mich ein vornehmer oder unangenehmer Gast fein lange in meiner Unruhe erhielt! Allerhand Gelegenheitsursachen konnten diese Anfälle sogleich herbeybringen, oder sehr verstärken. Unangenehme Nachrichten, verdrießliche Vorfälle, die Wahrnehmung oder Erzählungen ungerechter Handlungen, Gewitterluft, blähende Speisen, Gemüßer, aber vorzüglich Knoblauch und Zwiefel sammt ihrem Anhange, steile Ansichten, Wasser, Höhen, 2c. unreine oder eingeschlossene Luft, u. s. w.

Ich konnte nicht von der Höhe hinunter sehen, über keine Brücke und auf kein Verdeck vom Schiffe gehen, nicht frey vor Jemanden stehen, hatte immer Trieb von der Brücke oder Höhe hinunter zu springen: und alles dieses habe ich noch. Es ist mir noch jetzt manchen Tag, wenn ich aus dem Hause gehe, nicht möglich, über einen großen freyen Platz (Marktplatz) allein zu gehen, wenigstens kann es selten ohne große Beklemmung und Todesangst geschehen. Ich kann noch über keine Brücke gehen; auch will es mir nicht hinreichen, wenn mich nur eine Person am Arme hat: aber zwischen zweyen kann ich ordentlich über solche Brücken kommen. Ich erinnere mich noch, mit welcher Herzensangst ich im Arme meines starken Bedienten über die Brücke zu Dresden kroch. Immer kam mich der Raptus

an, mich loszureißen, und hinunter zu springen. Auch im Fahren über Brücken leide ich Schwindel und Angst: die häufigen Dämme in Holland haben mir viele Quaal verursacht: da die Brücken über die Kanäle nicht so lang waren, so konnte ich endlich am Arme meines Bedienten darüber gehen. Kurz, ich war meistens ein unglücklicher, fast ungenießbarer Mensch: aber alles zeigte sich in einem andern Lichte, wenn ich gespeist und mich durch starken Wein befestigt hatte. Ich habe der ängstigenden Zufälle so mancherley und so viele zu leiden gehabt, daß ich sie nicht arg genug beschreiben kann, auch glücklicher Weise wieder viel davon vergessen habe.

Jeder Anfall hinterließ einige Schwäche im Physischen, welche auch auf mein Moralisches Einfluß hatte: ich konnte grämiger werden, mich über Dinge ärgern oder Kummer haben, welche ich sonst kaltblütig übersehen, verachten oder belachen konnte.

Unter so vielen Quaalen behielt ich doch meistens gute Farbe, und ziemliche Muskelkraft. Ich war wieder heiter, konnte fröhlich und leichtsinnig seyn, wenn ich frey von Anfällen war. Dem Schwindel war ich allzeit mehr oder weniger unterworfen, so wie mein Magen gestimmt war. Blähende Dinge, auch Kaffee, Thee, vermehrten ihn: Wein war auch hier die einzige Panacee. Es rührte hieraus ein Bedürfniß, immer auf der Straße mit einem Stocke zu gehen. Ich saß unruhig, wenn ich gegen das Tageslicht zu sitzen kam: auch saß ich

ruhiger, wenn ich meinen Gegenstand zur rechten, als wenn ich ihn zur linken Seite hatte. Das Rasiren war lange bey mir ein angstvolles Geschäft, und ist noch immer mit mehr oder weniger Unruhe verknüpft; und noch muß ich zu diesem Geschäfte zwey Sessel haben. Nun genug von meiner Krankengeschichte!

Ungefähr gegen das Jahr 1773. fieng ich erst an, den Rest der von meiner Muhme und Lehrern erhaltenen Erziehung ganz abzuschütteln. Ich scheuete mich nun nicht mehr Gänse- oder Ochsenfleisch am Freytage zu essen. Ich wurde überhaupt vollkommen Zweifler, war mißtrauisch und wollte bey Allem Ueberzeugung haben. In allem merkte ich, daß es bey mir nach und nach heller im Kopfe wurde. Es gieng langsamer, als wenn ich in der Jugend besser wäre geleitet worden, doch glaube ich nach und nach eben so weit gekommen zu seyn, als Andere, welche geschwinder marschirten, oder am Laufbande geführt wurden. Bey mir mußte das Meiste von selber kommen.

Ich fand nun, daß wir destomehr in Irrthum und Vorurtheilen aufwachsen, jemehr an unserer Erziehung gekünstelt wird. Mit Erstaunen hörte ich manchmal ein noch unerzogenes (unverdorbenes) Kind die uns heiligsten Vorurtheile rund hinwegläugnen, weil sie ihm unbegreiflich und gar nicht natürlich waren. Wenn wir nicht werden, wie die Kinder, dachte ich, so werden wir nie zum Tempel der Wahrheit gelangen. Es ist hier

wie in der Arzeneykunst, wo auch oft ein unbefangener Patient, der noch nicht unter den Händen der Aerzte war, am richtigsten beobachtet und urtheilet. „Ich „sage ganz unverholen, sagt Herr Röschlaub,[6] daß „ich mehr Werth auf die Aussagen ganz in der Medizin „unwissender Menschen lege, wenn von Beobachtungen „und Erfahrungen[7] die Rede ist, als auf die Aussagen „von vielen Aerzten, deren Kopf durch eitle Hypothesen „und Chimären verschroben ist. Denn jene sehen, wenn „sie nur sonst gesunden Menschenverstand haben, mit „gesunden unbefangenen Augen die Natur an, und sind „eher fähig, eine Erfahrung zu fassen, als Aerzte, „welchen immer ihre Chimären und eiteln Hypothesen „eine buntfarbige Brille vor die Augen halten, daß sie „nie die Natur rein sehen, wie sie ist, sondern wie sie „nach ihren Hypothesen seyn soll.“

Wie traurig bin ich oft geworden, da ich mich alle Tage mehr überzeugte, daß unser Leben so beschaffen ist, daß man die eine Hälfte dazu anwenden muß, um das wieder zu vergessen, was man in der andern gelernt hat!

Alle Tage bestrebte ich mich, Vorurtheile und Grundsätze zu vergessen, und schämte mich, daß ich sie einmal angenommen hatte. Wenige Menschen waren

6 Magazin der Heilkunde, vierten Bandes, zweytes Stück.

7 Es hieß im Texte angeblichen Erfahrungen; die Kantianer haben solche horreurs oder Wasserscheue vor Erfahrung, daß sie selbige nicht mehr nennen, ohne ein angeblich, sogenannt, oder sonst ein salva venia vorzusetzen — wird auch wieder anders werden!

so dick in Vorurtheilen und Finsterniß auferzogen, als ich es war. Außerdem daß ich den Kopf voll Hexen- und Teufelsgeschichtchen hatte, und in Hammelburg oft selber die Kerze halten, Amen und et cum Spiritu tuo sagen mußte, wenn der Franziskaner (mein Lehrer) eine Besessene oder Behexte in Arbeit hatte; so war gewiß auch sonst selten eine Gattung von Aberglauben und Vorurtheilen, die man mir nicht fest in Herz und Kopf gepflanzt hatte: ich glaubte, wie ich schon oben erzählt habe, an Gespenster, an die Kunst sich fest und unsichtbar zu machen, und an so viele ähnliche andere Künste, deren ich manche selber erlernt hatte.

Mit meiner heilsamen Kunst und meinem übrigen Wissen sah es nun freylich auch noch nicht zum Besten aus, als meine medizinisch-praktische Laufbahn ihren Anfang nahm. Unterdessen hatte ich eine nagende Herzensangelegenheit, mich täglich besser zu unterrichten. Ich war unermüdet im Studiren. Ich war heimlich eifersüchtig über Andere, welche bessern Unterricht genossen hatten, mehr Bücher besaßen und fleißig studirten. Ich hatte eine Art von Freude, wenn ich sah, daß sich jene, mit welchen ich wetteiferte, zerstreuten, und nicht soviel studiren konnten als ich. Doch war diese kleingeistische Schwäche nur vorübergehend, und in reiferen Jahren nicht mehr existirend.

Ich haschte in jüngern Jahren nach Arkanen und spezifischen Mitteln ärger, als es zu unsern Zeiten

wieder bey gelehrten Professoren ist Mode geworden. Durch Ankauf der Schriften jener Alchymisten, welche bey Fürst Ingelheim zu Würzburg gewesen waren, hatte ich ohnehin auch viel von wunderthätigen Arzeneyen erhalten. Ich lernte auch noch von Favrat, dem Uebersetzer von Aurea Catena Homeri, den Alcahest sehr artig verfertigen (er nannte es auch Allgeist), und lernte sonst noch mancherley schöne Sachen (es versteht sich, unter kräftigen Eidschwüren), wovon ich nun heutiges Tages kein Wort mehr weiß. Es mußte also bey mir im medizinischen Fache abgeschüttelt werden, soviel sich abschütteln ließ.

Was thut man nicht aus Mißmuth, sagte jenes Mädchen, als man es fragte, wie es zu einem Kinde gekommen wäre? Was thut man nicht aus Mißmuth, sagte ich, als man mir sagte: wie hat es Ihnen einfallen können, in einem erzkatholischen Lande, so eine Geburt, wie der philosophische Arzt ist, auf die Welt zu bringen? Ich war mißmuthig, mißvergnügt, kränklich, fand die größte Behaglichkeit in meinem Zimmer, und mein größtes Vergnügen am Studiren. Ich las, dachte und schrieb, solange es mir meine quälenden Beängstigungen gestatteten.

Man denke sich nun einen Jüngling, welcher das erstemal aus strenger Zucht in Freyheit kommt; ein muthiges Pferd, welches nach langem Einsperren losgelassen wird, und einen jungen Mann, der auf einmal

die von der Muhme und von Pfaffen angelegte Binde des Aberglaubens abgeworfen hat: so wird man freylich allerley Bocksſprünge beobachten können. In solcher Lage befand ich mich, als ich Hand an das unselige Werk, den philosophischen Arzt, gelegt hatte. Ich war enthusiastisch für die philosophischen Grundsätze eingenommen, und glaubte bey jedem vernünftigen Manne Dank zu verdienen für die Mühe, die ich mir gegeben hatte, Meynungen und Wahrheiten so deutlich darzustellen.

Wie sehr ich mich aber in meinem guten Zutrauen geirret hatte, wurde mir in der Folge genug bewiesen. Ich hätte Lichtenbergen folgen sollen, der da sagte: „Wenn man auch die Hand voller Wahrheiten hat, soll „man sie ja nie aufmachen.“ Nichts wird so sehr für Verbrechen ausgelegt, als wenn jemand das Herz hatte, eine just nicht gangbare Wahrheit gerade vor Augen zu legen. Schlechte Menschen werden nie in diesen Fall gerathen. Wahrheit ist ihre Sache nicht; aber es ist ihnen so süß, einen ehrlichen Mann für strafbar auszuschreyen, welchen man hochschätzen müßte, woferne man ihn nicht für strafbar hielte, oder dafür passiren ließe. Daher die Vereinigung aller elenden Kerls gegen den Rechtschaffenen, sobald man glaubt, ihn eines Verbrechens beschuldigen zu können.

Freylich war es leichter, in der Arzeneykunde zu zweifeln, alte Lehren abzuwerfen, sie lächerlich zu

machen, oder gar zu vertilgen. Es haftet dort kein Bann, kein Scheiterhaufen darauf. Das Aergste, was man alsdann zu besorgen hat, ist, daß man sich mit einigen halsstarrigen Aerzten, Professoren oder ihren ungezogenen Jungen herumzanken muß, wenn man Lust und Beruf dazu hat. Aber in sogenannten Religionssätzen ist es ganz eine andere Sache.

In Dingen, welche die Religion, d. i. die Meynungen der Theologen und Mönche betreffen, ist es nicht erlaubt, zu zweifeln, vielweniger etwas zu läugnen, was man für unwahrscheinlich oder gar für absurd hält, wenn man nicht will ausgepeitscht, verbrennt, oder wenigstens auf ewig ins höllische Feuer verwiesen seyn.

Das allerschlimmste ist noch in einem katholischen Lande, wenn sich jemand so weit vergißt, einen geistlichen Orden, oder sonst eine hervorragende Ehrwürdigkeit anzutasten. Es ist dieses das größte Verbrechen, woher man alles zu befürchten hat. Denn wer einen Geistlichen angreift, der hat Gott, den Staat, die Religion, Himmel und Erde beleidigt.

Qui meprise Cotin, n'estime point son Roi
Et n'a selon Cotin ni Dieu, ni foi, ni loi.

Ein gewisser Gesandter wendete bey der französischen Revolution auf Könige an, was sonst blos von Geistlichen galt. Wer keinen König will, nicht an die Macht und Würde des Königs glaubt, sagte er (selber ein

lasterhafter Mensch), der glaubt auch an keinen Gott. Mithin sind alle revolutionaire Franzosen pure Atheisten, und müssen durch Verbindung europäischer Mächte vertilgt werden. Er demonstrirte dieses mit einem Strohme sophistischer Beredsamkeit, mit gewöhnlichem Ministerjargon fort, daß man wohl voraussehen konnte, daß er seinem Souveraine den Kopf verdrehen würde, wenn er nach Hause käme, wie es auch geschehen ist.

Die meisten Menschen haben gar sonderbare Begriffe von Gott: sie bilden sich einen, wie er für ihre Verstandeskräfte und für ihr Interesse passend ist: alsdann glauben sie freylich, wie Lichtenberg sagt, daß sie ein Ebenbild Gottes sind, weil sie sich einen Gott nach ihrem Ebenbilde gedacht haben. In meinem Sinne wäre es ein erbärmlicher Gott, wenn er Allianz mit Königen, Hülfe von Kosacken, Lazaronis und unwissenden oder betrügnerischen Ministern und Gesandten nöthig hätte; und was geht es dann einen albernen Minister oder einen Schwachkopf von Regenten an, wenn es in einem fremden Lande Leute giebt, welche wirklich nicht an Gott glauben wollen? Man überlasse sie ihrem Schicksale und ihrer Strafe.

Nun habe ich auch gesehen, was Fanatismus ist, sagte mir jemand, als er die Geschichte des philosophischen Arztes beobachtet hatte. Wirklich war es für den unbefangenen Zuschauer eine Lust, zu bemerken, wie sich bey erster Erscheinung des philosophischen Arztes

nach und nach Wolken bildeten, zusammenzogen, und dann auf einmal in das abscheulichste Donnerwetter ausbrachen. Ist denn kein Donnerkeil mehr am Himmel, schrie ein Bettelmönch von der Hauptkanzel, der herunterfährt, und so eine gottlose Kreatur in den Boden schlägt?

Die Vertilgung des Freygeistes Weikard war zu jener Zeit eben sowohl die gute Sache, wozu alles aufgefordert wurde, als es zu unsern Zeiten die Vertilgung der Franzosen, und Emporhebung der Engländer gewesen ist. In allen Kirchen wurde über den gottlosen Freygeist gepredigt; der Pöbel wurde aufgehetzt, und drohete Insolenzen. Es sollte wirklich auch Landsturm aufgeboten werden.

Armer Philosoph! Si tacuisses! — Nun war ich wie von der Gemeinde verstoßen. Auch meine Freunde scheueten sich mit mir zu gehen, oder neben mir zu sitzen. Blos einige junge Kavaliere hatten den Muth, sich noch zu mir zu gesellen. Andere Freunde und Freundinnen weineten aus Mitleid für mich und meine arme Seele: Neider und Feinde halfen trefflich dazu, einen Scheiterhaufen vorzubereiten. Ein Schafskopf von Aerzten schrieb aus einem Buche die lateinische Definition von Clitoris ab, übergab es dem Pfaffentribunale, um ihnen zu zeigen, welche Abscheulichkeit ich geschrieben hätte, da ich von dem Consensus zwischen Brustwarzen und Clitoris erwähnet hatte.

Es hat einmal ein hitziges Fieber in Abdera geherrscht, welches sich, soviel ich mich erinnere, am siebenten Tage endigte, aber die Leute, die daran gelitten hatten, zu Komödianten umänderte. Diese Metamorphose konnte nun weiter Niemanden viel Nachtheil bringen, sondern diente noch zum Amüsement. Aber bey uns war es ganz eine andere Sache. Denn nach jedem Klosterfeste, d. i. nach jedem Weinfieber, lärmten die Herren aufs Neue wie Rasende. Sie wollten coram Populo erwürgen und verbrennen. Mir greuelte immer vor jedem geistlichen Colloquium; [8] ich wußte gewiß, daß sogleich der Domdechant oder andere Deputirten zum Fürsten kommen und um exemplarische Züchtigung des gottlosen Freygeistes sollizitiren würden.

Das Geringste, was man mir in Gnaden zugedacht hatte, war die Landesverweisung. Er muß im Elende verschmachten, sagten die Versöhner mit Gott; er muß verhungern: dies sey seine Strafe, wie seines Vorgängers Helvetius. Die unwissenden Mönche glaubten, daß Helvetius in Armuth und Elend verschmachtet wäre.

Man verfolgte jene, welche nur irgend einmal mit mir genaueren Umgang gehabt hatten. Wer nicht ebenfalls einstimmte, wenn über mich geschimpft wurde, mußte ein Freygeist (Jakobiner) seyn. Es entstand eine

8 Bey Mönchsfesten wird geschmauset, ist Freyheit zu sprechen bey der Weinflasche. Dieses heißt man in Klöstern Colloquium.

Inquisition, wobey ein halbwahnsinniger Mönch die Hauptperson vorstellte. Man zitirte meine medizinischen Zuhörer, visitirte einigen die Bücher, nahm alles weg, was französisch oder von Protestanten war; z. B. man nahm einem meiner Freunde Gellert, Hallers Gedichte und alle französischen Bücher weg, und suspendirte ihn von seinem Dienste.

Ich ritt einstens ohne Reitknecht von Fuld auf die Fasanerie. Sämmtliche Klassisten oder Studenten kamen von da zurück, wo sie dem Fürsten zu dem Namenstage gratuliret hatten. Ich hörte schon von weitem, als ich diesem Haufen entgegen kam: „Da „kömmt der philosophische Arzt, den müssen wir vom „Pferde reißen." Ich ritt langsamen Schrittes auf sie zu, und an ihnen vorbey. Ich hatte ein ungarisches Pferd, welches gut laufen konnte. Ich ritt also linker Hand dicht an ihnen vorbey, mit dem Entschlusse, dem ersten, welcher sich mir nahen würde, mit der Peitsche derb über das Gesicht zu hauen, und sogleich links über das Feld zu jagen. Sie murmelten unter sich, sahen mich an, ich sie eben auch: und so kamen wir ruhig aneinander vorbey.

Da ich unterdessen doch nicht sicher war, daß es der Inquisition nicht einstens in einem Rausche einfallen sollte, mich bey Nacht aus dem Bette zu holen, so war ich auf das Aeußerste gefaßt, hatte wenigstens sechs geladene Pistolen zur Seite, auch anderes Gewehr, und

war fest entschlossen zu tödten, soviel ich erreichen könnte. Dank sey es dem Himmel, daß es nicht zu solcher That gekommen ist! Die beständigen Neckereyen und Verfolgungen hatten mich endlich zu einer Art von Wuth gebracht.

Ich hatte bey allem Lärm die größte Unruhe dadurch, daß mein guter Fürst auf möglichst ungestümme Art behelliget, und immer in Verdruß und Unruhe versetzt wurde. Die Frechheit einiger Mönche ging so weit, daß sie öffentlich wider ihn predigten, weil er einen so gottlosen Menschen an seinem Hofe dultete. Man beobachtete mich nun sorgfältig bey allen Gebräuchen der katholischen Kirche; man wußte es genau, ob ich in der Messe auf die Knie gefallen war und auf die Brust geklopft hatte, sobald der Priester das Hoccus poccus sprach.

Der Fürst mußte freylich Etwas bey der Sache thun. Er ließ ein geschärftes Bücherverboth ergehen, wo der philosophische Arzt bey funfzig Thalern Strafe verboten wurde. Vorher war schon von der Inquisition ein Befehl in den Schulen ergangen, daß der Student, welcher den philosophischen Arzt besäße, exkludirt (relegirt) seyn, und der Anzeiger einen Dukaten haben sollte.

Sowohl um sein Gewissen zu sichern, als auch um einige Autorität vor sich zu haben, ließ der Fürst an zwey geschätzte Mainzer geistliche Räthe, Schuhmann

und Schultheis, schreiben, welche dann ein günstiges Gutachten einschickten. Jedes auswärtige Journal, welches nun gegen mich die Feder ergriff, wurde von meinen Anklägern als Beweis und Urkunde ad Acta genommen. Das erste war die Frankfurter gelehrte Zeitung, welcher dann bald die übrigen, wie es meistens gewöhnlich, nachlallten. Zuletzt kamen die Würzburger Literatoren des katholischen Deutschlandes, welche mich gar als Freygeist und Ignoranten ganz zerfleischten.

Recensenten (auch der Frankfurter Deinet) wurden aufgemuntert, recht scharf gegen mich loszuziehen; der Reichsfiskal wurde aufgefordert. Alles Mögliche wurde von den Dienern Gottes eingeleitet, mich armen Sünder ganz zu vertilgen.

Ich machte manchmal einige Ausfälle gegen meine Recensenten, that es aber blos, weil man in Fuld ihre Albernheiten als Belege ad Acta nahm. Nicht ein einziges deutsches Journal existirte, welches nicht über mich loszog. Alle verwarfen meine Schrift und mich. Es existirte damals eine Gazette de Literature universelle zu Zweybrücken. Diese war das einzige unter allen Journalen, welches meine Arbeit günstig beurtheilte. Unterdessen gieng mein Buch seinen Gang, wurde einigemale neu aufgelegt, zum Beweise, daß Recensenten wohl im Anfange ein günstiges oder ungünstiges Geschrey machen können, in der Folge aber beym Publikum gar nichts bedeuten, und auch wirklich

meistens nichtsbedeutend sind, weil ihr Korps meistens aus armseligen Wichten besteht, da es doch bescheidene und gründliche Männer seyn sollten.

Die Zeit, welche so vieles ändert, hat auch in Rücksicht auf meine unglückliche Autorschaft sehr viel gewirkt. Der gemeine Mann, von welchen mancher lieber sterben, als sich von mir kuriren lassen wollte, lernte mich endlich besser kennen, bekam Liebe und Zutrauen zu mir, vielleicht mehr als sich irgend ein Arzt in einem Lande rühmen kann.

Noch Eins darf hier nicht vergessen werden, daß zu jener Zeit die Besessenen en depit der Freygeister wieder Mode wurden, und daß alle Teufel in Besessenen es mit mir zu thun hatten, über mich schimpften, mich erwürgen wollten, also dabey gegen ihr eigenes Interesse handelten, und auf alle Weise zu erkennen gaben, daß sie dumme Teufel, d. i. Mönchsteufel waren.

Einer von diesen bösen Kerls, mit Paß von einem Arzte, oder gar von zweyen, wurde noch im Jahre 1775. zu Fuld im Spitale aus eines Mädchens Leibe zum Fenster hinaus getrieben, so viel ich weiß, unter der Garantie, daß auch ich zum Lande hinaus gejagt werden würde. Ich hatte mir damals aus geführten Protokollen, die ich zu erhalten wußte, erbauliche Anekdötchen gesammelt.

Auch das Unheil bey Gaßners Teufeln wurde mir noch großentheils zur Last gelegt. Noch wurden

Hagel, Donnerschlag, Unfruchtbarkeit und alle Uebel von der Erscheinung des philosophischen Arztes hergeleitet. So hatte, nebst Andern, selbst ein sich sehr klug dünkender Mann (weil er vorhin als Jägerbedienter dem klügsten Kapitular oft das Nachtgeschirr ausgeleeret hatte), es einstens in vollem Ernste behauptet, und so sprachen noch manche Andere. Was doch oft ein einziger Mensch, welcher die Lehren seiner Muhme vergißt, in der Welt für Böses stiften kann!

Ich hatte in Fuld es unternommen, sechs Jahre lang die Kalender zu besorgen, und hörte in der Mitte auf, als mir der philosophische Arzt so vieles Unheil auf den Hals gezogen hatte. Die Kalender waren freylich eine Vorbereitung zur Verfolgung bey nächster Gelegenheit. Ich sprach in populärem Tone mit dem Volke, musterte das Aderlaßmännchen und andere Possen aus, schrieb von Vorurtheilen, Aberglauben, von Landwirthschaft, von Gesundheit, bekämpfte Gespenster und Hexen. Im ersten Jahre geschah es, daß die Bauern in einer Gegend, wo ein Mönchskloster war, die Kalender zusammentrugen, einen Scheiterhaufen machten, und sie cum infamia verbrannten. Nie, sagten die Bauern, haben wir was Dummeres gesehen, als die neuen Kalender. Nach und nach las und beherzigte man sie, welches freylich nicht zum Vortheile für jene war, welche Revenüen von der Dummheit des Volkes ziehen. Ich gieng einstens an der fürstlichen Stallstube vorbey, und

hörte, wie die Stallleute unter sich sprachen. „Es ist „doch wunderlich, seit dem Weikard am Hofe ist, „haben wir nicht mehr Furcht vor Gespenstern noch „Hexen.“ Ich hatte also schon in diesem Stücke eine gefährliche Saite berührt, welche natürlicher Weise einen schlimmen Nachklang haben mußte.

Ich schaffte mir in Fuld an, und las beynahe alles, was von Messe zu Messe in der Arzeneykunst geschrieben wurde; außerdem schaffte ich mir viele andere Bücher an, die ich für gute Lektüre hielt, leihete sie aus, wenn ich sie auch selten wieder zurückbekam. Es war mir genug, daß sich, vorzüglich unter jungen Leuten, Liebe zum Lesen, Geschmack und Aufklärung verbreiteten. Die Mönche hießen es schlimme Zeiten und witterten Freygeisterey und Unglauben.

Zum Glücke für alles, was in Dummheit, Schwärmerey, Aberglauben und Pfafferey einschlägt, kam zu jener Zeit gleichsam wie vom Himmel (oder aus der Hölle) gesendet, ein rechtes Spezifikum und wirksamstes Gegengift wider alle Philosophie und Menschenverstand. P. Gaßner, ein drolliger, alberner Pfaffe, kurirte da in Schwaben und Franken, und wirkte Wunder durch Priesterkraft. Er war zu jener Zeit zur Rettung des geistlichen Ansehens just das, was späterhin Aloysius Hofmann und Compagnie, die Eudämonisten und das wilde Heer der Obscuranten gegen Aufklärung, geträumte Jakobiner und Illuminaten waren, oder vorstellen

wollten. Freylich hätte man nach dem stockfinstern Aberglauben dieser Menschen, nach ihrer niedrigen Verleumdungssucht, nach Verfolgungsgeist und gänzlicher Verunedlung des Menschengeschlechtes urtheilen sollen, daß beyde Racen aus der Hölle gekommen wären. Vermuthlich soll aber solches Gesindel zur Vertheidigung der sogenannten guten Sache gehören.

Nach Gaßner waren alle Krankheiten vom Teufel, und nur ein gesalbter Priester war der Mann dafür. Es verbreitete sich nun Lärm und Victoria, so weit es nur Kaputzen und Schwarzröcke gab. Caeci vident, claudi ambulant etc. habe ich selber aus dem Briefe eines Mönchen an einen andern gelesen. Auf einmal fühlten nun diese Männer, was sie bisher vermocht, und nur nicht früher daran gedacht hatten. Wie konnte es wohl geschehen, daß Männer, welche sich alle Tage ihren Herrgott machen und verschlucken konnten, nicht früher darauf verfallen sind, daß sich ihre Priesterkraft auch noch weiter über andere Dinge erstrecken müsse? Dermalen schienen sie sogleich alle noch mehr als eine Spanne höher über andere Menschen hinausgewachsen zu seyn, und sahen mit Verachtung oder Mitleid auf uns ungesalbte Layen herab.

Alle christkatholische Städte und Dörfer in Franken und Schwaben liefen nun voll Vicegaßner, Emissarien, Substituten, Pfuscher, privilegirter Teufelsbanner u. dergl. Das Volk war in Schwärmerey gebracht,

lief schaarenweise mit dergleichen wüthigen Menschen auf Straßen, wie ich es selber gesehen habe. Alle waren zum Landsturme wider Teufel und Freygeister organisirt.

Man schmiß in Häusern, wo ungefähr ein gaßnerisirender Mönch eintrat und operirte, Thüren und Fenster ein, um sich zu dem Wunderthiere zu drängen, wovon ich ebenfalls Augenzeuge gewesen bin. Bischöffe, wenn sie auch nicht ganz von der Schwärmerey hingerissen waren, sahen sich doch in der Nothwendigkeit, Einige aus ihrer Diöcese auszuwählen, und zur öffentlichen Teufelsbannerey à la Gaßner zu privilegiren.

Es erschien nun von jener Klasse von Obscuranten ein Broschürchen um das andere, worinnen gegen Freygeister geeifert, der teufelische Ursprung der Krankheiten und die Priesterschaft aus heiliger Schrift, wie immer jede Pfaffenthorheit, ganz handgreiflich bewiesen ward. Ein Prälat zu Zell soll zu jener Zeit der gaßnerische Aloysius Hofmann gewesen seyn.

Allenthalben kurirte man jetzt in nomine Patris et Filii, und sagte dem armen Teufel Sottisen, daß er zu bedauern war.

Aber welche Glorie unter dem Obscurantenhaufen, als erst noch Leibarzt Wolter in München, und Lavater, denen es wohl nie ganz richtig unter dem Hute war, und so viele Andere, Fürsten, Grafen, Edelleute, Rechtsgelehrte und Aerzte, sich durch den

Schein des Wunderbaren dieser Mönchsschwärmerey überraschen ließen!

Wehe jenem, welcher sich in jenen Tagen unterfangen mochte, ein Wort wider Gaßnerische Theorie und Operationen einzuwenden; eben so wehe ihm, als jenem, welcher späterhin sich nicht dazu verstehen wollte, über Jakobiner, Demokraten, Illuminaten zu rasen!

In allen frommen Ländern war man äußerst aufmerksam auf alle Bösewichte, welche Gaßners Wunder bezweifelten. Aber mit Erbauung erzählte man es, daß ein regierender Reichsfürst dem heiligen Wunderpriester zur Messe gedient, daß ihm dieser und jener fromme Bischoff seine Ehrfurcht bezeugt hatte. Erdbeben, Hunger und Pest war jenem Lande gedrohet, wo ein einsichtsvoller Bischoff einen Hirtenbrief gegen Gaßnerische Schwärmerey ergehen ließ.

Bey solcher Lage war nun mancher Zweifler in Gefahr, Freyheit, Glück, ja das Leben zu verlieren. Mein Bruder, welcher damals noch Advokat war, hatte die Unbesonnenheit, einem seiner Freunde durch einen Dritten die Reise nach Ellwangen zu Gaßnern abrathen zu lassen, und ward deshalben vor den geistlichen Richterstuhl zur Verantwortung gefordert. Wo Narren, Schwärmer und Dummköpfe allein das Wort oder gar das Ruder führen, muß der vernünftige und ehrliche Mann sich platterdings zum Stillschweigen fügen.

Unterdessen wird es doch bey allem theologischen Streben und Kampfe nicht anders geschehen können, als daß endlich auch die Religion, bey dem Fortgange und der Umänderung anderer Wissenschaften, ebenfalls eine Umänderung erfahren werde. Z. B. solange wir nur von unserer Erde wußten, daß sie bewohnt war, und blos sie als den Hauptpunkt des Universums betrachteten; so konnten wir freylich glauben, daß dort Adam erschaffen, dort Gott so oft mit den alten Patriarchen und Propheten gesprochen, dorthin seinen Sohn geschickt habe, um sich zur Erlösung des Menschengeschlechtes aufhängen zu lassen. Können aber diese schönen Sachen dermalen noch Stich halten, da wir wissen, daß unsere Welt nicht mehr oder weniger ist als jeder andere Planet, daß auch die übrigen eben so bevölkert seyn werden? Haben die übrigen Planeten wohl auch ihren Christus und Moses gehabt? Mich dünkt, man hätte hier eben so seine Vorliebe für unsere Welt ablegen müssen, so wenig es noch die Schweden glauben, was einstens Einer ihrer Gelehrten behauptete, daß in Schweden das Paradies gewesen wäre, seitdem die Schweden durch Reisen mehrere andere Länder haben kennen gelernt. Im Theologischen bleibt man aber gerne orthodox, und jeder Schritt wird langsam und schüchtern gewagt; nur gegen jenen gebraucht man Kerker, Feuer und Schwerdt, welcher sich untersteht, seinen Schritt früher und kühner zu machen.

Es war die Gaßnersepoche wieder ein dringendes Bedürfniß für unsere Fuldischen Seelenhirten, ein wachsames Auge auf mich zu haben. Ich suchte sehr auf meiner Hut zu seyn, that aber doch unter der Hand mein Möglichstes, um alles aufzutreiben, was als Belege wider Gaßner und Konföderirte dienen konnte. Meine Absicht war, blos meinen Fürsten aufrecht zu halten. Ich kommunizirte ihm alles, was ich erfahren konnte, und eben so seinen Hofkaplänen, welches wackere Männer waren, und ziemliche Beyhülfe leisteten.

Einmal drang der Prior vom hochadelichen Konvent, ein guter aber schwacher Mann, welcher sich just am Hofe befand, sehr auf mich, ich sollte die Gewalt der Priester erkennen, und gestehen, daß ein lungensüchtiger Mönch (Bruns), welcher von Ellwangen zurückgekommen war, nun geheilet wäre. Meinetwegen, antwortete ich ihm. Es ist gewiß, wiederholte er mehrmalen, der Herr Superior (ein Domherr, welcher für das Non plus ultra aller Mönchsweisheit gehalten wurde), hat es mir selber gesagt. Ich kam endlich in Eifer, sagte: es ist falsch, daß er geheilet ist. Ihre Herren verstehen nichts davon. Hier auf die Knie will ich fallen und abbitten, wenn es sich nach einiger Zeit bestätiget, daß die Lungensucht gehoben ist; aber ich stehe Ihnen dafür, daß P. Bruns nicht über vier Wochen leben wird. Er starb fast eher, als vier Wochen vorüber waren.

Unter der Hand schrieb ich mein Paroli au même, oder Tisserant und Gaßner. Ich hatte freylich einige falsche Züge hineingebracht, blos um mich nicht zu erkennen zu geben. Die Vorsicht erforderte es zu jener Zeit, daß sich der Autor inkognito hielt. Als nach einigen Jahren die Gaßnershitze ziemlich vertobt war, machte ich von dieser Autorschaft kein Geheimniß mehr.

O Wahrheit! Wahrheit! Mit Steinen muß man nach dir werfen, wenn man vergnügt und ruhig leben will. Ungefähr so Etwas habe ich einstens bey einem deutschen Gelehrten gelesen; und der Mann hat ewige Wahrheit gesagt.

Von jeher hat zu Zeiten ein gewisser Geist der Formalitäten, mit Stolz, Neid und Unwissenheit gemischt, sich gegen alles aufgelehnt, was sich empor- schwingen wollte, gegen alles, was andere Menschen klüger und glücklicher machen konnte. Dieser nämliche Geist gebahr zu unsern Zeiten die Obscurantenligue, die Bücherverbote, die Staatsinquisition in Wien und anderwärts. Es war der nämliche Geist, welcher zu Zeiten Ludwigs XI. die Buchdruckerey, unter Heinrich IV. die Schauspiele, unter Ludwig XIII. das Aufkeimen einer gesunden Philosophie, endlich das Brechmittel und die Inokulation in Frankreich verbannet hat; er war es auch, welcher Gaßnern in Schutz nahm, und den Verfasser des philosophischen Arztes verfolgte. Fast in jedem Lande wird man Spuren dieses

schwarzen Geistes, finden, wobey niemand weniger an seinem Platze ist, als der redliche Mann, welcher lauter Wahrheit zu Markte bringt.

Ich war wenige Jahre in Fuld, als ich auf den unglücklichen Gedanken fiel, eine gelehrte Zeitung herauszugeben, wozu ich noch einen Gesellschafter, Herrn Storch, hatte. Es fehlte uns an Mitarbeitern, an Einsicht in dieses Geschäft, und beynahe an allem Erforderlichen. Glücklicher Weise ist die Sache blos bey dem ersten Entwurfe geblieben.

Herr Nikolai nahm mich hernach als Mitarbeiter bey der allgemeinen deutschen Bibliothek an, wo er mir die Buchstaben Em und Dm als Unterschrift ertheilte. Ich gab dieses Geschäfte auf, als ich nach Rußland gieng, obwohl Herr Nikolai mehrmal in mich drang, es ferner fortzusetzen. Ich hatte Stolls Ratio medendi recensirt. Diesem Schriftsteller war es beleidigend, daß er nicht, wie anderwärts, durchaus Lobeserhebung erhielt. Er machte einen heftigen Aufsatz, schickte ihn an Herrn Nikolai, welcher mir ihn kommunizirte. Ich schrieb ihm, daß er ihn ohne Anstand sollte abdrucken lassen, welches denn auch geschehen ist. Ich recensirte hernach den zweyten Theil ebenfalls in der allgemeinen Bibliothek, und so noch nach meiner Rückkunft aus Rußland die letzten Bände in der Salzburger medizinischen Zeitung. Außerdem habe ich nirgendwo eine Recension verfertigt.

Es ist ein Kunstgriff recensirender Bösewichte, daß sie alsbald bey Erscheinung eines Werkes, dessen Verfasser sie nicht hold sind, fast in jedem Journale herumhüpfen, es wie eine Schmeißfliege zu besudeln, und den guten Autor fein im ganzen Deutschlande herabzuwürdigen. Es ist dieses eben so schlecht von Redaktoren, welche solche Pasquillen aufnehmen, als von den verworfenen Recensenten, welche überall ihren Geifer anzuschmieren suchen. Hierdurch geschieht es denn auch manchmal, daß in demselbigen Journale zwey verschiedene Recensionen über das nämliche Werk erscheinen, eine von den gewöhnlichen Recensenten; die andere von dem Buben, der verleumden will. Eben so ist es auch meinen Fragmenten in der Jenaer Literaturzeitung ergangen.

Hier noch ein Anekdötchen vom Geiste verworfener Recensenten! In Mainz lebte ein Mann, Herr Vogt, Verfasser der Europäischen Republik, und Gustav Adolphs, ein bescheidener, wohlgesitteter, gelehrter und rechtschaffener Mann. Er schrieb einstens einen kleinen Roman von einem Prinzen, dessen Name mir entfallen ist. In dem anonymen Roman war viel von Rußland eingewebt, denn Vogt hatte vielerley Kenntnisse. Ein Recensent von der Klasse der Verworfenen, das ist, von der zahlreichsten, glaubte, daß ich der Verfasser wäre, weil so Manches von Rußland vorkam. Bübisch wurde der kleine gute Roman

mißhandelt, und für ein Werkchen unter aller Kritik auf schändliche Art erklärt. Ich stehe dafür, daß Herr Vogt mehr literarischen, ohnehin weit mehr moralischen Werth hat, als alle jene Bösewichte, welche sich in ihrer Maske an Recensenten schließen. Um einen Begriff vom Vogtischen Hause zu haben, lese man die Biographie seines Bruders, eines außerordentlichen Kopfes: Joh. Heinr. Vogt. Ein Denkmal nebst Fragmenten des Verstorbenen. Mainz 1791.

Zur Zeit, als ich in Rußland war, kam ich in freundschaftlichen Briefwechsel mit dem seligen Stoll, obwohl ich ihm durch einen ehemaligen Schüler hatte offenherzig sagen lassen, daß ich die Recension seiner Ratio medendi geschrieben hätte. Er hat mir zum Beweise seiner Freundschaft seine Aphorismos nach Petersburg geschickt. Auch versicherte mich noch Fürst Kaunitz in Wien, daß Stoll, sein Arzt, freundschaftlich und rühmlich von mir gesprochen hätte.

„Freylich, hatte der selige Vogt gesagt, ist es „eine betrübte Wahrheit, daß unter hundert Gelehrten „kaum ein gründlich Gelehrter, und eine noch betrübtere „Wahrheit, daß unter hundert gründlich Gelehrten „kaum ein ehrlicher Mann ist.“ Hieraus wird man meistens die Fortdauer gelehrter Zänkereyen und tückischer Verfolgungen herleiten müssen.

Ich habe schon oben gesagt, daß ich in Fuld nach der Abreise des Dr. Oestreichers war Professer

geworden. Der Fürst hielt sich zu jener Zeit fünf aufeinander folgende Jahre auf der mehr als eine Stunde von Fuld entlegenen Fasanerie auf, wo ich dann auch mit am Hoflager war. Ich ritt wöchentlich viermal an bestimmten Tagen nach Fuld und las Kollegia. Meine zwey andern Herren Kollegen gaben wenige, und manchmal im ganzen Jahre gar keins; dagegen erschienen sie fleißig in den Universitätsseelenmessen und andern andächtigen Versammlungen. Ich kam selten, auch in manchem Jahre gar nicht dazu. Ich wollte nur, um Kollegien zu lesen, nicht um in die Messe zu gehen, oder sonst in der Versammlung ein albernes Jurament zu schwören, den Ritt nach Fuld unternehmen.

Es gab freylich dieses mein Betragen aufs Neue Anlaß, sich gegen mich zu verschwören. Es war blos zu diesem Ende wieder eine entscheidend seyn sollende Universitätsversammlung angesagt. Man hatte freylich darauf gerechnet, daß ich, wie gewöhnlich, nicht dabey erscheinen würde. Ich hatte es aber gemerkt, und erschien just, um zu sehen, was denn die verworfenen Sünder wider mich vorbringen würden.

Meine Ankunft war ganz unerwartet; alle sahen sich an, stutzten, sprachen manchmal paarweise zusammen. Es dauerte lange, bevor sie wußten, wie sie die Sache angreifen sollten. Endlich übernahm es ein naseweises Pfäffchen, mit mir zu sprechen. Er rufte mich auf die Seite, sagte mir, daß er mir frey sagen müßte, daß sie

heute wegen mir versammelt wären, weil ich bisher so selten zu zeremoniösen Versammlungen der Universitätsmänner gekommen wäre. Ich sagte ihm: Ich habe am fleißigsten den wenigen Schülern Kollegien gelesen, und seit zwey Jahren habe ich sie so zu sagen allein gelesen. Ich bin nicht zu andern unnützen Versammlungen gekommen, weil ich die Zeit nöthiger zu brauchen wußte. Uebrigens frage ich: ob dieses ein größeres Verbrechen ist, als wenn man, wie jener (ich deutete auf einen Kollegen), in zwey Jahren gar kein Kollegium liest? Er zuckte die Achseln, murmelte noch etwas. Ich empfahl mich und resignirte am folgenden Tage meine Professorsstelle, welches dem elenden Korps eben so unerwartet war, als meine Erscheinung bey der Universitätsversammlung.

Ich hatte Mitleid mit den armen Zöglingen, welche platterdings nun zu keinem der andern Lehrer gehen wollten. Ich gab ihnen also noch als Exprofessor Kollegia. Sie verloren sich endlich, und dann erlaubte es der Fürst, daß Einige, deren einer ein Sohn, der andere ein Neffe eines fürstlichen Kammerdieners war, sich auf der Fasanerie aufhalten durften, mit welchen ich mich dann allein beschäftigte. Auch ist auf diese Art mein Bruder ein halbes Jahr bey mir gewesen, bevor er nach Paris gegangen ist, so, daß ich also im Grunde immer noch mehr Professorarbeit verrichtete, als jene, welche dafür bezahlt wurden.

Mich dünkt, es war das Jahr 1779, oder 1780. wo es ungemein viel regnete und so häufiges Mutterkorn gab. Ich hatte zu jener Zeit ungemein feinen Geruch und Geschmack, und sagte immer, daß der Geschmack des Brodes etwas Eigenes hätte, wovon ich nichts Gutes prophezeihete.

Der Fürst hatte eine Menagerie auf der Fasanerie. Das Federvieh fieng an krank zu werden, häufig zu krepiren. Nun kam es an die Pferde, wovon 42 aus dem Marstalle zu Grunde giengen. Die Pferde schnauften schwer, und man fand nach dem Tode schwarzblaue Lungen: Also sollte es Lungenentzündung seyn, wogegen dann fleißig Blut abgezapft wurde. Die Pferde krepirten desto häufiger. Endlich gab man abführende [9] und auch andere Mittel, wobey dann doch manche gerettet wurden. Wir waren hierdurch auf die Idee von Faulfieber gekommen.

Zwey Damen wurden krank; ich hieß es Faulfieber, und sie geneseten.

Unterdessen gab es auch anderwärts Krankheiten; man fieng an von Epidemie zu schwätzen. Dieses ärgerte den seligen Zimmermann, welcher durchaus keiner Epidemie den Paß unterschreiben wollte. Er schrieb eine bündige Abhandlung im Hannöverischen Magazine, und hieß es die Windepidemie.

9 Die Pferdspurganzen bestehen aus reizenden hitzigen Stücken, liegen über 14 Stunden im Körper, bevor sie purgirend wirken.

Da unterdessen doch das Krankseyn und Sterben allgemeiner wurden, so fieng man endlich doch an, eine Epidemie zu glauben. Es erschien ein kleiner Aufsatz von Dr. Fauken aus Wien in der Frankfurter Postamtszeitung, daß Etwas Giftiges in der Luft herrschte, wogegen man viel Milch trinken sollte, weil Milch gegen Gift ein bewährtes Mittel wäre. Dieses plumpe Raisonnement ärgerte mich. Ich ließ also einen Gegenaufsatz in die Zeitung rücken, daß hier kein verschlucktes Gift wäre, wogegen Milch könnte heilsam werden; die Krankheit wäre ein Faulfieber, und müßte als solches behandelt werden. Zu jener Zeit ist die Eintheilung in Synochus und Typhus noch nicht im Gange gewesen.

Ich schrieb ein Traktätchen von zwey Bogen über die herrschende Epidemie, das Faulfieber, deren hernach sehr viele entstanden. Meine Abhandlung war die erste, welche erschienen ist, wurde in vielen Journalen abgedruckt, und ich habe vielleicht viel zur Benennung, Faulfieber, beygetragen.

Ich empfahl jenesmal freylich im Anfange ein Brechmittel, und fand meistens gute Wirkung davon. Es kann seyn, daß das Erbrechen den Magen für künftige reizende Arzeneyen empfänglicher machte. Ich glaube aber, daß örtlicher Fehler, eine verdorbene Masse aus den durch zu viele Nässe ausgearteten Vegetabilien, wie ich es aus einem besonderen Geschmacke des Brodes vorhin erzählet habe, bey Vielen im Magen lag, welche

fortgeschafft werden mußte. Am Ende der Epidemie waren intermittirende Fieber sehr häufig, wo ich auch öfter als sonst ein Brechmittel gab. Man wird sich noch erinnern, daß zu jener Zeit in Deutschland Hungersnoth dazu gekommen war, welche gemeiniglich folgt, wenn sehr häufiges Mutterkorn vorausgegangen ist, wie ich auch in Rußland den Fall erlebt habe. Bey Hungersnoth läßt sich also leicht schlechte unverdaute und verdorbene Speisenmasse im Magen zum Grunde setzen.

Bey diesem Faulfieber, welches man heutiges Tages Nervenfieber heißt, hatte ich allgemeinen Gebrauch der Fleischbrühe, auch nach Lust und Kräften leichtverdauliche Fleischspeisen, nebst Wein, Chinarinde ꝛc. eingeführt. Besonders glaubte ich eine Weinmolken, aus zwey Theilen Milch, einem Theile Wein, bey fetter Milch einen vierten Theil Wasser und etwas Senfmehl, als gewöhnliches Getränk, sehr heilsam gefunden zu haben.

Ich habe es oben schon erzählet, daß ich die funfzehn Jahre, wo ich Leibarzt in Fuld war, auch noch meistens den Kurort in Brückenau dabey besorgte, an welchem ich vorher fünf Jahre (nämlich zu Brückenau) gewohnt hatte. Der Fürst gieng jährlich einigemal an den Kurort, wo ich dann ohnehin vom Gefolge war. Außerdem ritt ich oft von der Fasanerie, unserm Sommeraufenthalte, auf einige oder mehrere Tage dahin.

Ich muß doch hier ein scherzhaftes Anekdötchen erzählen, welches mir einstens am Kurorte passirte. Der Hof war dort, der Platz war enge. Ich wurde also mit noch zwey jungen Kavalieren zusammen in ein großes Zimmer logirt. Ich hatte selbiger Zeit noch manchmal Pharao gespielt. Kein Spiel amüsirte mich mehr als die Hazardspiele, besonders das Pharao. Ich machte kein großes Spiel, setzte einige 24ger, oder einen Konventionsthaler, nur einigemal einen Louisd'or, und hatte haufengenug, wenn ich zwanzig oder dreyßig Gulden verlohren hatte, welches aber auch nicht oft geschehen durfte. Ich hörte auf zu spielen, sobald ich Spiel und Spieler genau und gründlich genug hatte kennen gelernt. Ich führte zwey Beutel bey mir, den einen mit Stücken zu 24 kr.; den andern mit Konventionsthalern. Ich gieng Abends aus zum Spiele, nahm den Beutel mit 24 Kreuzerstücken zu mir, ließ den andern in meinem Koffer, den Koffer unverschlossen. Ich fand hernach, daß mein Beutel gestohlen war. Dies ist nun freylich just nicht das Scherzhafteste von dem Anekdötchen gewesen.

Bevor wir an den Brunnen reiseten, schoß ich mit dem Obermarschall von Altenstein mit Pistolen nach einem Konventionsthaler. Es war ein Bayrischer Thaler mit einem Marienbilde. Ich durchschoß die heilige Maria mitten durch den Bauch, und gewann den Thaler. Der Thaler hatte in der Mitte vom Schuß eine

Tiefe und eine Spalte bekommen. Ich hatte ihn der Rarität wegen in den Beutel zu meinen Thalern gesteckt, ihn natürlicher Weise Manchem am Hofe gezeigt.

Am Kurorte hielt sich jenesmal eine Frau aus Hanau auf, wo die gewöhnliche Taxe ein Konventionsthaler war. Diese Frau kam zum Brunnenverwalter, bezahlte Wohnung und Kost, und gab den gespaltenen, aber wieder gleichgeklopften Thaler hin. Es fehlte sich nun nicht, daß bald ein Kavalier oder sonst jemand kam, und Gold wechseln ließ, wo dann der Brunnenverwalter geschwind seine zerrissene Maria wieder anzubringen suchte.

Nach einem oder zwey Tagen kam die Hanauerin wieder, bezahlte wieder mit dem nämlichen Thaler. Der Verwalter gab ihn bald wieder weg; die Hanauerin brachte ihn wieder. Als dieses nun drey oder viermal hintereinander geschehen war, so schickte der Verwalter den berüchtigten Thaler ins Kabinet, meldete die Geschichte des Wechselthalers, und schickte ihn also in Sicherheit, damit nicht weiterer Unfug mit dem Marienthaler geschehen möchte. Natürlicher Weise wußte man, daß ich der erste Besitzer des Thalers gewesen war, und die Maria gespalten hatte, wo es dann freylich Gelegenheit zum Scherze gab.

Vermuthlich hatte zuerst ein Bedienter mir meinen Beutel gestohlen, und nun sich im Stande befunden, bey der berühmten Frau auch die Taxe zu bezahlen,

wozu er sich aber den blessirten und gebeugten Thaler erst wieder breit oder eben geschlagen hat. Der arme Thaler mußte hernach sich noch so vielmal durch Andere zu dem nämlichen Zwecke gebrauchen lassen.

Dreymal, solange ich Leibarzt in Fuld war, hat der Fürst schwere Krankheiten gehabt. Im Vorbeygehen sey es hier gesagt, daß kein Mensch als Patient übler daran ist, als ein Fürst oder sonst großer Herr; und daß es keine verdrußvollere Lage giebt, als jene eines Leibarztes. Bey dem Vornehmen mischen sich so viele Menschen ein; der Patient muß mehrere Aerzte zusammenrufen lassen, um nach Regeln und Etikette zu Grunde zu gehen. Wo mehrere Aerzte sind, wird nie etwas Kluges und Ordentliches ausgeführt. Es fällt mir hier ein, was einstens ein Freund über politische Angelegenheiten geschrieben hat. Wenn dreyßig Männer in einem Klubb oder in einer Berathschlagung beysammen sind, so machen sie am Ende weiter nichts als einen Dummkopf aus. Aerzte widersprechen und zanken oder verwirren sich. Der gewöhnliche Arzt wird schüchtern gemacht, und unternimmt nichts, was er für vorzüglich wirksam hält, weil er besorgen muß, daß alsdann jeder mißlungene Ausgang, oder jeder widrige Nebenzufall auf seine Schuld gewälzt wird. Ich werde vielleicht anderwärts mich noch deutlicher über diesen Umstand erklären.

Mein Fürst, solange er sich wohl befand, frey und ordentlich urtheilen konnte, hatte unbeschränktes

Zutrauen auf mich. Sobald er aber krank und schwächer im Geiste war, fanden alle Fraubaasen, Hofschranzen und Kammerdiener Gehör, wodurch mir das Leben unendlich sauer gemacht wurde.

Der Fürst war ungeheuer dick und fett. Es war an einem heißen Sommer, wo alles Fett schien ranzig geworden und in Schmelzung gegangen zu seyn. Es war eine Krankheit, die ich das erstemal an ihm, und nachher noch an einem sehr dicken Kavalier beobachtet habe. Das Fett drang als Schweiß aus, färbte die Hemder; es gieng mit dem Urin ab, so, daß er nicht mehr rauschte, sondern sanft wie Oel ablief. Hierbey war denn Durst, geschwinder Puls, Kraftlosigkeit, Mangel an Eßlust, völlige Abzehrung ꝛc. Es wurde sehr auf mich gedrungen, noch einen Arzt dazu zu nehmen; es sollte ein fremder berufen werden, und soll sich wirklich schon in der Nähe befunden haben. Ich kannte die Beschaffenheit meines Patienten sehr genau, und widersetzte mich durchaus dem zugemutheten Beystande. Wenn man mir einen andern aufdringt, sagte ich, so ziehe ich mich aus dem Spiele, und stehe alsdann für nichts; läßt man mich allein die Behandlung besorgen, so stehe ich dafür, daß der Fürst noch im Herbste auf die Jagd gehen soll. Der Fürst wurde gesund, und wir sind im Herbste auf die Jagd gegangen, wo ich dann auch meinen Theil Hasen recht im Eifer erschoß.

Nach einigen Jahren befiel den Fürsten die nämliche Krankheit, die aber diesmal ärger und hartnäckiger war. Hierzu gesellete sich ein Rothlauf am Beine, worauf ein anfänglich kleines, endlich sehr großes Geschwür entstand. Der Fürst war ganz kraftlos geworden, und abgezehrt. Mit der Krankheit kam ich schon wieder ins Geleise, als uns noch das Geschwür soviel zu schaffen machte. Hier wurde auch der Fraubaasenlärm gar weit ärger, als das erstemal. Auswärtige Edelleute von Ansehen mischten sich darein; der eine empfahl einen Franzosen, der andere einen Franken oder Schwaben. Meine Quaal war gränzenlos, und artete oft in Bosheit aus. Endlich trug ich selber darauf an, daß man des Fußes wegen Herrn Siebold sollte kommen lassen. Er kam und hinterließ uns einen Zögling, der wenigstens den Fuß auf gehörige Art bandagiren konnte.

Ich both mich auch noch, um die zudringlichen Menschen zu befriedigen, dazu an, daß ich Consultation von dem geheimen Rath Hofmann zu Münster und vom seligen Zimmermann in Hannover einholen wollte. Es geschah, und ich hatte ganz widersprechende Gutachten erhalten. Ich fuhr also in der Behandlung fort und that, was mir zweckmäßig schien.

Es gieng nun wirklich mit dem Geschwüre viel besser, welches sich ganz der Heilung nahete. Aber die Zudringlichkeit der Höflinge war noch nicht zu Ende

gekommen. Ein Mann war mit dem fuldischen Kontingent im siebenjährigen Kriege im Felde gewesen, und wurde dort bey den Kreistruppen als Chirurgien-Major (Regimentsfeldscheer) angestellt, war nun in Fuld wieder mit dem Gehalte eines Kompagniefeldscheerers. Er mochte etwas mehr Kenntnisse als ein gemeiner Barbier haben. Er war arm, und darüber auch hypochondrisch geworden. Hofkavaliere, die ebenfalls als Offiziere mit im Felde waren, drangen nun sehr darauf, daß man diesen Mann das Geschwür am Fuße sollte sehen lassen. Ich hatte ihn für einsichtiger und bescheidener gehalten, als er wirklich war; ließ es also gerne zu, weil ich glaubte, er würde einsehen und versichern, daß die Wunde auf der Heilung wäre, und dieses würde den ängstigen Patienten und manche Andere desto mehr beruhigen.

Ich hatte mich aber in Rücksicht auf den Charakter dieses Mannes sehr verrechnet. Der alte Barbierer bekam erst zu trinken bis zu einem Rausche, wobey man ihm rieth, mir und dem neuen Leibchirurgus, dem Zöglinge von Siebolden, die Sache recht derb zu sagen. Der Fürst lag im Bette, zeigte ihm den Fuß. Der miserable Kerl fällte aber gar kein förmliches Urtheil über das Geschwür, schwätzte nur als Charlatan von seinen Kuren und Zeugnissen im Felde, wollte gerne die Heilung als treues Bürgerskind allein übernehmen. Der Leibchirurgus, der eine rasche Stimme hatte, ließ

sich mit ihm ein. Ich hielt mich in einiger Entfernung, und sprach kein Wort dazu. Auf einmal sagte er hitzig: Gnädigster Herr! Ich setze meinen Kopf zum Pfande, daß Sie nicht kurirt werden. Nun gerieth ich in Hitze, sprang vor das Bette, stellte mich vor ihn und sagte: und ich setze meinen Kopf daran, daß der Fürst kurirt wird, und es beynahe schon ist. Der Fürst zog seinen Vorhang vor und merkte selber, welchen armseligen Charlatan man ihm hier aufgedrungen hatte.

Es gieng nun immer besser mit der Gesundheit und dem Geschwüre des Fürsten. Der intriguante Kabinetsreferendär überredete mich unter dem Vorwande der Freundschaft, daß ich nun noch einen Arzt von der Stadt dazu nehmen sollte. Ich merkte wohl, daß es darauf angesehen war, diesen Mann, der vor mir wollte Leibarzt seyn, in Etwas zu trösten und zu heben. Ich gab es also gerne zu, da ich der Genesung sicher, und beynahe damit am Ende war, und merkte noch nicht, was eigentlich die Absicht war.

Ich wollte dem Manne einigen Werth geben, und legte ihm in den Mund, was er rathen sollte, oder was ich brauchen wollte. Ich hatte das in Marienbad verfertigte Extrakt von China (Sal essentiale Chinae) kommen lassen, und vorher seinem Freunde, dem Referendär, davon gegeben, in Tokayerwein aufgelöset. Eben diese Auflösung und weiter nichts, sollte nun der Fürst gebrauchen, wozu ich den lieben Arzt so stimmte,

daß er es selber vorschlagen mußte, obwohl er vorher noch nie etwas von diesem Mittel gehöret hatte. Der Fürst wurde gesund, und dann hieß es, der Arzt hätte ihn kuriret, und sollte nun auch Leibarzt werden. Der schwache Fürst hatte es dem tückischen Referendär schon zugesagt. Diese Intrigue ärgerte mich so sehr, daß ich es durchaus nicht zugab, woferne man mich in Diensten behalten wollte. Ich sagte, zu jeder andern Zeit hätte es geschehen können, und kann noch geschehen, aber just nicht auf dem Punkte, wo ein am Ende ohne alle Noth, aus Freundschaft von mir dazugekommener Arzt sich die Heilung zueignen will. Er ward es also nicht. Der Fürst hatte mir es selber proponiret. Ich blieb aber fest auf meinem Vorsatze. So gut und schwach ich meistens war, so fest konnte ich seyn, wenn ich einmal merkte, daß man mich hatte täuschen oder heruntersetzen wollen.

Er ward nicht Leibarzt, aber bey meiner Abreise von Fuld habe ich ihn dem Fürsten mündlich und schriftlich zum Leibarzte vorgeschlagen, welches er auch geworden ist.

Die letzte Krankheit des Fürsten, die ich besorgte, war eine asthenische Lungenentzündung, woran er tödtlich lag. Ich hatte mich unterdessen bey den vorigen Krankheiten so durchgebissen, daß man mich nun von allen Seiten in Ruhe ließ; auch war da kein Arzt, welcher glauben mochte, daß bey diesem alten

tödtlich kranken Patienten Gewinn oder Reputation zu machen seyen.

Der Anfang dieser Krankheit war komisch. Der Fürst befand sich nicht wohl, ließ mich und einige Geistlichen in sein Zimmer zum Mittagessen invitiren. Man hatte die Speisen vor zwölf aufgetragen. Wir sassen am Tische und wollten die Suppe essen, als es zwölf Uhr schlug und läutete. Der Fürst und wir alle betheten, wie gewöhnlich; nach dem Läuten und Bethen stand er auf, sagte uns gute Nacht, wie er es Abends pflegte, und gieng in sein Schlafzimmer. Wir sahen einander an, giengen fort, und suchten anderwärts etwas zu essen zu bekommen.

Der Fürst legte sich zu Bette, und ist äußerst krank geworden, so daß jedermann an seinem Auffkommen zweifelte. Ich sah im ersten Augenblicke seine Krankheit ein, wodurch er alsdann gerettet wurde.

Sonderbar war es, daß ihn weder sein Beichtvater noch sein Freund P. Prior, überhaupt Niemand, dazu bewegen konnte, daß er beichtete, Kommunion und letzte Oelung empfieng. Sie mußten sich endlich an mich Freygeist wenden, daß ich ihn doch dazu bereden möchte. Ich that es, und brachte ihn auch wirklich dazu, daß er alle diese Ceremonien geschehen ließ. Er war schwach am Geiste, und meistens gelind irre geworden, weßwegen man von günstigen Augenblicken schnell profitiren mußte.

Zu gleicher Zeit wurde der Herzog von Meiningen gefährlich krank und ließ mich zu sich rufen. Da mußte es freylich etwas schnell hin und hergehen. Es waren Releen von Fuld bis Meiningen gelegt mit Reitknechten, als ich erst dort gewesen, und den Herzog besucht hatte. In wenigen Stunden konnte ich Nachricht haben. Ich selbst hatte einigemal in sechs oder sieben Stunden den Weg gemacht. Ich kann es nie genug rühmen, welche großmüthige und günstige Behandlung ich zu jener Zeit, und noch nach meiner Zurückkunft aus Rußland, an jenem Hofe erhalten habe.

Mein Fürst war von seiner schweren Krankheit besser geworden, und just an einem Tage meiner Abwesenheit stellte ihm ein Freund von mir vor, wie wichtig ich dermal für ihn wäre, und wie sehr ich Erhöhung des Gehaltes verdiente. Er faßte es, und gab mir eine beträchtliche Zulage, die ich freylich nicht lange genossen habe, weil ich ein Jahr nachher mit seiner Genehmigung nach Rußland gieng, wohin ich den Ruf erhalten hatte.

Einige Zeit vorher bekam ich von Wien aus von einer Comité der Universität von Pavia den Ruf, nach Pavia an Tissots Stelle. Ich sagte es dem Fürsten. Er liebte die Italiener nicht, und hatte eben keine besondere Freude daran. Man both mir 2400 östreichische Gulden, freye Wohnung, und die Hallerische Bibliothek zum Gebrauche. Ich hatte just auch nicht große Lust

nach Italien, verlangte 3000 Gulden, weil ich gehört hatte, daß auch Tissot soviel bekam. Ich bekam, nach Wiener Brauche, lange keine Antwort. Dazwischen kam die russische Vocation, welche meinem Fürsten wichtiger schien, die ich also auch williger angenommen habe.

Ich war schon einige Zeit in Rußland, als mir der jetzige Erzbischof und Koadjutor von Dalberg aus Wien schrieb: „Gestern habe ich aus dem Munde des „Kaisers gehöret, daß er den für Sie bestimmten „Platz in Pavia an Dr. Frank gegeben hat.“ Bey meiner Rückkunft nach Deutschland, als Herr Frank nach Wien kam, erkundigte man sich nochmal, ob ich Lust zu dieser Stelle hätte. Ich hatte nun gar keine Lust, da ich mir nicht ein unruhiges chikanenvolles Leben machen wollte. Hierauf schlug Herr Frank Herrn Hufeland vor, woraus aber auch, wie ich es sogleich voraussah, nichts geworden ist. Glück für uns beyde, daß wir auf deutschem Boden geblieben sind! Die Kriegsunruhen, welche bald in Italien ausbrachen, würden jedem von uns ein kummervolles Leben verursacht haben.

Bey dem ersten Rufe nach Italien hatte ich also jenem nach Rußland den Vorzug gegeben. Ich als ein mit Reisen und allem, was dazu gehöret, unbekannter Mensch hatte eine sehr weite, beschwerliche und schauervolle Reise unternommen.

Laufbahn in Rußland.

Im Jahre 1783 bis 1784 war so viel Schnee gefallen, dergleichen Menge sich Niemand erinnern konnte. Manche Fuhrleute, welche nicht durchkommen konnten, sollen aus Ungeduld ihre Pferde ausgespannt haben. Just in diesem sonderbaren Winter, nämlich im Febr. 1784. mußte ich meine Reise nach Rußland machen.

Ich nahm einen Schüler der Arzeneykunst, und einen andern aus Fuld gebürtigen Menschen mit, welcher schon in England, Irland mit dem Augenarzt Hilmer gewesen war, und in Riga bey einem Edelmanne gedienet hatte. Hierzu hatte ich eine Mainzer Barutsche gekauft, und so reiseten wir am sechzehnten Februar Morgens fünf Uhr, mit drey Postpferden von Fulda ab. Als wir an der Residenz vorbeyfuhren, sah ich meinen lieben alten Fürsten am Fenster liegen, welches für mich ein rührender Anblick war.

Ich hatte mir in Fuld schon vorgenommen, in den ersten Tagen mich nicht durch starkes Reisen zu ermüden, weswegen ich schon einen Tag in Gotha und auch einen in Erfurt verweilte. Ich war zeitlich nach Weimar gekommen, wo ich den seligen Hofmedicus Buchholz, den Leibarzt Hufeland und Herrn Voigt besuchte. Ich hatte mich entschlossen, die Nacht in Weimar zu bleiben, wo ich denn wegen der Gegenwart des Herzogs von Meiningen nach Hofe zum Abendessen

eingeladen wurde. Der Herzog von Weimar war kürzlich aus Sachsen gekommen, versicherte mich, daß ich nicht fortkommen könnte, wenn ich meinen Wagen nicht auf Schlitten setzen ließe. Ich fuhr weiter, der Postknecht, ein sehr grober Kerl, ließ den Wagen abwärts in einen Heckenzaun rennen, hatte gar nicht Lust, kräftige Hülfe anzuwenden, um ihn wieder heraus zu bringen, obwohl wir alle Beyhülfe leisten wollten, und, ich muß es nur gestehen, ich ihm endlich auch zu verstehen gab, daß ich den Abend beym Herzoge zugebracht hätte, welches aber sehr geringen oder gar keinen Eindruck bey ihm machte. Er fügte sich nicht, bis ihm endlich selber die Lust ankam, weiter zu wollen.

Endlich kamen wir wieder in die Höhe. Der Weg wurde nun immer wegen der Menge des Schnees beschwerlicher, so daß ich vier, manchmal auch sechs Pferde mußte anspannen lassen. In Leipzig wollte ich einen Schlitten für meinen Wagen haben. Ich verstand zu jener Zeit noch nichts davon, wie man die Wagen auf Schlitten stellet; der Wagner in Leipzig verstand es eben nicht besser. Er setzte den Wagen auf eine große Schleife, und band die Räder hinter und seitwärts an den Wagen, um sie mit fortbringen zu können.

Der Postillon, welcher mich aus Leipzig führte, war die Nacht auf einer Kirchweihe gewesen, und Morgens besoffen nach Hause gekommen; und unterdessen fieng

der Schnee an, stark aufzuthauen. Schon in Leipzig lehnete sich unser Fuhrwerk an einen Beckerladen. Außer Leipzig fuhr der Postillon über einen Acker, wo, nach der Spur zu urtheilen, bisher auch anderes Fuhrwerk gegangen war.

Wir hatten gewiß zwey Drittel des Weges, der durch den Acker führt, zurückgelegt, auch einmal umgeschmissen, als vier oder fünf Bauern kamen und uns nicht weiter fahren ließen, sondern uns noch nöthigten, den Weg wieder zurück zu machen. Hier wirkte nun die gelindeste und die ernsthafte Vorstellung gar nichts. Wir waren wohl versehen mit Pistolen und anderem Gewehre; die Bauern, welche es durchaus auf das Aeußerste wollten ankommen lassen, konnten wohl denken, daß wir uns in einem fremden Lande nicht unterfangen würden, einen von ihnen zu tödten. Wir schwätzten von Menschenliebe, Mitleid und allem, was die Bauern zur Nachsicht bewegen sollte. Aber umsonst! Heiliger Bonifacius! dachte ich, du hattest wohl Recht, daß du zwar diese Menschen bekehren, aber nicht unter ihnen wohnen wolltest. Wir mußten umkehren, und wieder auf die Straße fahren, woher wir gekommen waren. Ich war nicht boshaft genug dazu, um auf gut katholisch zu wünschen, daß doch der liebe Bonifacius diese harten Geschöpfe gar nicht möchte bekehret haben, damit desto gewisser die Hölle wäre ihr Loos geworden.

Das Thauwetter ward immer deutlicher. Am nächsten Orte ließ ich meine Räder wieder an den Wagen machen, verkaufte meinen großen Schlitten um zwey Thaler, welcher mich in Leipzig zehen gekostet hatte.

Ich war bey dem häßlichsten Wetter endlich bis Potsdam gekommen, wo ich den seligen Friedrich II. mit seinem Hut auf dem Kopfe am Fenster liegen sah. Ich hatte Empfehlung von dem nahe bey Fuld zu Schliz wohnenden Graf Görz an seinen Bruder, welcher bey dem Könige war. Gemüthsunruhen, dann die Schwindel verursachende Bewegung des Fahrens hatten meine Nerven in Unordnung gebracht, so daß ich mich gar nicht tüchtig fand, dem Könige, wie es die Meynung des ältern Grafen Görz war, mich vorstellen zu lassen. Bey Nervenunruhen stellet mein ganzes Aeußere eine Art von Verlegenheit oder Schüchternheit vor, die ich eigentlich im Innern gar nicht hatte, und mich nur darüber ärgerte, daß ich mich so darstellen mußte. Außerdem wußte ich wohl, daß meine Person nicht von der Gattung war, um beym kurzen Anblicke einen großen König einzunehmen. Ferner habe ich nie große Idee von jenen Gelehrten gehabt, welche sich so sehr bestreben, Königen und Fürsten präsentirt zu werden [10].

10. Les Rois et les Grands, qui témoignent de l'estime aux Philosophes, se font honneur à eux-mêmes; mais les Philosophes qui font la cour aux Grands, se couvrent de honte, sans les honorer.

Von Potsdam nach Berlin war noch keine Chaussee, und bey jedem Thauwetter der abscheulichste Weg. Wir fanden unterwegs eine umgeworfene Kutsche, welche schon die ganze Nacht da gelegen war. Es waren Reisende sammt Weibern, welche bitterlich weineten. Ich ließ stille halten, schickte meine Leute samt Postknecht dahin, um dem Wagen in die Höhe zu helfen. Ich blieb bey meinem Wagen, und habe mich länger als eine Stunde bey unangenehmer Witterung auf einer Stelle aufgehalten.

In Potsdam war einer von der Maut zu mir in den Gasthof gekommen, stellte sich gar gutherzig und freundschaftlich; erboth sich, mir meinen Koffer zu versiegeln, wo ich alsdann in Berlin weiter gar nichts mehr mit der Mauth zu schaffen bekäme. Ich gab es gerne zu, bezahlte den Freundschaftsdienst und fand erst in Berlin, daß es bloße Prellerey gewesen war. Ich mußte dort meine Bagage in den Packhof fahren, und die Mautdiener ihr Gewerbe treiben lassen.

Ich kam im häßlichsten Thauwetter nach Berlin. Ich wollte bey solcher Witterung und so üblen Wegen nicht weiter reisen, miethete mir ein Quartier auf zwey Wochen. Am dritten Tage fieng es aber schon an, stark zu frieren. Ich änderte meinen Entschluß, und habe mich bald hierauf wieder auf den Weg gemacht. Es war mir sehr angenehm, einige wackere Landsmänner in Berlin zu finden, welche alles beytrugen, mir den

Aufenthalt angenehm zu machen. Es ist Verlust für Wissenschaften und Aufklärung, daß sie alle drey gestorben sind. Es waren die zwey Brüder Schalk aus Fuld, der eine Officier und Architekt, welcher schon in Paris gewesen war; der andere ein Zögling von mir, ein redlicher Mensch und heller Kopf, der mir, aus enthusiastischer Zuneigung zu mir, manchen Verdruß gemacht hat. Bey seinem besten Herzen war er äußerst lebhaft und machte manche Etourderie wie sein Lehrer. Wein gähret, Wasser nie. Sein Bruder war kaltblütiger, voll Verstand, ein schöner, liebenswürdiger Mann, zu höhern Dingen fähig. Der dritte war der selige Professor Fiebig in Mainz, den ich noch bey meiner Zurückkunft aus Rußland in Mainz antraf. Schalk der jüngere starb in Wien, gewiß als Philosoph. Der ältere besuchte mich noch in Mainz, da er dort mit Fulder Truppen in Garnison lag. Er starb nachher in Fuld, von würdigen Männern, die ihn kannten, geschätzt, von Obscuranten verfolgt.

Man rieth mir, den Weg durch West-Preußen, oder das polnische Preußen zu nehmen. Schon in Sachsen sah es bedenklich aus über die Elbe zu fahren: aber nun war es gräßlich, als wir an die Weichsel kamen. In der Mitte stand noch ein Weg mit Eis, unter und oberhalb dessen war schon klares Wasser. Ich ließ meinen Wagen über diesen hangenden Weg gehen,

und ich gieng zu Fuße hinten drein: und so waren wir glücklich am andern Ufer angelangt.

An jenem Ufer standen viele Polen. Im Orte war der Amtmann. Ich sah, daß Viele von den Polen jammernd und wehmüthig ihm um die Füße fielen, ihm viel daher winselten, dabey aber sich doch oft nach uns umsahen. Sie sprachen polnisch mit dem Amtmanne, wovon ich freylich kein Wort verstand. Ich fragte nachher den Amtmann, um was diese Leute so gejammert hätten? Er sagte: „über Sie, weil Sie bey der großen „Gefahr so glücklich über die Weichsel gekommen sind. „Diese Leute, sagte er, lauern hier am Ufer, ob Reisende „unglücklich werden, ob ihre Bagage oder sie selber ins „Wasser kommen: alsdann springen sie herbey, helfen, „so gut sie können, wo sie denn am Ende ihre Hülfe „nach Belieben taxiren, und sich bezahlen lassen, welches „manchmal bis auf funfzig Dukaten geht." So ist es denn in unserer besten Welt, daß der Eine über das Nämliche frohlockt, worüber er den Andern weinen sieht!

Von Graudenz habe ich noch ein Anekdötchen nachzuholen, welches ich doch anbringen will, obwohl ich, wie sich jeder Gereisete, oder Leser von Reisebeschreibungen vorstellen wird, deren noch sehr viele hätte vorbringen können. Als ich an Graudenz kam, sagte mir mein Postillon, vermuthlich auch ein schlechter Mensch: „ich „kann Sie nicht an den eigentlichen Gasthof bringen, weil

„dort gebauet wird; ich bringe Sie an ein Nebenwirthshaus." Ich ließ mir es gefallen. Es war Markt im Orte, und Menge von Menschen. Er führte mich an ein Nebenwirthshaus, wo der Wirth ein man Brandenburger war. Wir speiseten Abends, dann legte der Wirth meine Leute vorne heraus gegen die Straße, mich hinten gegen den Hof. Ich legte zwey Pistolen auf den Tisch, und mich zu Bette. Nach Mitternacht hörte ich den Hund brummen, und eine leise Stimme: „schweig, „schweig." Endlich hörte ich auch Bewegung am Wagen. Ich sprang auf, nahm meine Pistolen in die Hand, öffnete die Fenster, rief: wer da? Es war der Wirth selber: er sagte, seyn Sie ruhig. Ich legte mich, schlief nicht. Am andern Morgen sahen wir, daß meinem Koffer Gewalt geschehen war. Der ehrliche Hund wollte sogar von seinem Herrn keinen Diebstahl dulten.

Ich hatte Empfehlung von Herrn Nikolai an einen Handelsmann Jacobi in Königsberg. Ich machte ihm meinen Besuch, und fand einen sehr artigen und vernünftigen Mann, welcher mich auf den Abend zur Gesellschaft und Abendessen einlud. Ich kam Abends dahin, fand noch vier oder fünf Gelehrte, sämmtlich vom geistlichen Stande. Die höchst beschwerliche Reise, Verdruß, den ich mit meinen Leuten bekam, und andere Ursachen, hatten meine Hysterie äußerst rege gemacht. Wir waren in einem kleinen Zimmer, wo Thee getrunken und hierauf Tabak geraucht wurde. Ich trank Thee,

weil er herum gegeben wurde, obwohl ich ihn selten ohne Nervenunruhe vertragen konnte. Die Herren rauchten in dem kleinen Zimmer fleißig Tabak, welches denn meine Nerven noch stärker in krampfige Unruhe versetzte. Ich fühlte Bangigkeit, Wallung gegen Kopf, Schwindel und allerley hysterische Zufälle, die ich freylich zu verbergen suchte, aber immer dadurch verstärkte, daß ich mich bey solchen Vorfällen selber über meine Leiden ärgerte. Herr Jacobi, vermuthlich selbst ein empfindsamer Mann, sah mir mein Leiden an, kannte es, und befragte mich darum. Ich stand auf, gieng in ein anders Zimmer, und suchte mich zu erleichtern. Wir kamen zu Tische, wornach ich mich blos des Weins halber lang gesehnt hatte. Ich habe vermuthlich auch blos um meine Angst zu tilgen, hastiger, und etwa mehr als andere getrunken, und alsdann vielleicht auch mehr geschwätzt, als man es von einem Fremdlinge bey dem ersten Besuche erwartet hatte. Dieses war also die Ursache, daß ich von Einem, vielleicht von Allen, bey der Gesellschaft, gar geringen Beyfall erhielt, welches dann Herrn Hofrath Metzger, der zu jener Zeit mein Freund nicht war, hinterbracht wurde, welcher es sogleich in einem öffentlichen Blatte abdrucken ließ; er erzählte meine Unpäßlichkeit, und versicherte, daß ich nicht lange in Rußland bleiben würde, oder gab zu verstehen, daß ich gar nicht dahin passen würde, welches ihm denn doch nicht so ganz zugetroffen hat.

Ich hielt mich drey Tage in Königsberg auf, war mit Post dahin gekommen. Ein Russe, welcher sich in Libau festgesetzt hatte, brachte Reisende nach Königsberg. Man überredete mich, mit seinen Pferden bis nach Riga zu fahren. Der Schnee war noch ungeheuer. Der Russe nahm von meinem Wagen die vorderen Räder heraus, schob einen gewöhnlichen Holzschlitten unter, um desto leichter mit dem vorderen Theile des Wagens durch den Schnee zu kommen, wo alsdann, wie er sagte, der hintere Theil schon nachfolgen würde. Es war überhaupt ein drolliger Kerl. Er hatte in Königsberg noch einen Knecht angenommen, vermuthlich einen Pommer, der sich denn freylich manchmal sehr dumm zu seinem Geschäfte anstellte. O, rief der Russe einstens uns ganz freundlich und lachend in den Wagen: „so ein Deutscher „ist doch ein dummer Kerl!"

Ich mußte nun den großen Curischen Haft, etwa 13 oder 16 Stunden lang, passiren. Gar nicht tröstlich war die Nachricht, welche am Vorabende nach Königsberg kam, daß ein preussischer Lieutenant Meyer auf dem andern (Früschen) Haft ersoffen wäre. Es war schon spät in der Jahreszeit, im Märzmonat, wo das Eis nicht mehr halten wollte.

Als wir von Königsberg weg über den Curischen Haft setzten, fanden wir ihn oft durchaus gespalten, so daß wir das Wasser durch die mehrere Zolle breiten Spalten sahen. Wir fanden Fischer auf dem Eise, und

fragten, ob es noch sicher zu fahren wäre, welches sie nicht zu versichern getrauten. Doch liefen sie gegen Bezahlung eine ziemliche Strecke mit uns, hieben mit ihren Aexten durch das Eis, um zu erforschen, ob es noch stark genug wäre, einen Wagen zu tragen.

Wir fuhren seitwärts manchmal an das Land in einen Krug (Wirthshaus); jede Wirthin äusserte ihre Bedenklichkeiten, zu dieser Jahreszeit noch über das Eis zu fahren, besonders setzten sie uns in Furcht, wenn wir erst weiter hinkämen, wo die Memel aus dem Haft flösse, über welchen Strom wir ebenfalls setzen müßten.

Es war mir auffallend, die lettischen, curischen oder finnischen Bauern in Wirthshäusern so lebhaft als Franzosen zu sehen. Besonders fielen mir die sehr kleinen Pferde in dieser Gegend auf. Die Wirthinnen (denn Wirthe habe ich selten unter Gästen bemerket) sprachen alle die lettische, curische, lithauische oder Bauernsprache, und auch zugleich die deutsche Sprache.

Ich fand an der letzten Station mehrere Bauern mit schwer beladenen und mit Pferden bespannten Schlitten. Ich bath sie, gegen Bezahlung, bey mir zu bleiben, wo wir denn unser Glück oder Unglück mit einander theilen wollten.

Es war bey dem ersten Thauwetter, welches mich zu Berlin überfiel, auch der Schnee auf dem Haft aufgethaut, und auch wieder gefroren, so daß es an vielen Stellen ein doppeltes Eis auf dem Wasser hatte.

Mehrmalen geschah es, daß das oberste Eis durchbrach, und der Wagen vielleicht Schuhe tief einsank, wo wir denn immer glaubten ganz unter das Eis zu kommen. Die Sache schien selbst einigemal unserm Russen gefährlich, so daß er vom Pferde sprang, nebenher lief, und uns allein wollte untersinken lassen.

Endlich kam der gefährliche Fleck, wo die Memel aus dem Haft tritt; wir waren nun entschlossen, unser Schicksal abzuwarten; wir fiengen an laut zu singen, und sangen aus vollem Halse, bis wir über den Strom gekommen waren.

Ich war in Memel an den alten Postmeister adressirt, mit welchem mein Bruder schon in genauer Bekanntschaft war. Ich habe aber dort nur Eine Nacht zugebracht. In Liebau habe ich mich meinem Fuhrmanne zu Gefallen einen oder zwey Tage aufgehalten. Ich hatte Adresse an einen Kaufmann, welcher mich zu Tische lud, wo ich denn das erstemal den nordischen Gebrauch mitmachen mußte, vor der Mahlzeit Liqueur (Danziger), welchen die schöne Hausfrau selber darbrachte, zu trinken. Es speisete noch ein reisender Kaufmann in Gesellschaft, dem mich der Hauswirth unter dem Namen Wieland präsentirte. Er hatte Wieland anstatt Weikard gelesen; und da ich bemerkte, daß beyde eben so wenig von Wieland als von Weikard wußten, so habe ich es auch dabey bewenden lassen.

Ich kam nun nach Mietau, wo ich der Frau von Reck und ihrem Vater, dem seligen Graf Medem, die Aufwartung, auch mit Gelehrten und Künstlern Bekanntschaft machte. Ueberhaupt erlebte ich in Mietau die fröhlichsten Tage auf der ganzen Reise. Bey Frau v. Reck fand sich auch an einem Nachmittage ihre Frau Schwester, die Herzogin, welche vom Lande hereingekommen war, mit strenger Ordre, um sechs Uhr Abends wieder abzufahren. Wir waren sehr vergnügt, sangen fröhlich, und die ganze Gesellschaft unterhielt sich zwangslos und angenehm. Ich habe drey Tage hier zugebracht.

Zu Riga war mir der ehemalige, wegen schnellen Reisen und Treue bekannte Kabinetskurier Thier von Petersburg entgegen gekommen. Er war Kreatur vom gräflich Schwallowschen Hause, Freund von meinem Bruder, und vorher schon mit mir in Fuld bekannt, wo er einstens eine Unpäßlichkeit bekam.

Dieser gute Mann übernahm nun meine ganze Reise bis Petersburg. Er sorgte für Paß, rieth mir, meinen Wagen in Riga zu lassen, kaufte mir zwey sogenannte Kübitchen (Schlittenfuhrwerke), um desto leichter durch den großen Schnee nach Petersburg zu kommen.

Durch häufiges Fahren war freylich auf der Mitte der Straße ein gebahnter Weg, eigentlich eine Schlittenbahn entstanden. Das Schlimme war, wenn sich zwey

Fuhrwerke begegneten; die Pferde welche von der Bahn abkamen, fielen dann bis über den Bauch in den Schnee.

In Riga lernete ich würdige Damen und Herren kennen; auch der Generalgouverneur, Graf Brown, that mir jenesmal, so wie bey meiner Herausreise, viele Ehre an. Riga lag jenesmal im Schnee, und ich wußte nicht, daß es so eine Sandbüchse wäre, wie ich es im Sommer bey meiner Herausreise fand. Uebrigens waren die Einwohner im Wohlstande, so daß der Arzt und andere mich versicherten, daß sich der Handwerker für beleidiget hielte, wenn man ihm seinen Verdienst früher, als am Ende des Jahres bezahlen wollte.

Endlich bin ich nach einer sieben Wochen langen Reise am 24ten März 1784 in Petersburg eingetroffen, wo mein Bruder schon eine Wohnung für mich gemiethet, und auf einige Art eingerichtet hatte. Er war schon 1782 von Paris, wo er sich fünf Jahre aufgehalten hatte, nach Petersburg gekommen. Er begleitete den Grafen Schwallow und seine Familie von Paris nach Petersburg, mit dem Vorsatze und Bedingniß, wieder zurück zu kehren, wurde aber endlich überredet, ganz in Rußland zu bleiben, wo er nun Hofarzt und Staatsrath ist.

Ich war in Fuld mit Graf Schwallow, seiner würdigen Gemahlin und Kindern im Jahr 1782 bekannt geworden. Der Graf verweilete einige Tage, um

meinem Bruder Vergnügen zu machen, und die Gräfin hatte die Absicht, mit mir wegen des Zustandes ihrer Gesundheit zu Rathe zu gehen.

Zu jener Zeit hatte ich freylich noch die Theorie von Schärfen; ich leitete die Nervenkrankheit oder Hysterie von Gichtschärfe her. Ich bekam ein ins Deutsche übersetztes Werkchen über Hypochondrie und Nervenkrankheit, dessen Autor mir entfallen ist. Mich dünkt, es war ein Name wie Thionville. Ich erstaunte, als ich das Werkchen las; mir war es just, als wenn ich meine eigene Arbeit läse. Ich hatte mir aber doch nicht getrauet, so etwas zu ahnden, bis mir die Gräfin erzählte, daß dieser Franzos das Deutsche verstände, meine Schriften gelesen, und die Abhandlungen von Nervenkrankheit und Gichtmaterie beynahe wörtlich übersetzet, und für eigene Arbeit ausgegeben hätte.

Die französische Praktik ist bekannt, du petit lait, des delayants, des rafraichissants, etc., kurz wässerige, schwächende Nahrung und Arzeneyen, wobey sich die kraftlosen Damen nicht besser befinden konnten.

Durch eigene Empfindung und durch Vernunftgründe hatte ich schon zu jener Zeit einen andern Weg eingeschlagen, und fast ganz à la Browne curiret. Ich rieth Fleisch, stärkende Nahrung, stärkende Arzeneyen, verwarf Molken, Obst und alle schwächende Brühen.

Ich gab Pillen von inspissirter Ochsengalle, und andern stärkenden Hülfsmitteln.

Zu jener Zeit hatte sich ein sächsischer Arzt, Seifert, den Prinz Xavier mit nach Paris gebracht hatte, durch schöne Gestalt, Geschicklichkeit, Intrigue und Charlatanerie, vorzüglich bey Damen, sehr in die Höhe gebracht. Selbst die Königin ernannte ihn zum Médecin consultant, da sie ihn als Protestanten nicht zum Leibarzte machen konnte.

Mein Bruder hatte gedachtem Dr. Seifert meine Schriften mitgetheilet, wovon er guten Gebrauch zu machen wußte. Er verordnete den hysterischen Damen stärkende Nahrung, vorzüglich meine Pillen, womit er natürlicher Weise mehr Nutzen stiftete, als die französischen Aerzte mit ihrer schwachen Bouillon (Ochsenfleischthee), mit Molken und anderen entnervenden Brühen. Er wurde also noch mehr als vorher gesucht, und verdiente mehr Geld als irgend Einer. Aus Eifersucht nannten ihn die Franzosen le Médecin pilulaire.

Seifert hatte auch die Gräfin Schmallow in Paris behandelt. Als sie nun abreisete, und ihm sagte, daß sie in Fuld auch mit mir sprechen wollte, gestand er ihr, daß das bisher Gebrauchte meine alleinige Verordnungen gewesen wären.

Seifert war vertrauter Freund von Beaumarchais, und hatte ihn durch seine Dreistigkeit und

Intrigue einstens aus der Bastille gerettet. Er war bey der Revolution mit im Spiele, wurde General, und kam unter die Guillotine. — Wäre er doch blos Médecin pilulaire geblieben!

Graf Schwallow hatte meinen philosophischen Arzt mit nach Rußland genommen, und bey Gelegenheit der Kaiserin übergeben. Sie theilte ihn dem damaligen Kabinetsminister (Cammerpräsident) Olsuffief mit, welcher die deutsche und so viele andere Sprachen vollkommen verstand und redete, dabey ein witziger und philosophischer Kopf war.

Hierauf bekam der durch seinen Witz, Scharfsinn, durch französische Gedichte und seine Launen ausgezeichnete Graf Schwallow am Ende des Jahres 1783 den Auftrag, sich zu erkundigen, ob ich nicht für den russischen Hof anzuwerben wäre?

Graf Schwallow ließ mir deswegen durch meinen Bruder schreiben. Just zur Zeit, als ich diesen Brief erhielt, hatte man mir kurz vorher die Lehrstelle zu Pavia, welche Tissot begleitet hatte, und nun abgegangen war, angetragen. Ich muß gestehen, daß ich zum Theile Lust, anderen Theils auch nicht Lust zu dieser Stelle hatte. Ich hatte es meinem Fürsten ganz offenherzig und vertraut entdeckt. Er hatte einstens in Italien gelebt, gönnete mir alles Gute, bezeugete aber doch, wie ich schon erwähnet habe, wenig Wohlgefallen an einem Rufe nach Italien.

Der Brief meines Bruders war etwas zweydeutig, oder ich nahm ihn in meiner ersten Ueberraschung dafür. Ich war also wirklich in dem Wahne, als wenn ich zum Leibarzte der Kaiserin berufen wäre. Ein Gelehrter von so weniger Weltkenntniß, als ich war, und wie die meisten sind, ist wohl leicht eines solchen Mißverständnisses fähig.

Unterdessen wollte ich nichts unternehmen, was nicht mit der Zufriedenheit meines Fürsten geschehen konnte. Aber just weil ich mehr Lust zu dem russischen als italienischen Antrage hatte, ließ ich jenen dem Fürsten durch einen Freund beybringen. Der Ruf nach Rußland war ihm so auffallend, und seine Achtung für Rußlands Kaiserin so groß, daß er es fast gerne sah, dahin einen Leibarzt zu liefern. Es war ihm auch noch zu frisch im Gedächtnisse, mit welcher Hitze man zur Epoche des philosophischen Arztes mich verfolget hatte. Ich bin alt, sagte er, und nach meinem Tode könnte Weikard doch noch Unannehmlichkeiten ausgesetzt seyn. Ich werde ihm also keineswegs von seinem Plane nach Rußland abzurathen suchen.

Auf solche Weise schrieb ich also meinem Bruder, daß ich den Ruf annehmen wollte. Ich überließ Reisegeld, Gehalt und alles der Disposition der Kaiserin, so wie es mir Graf Schwallow durch meinen Bruder rathen ließ. Es war diese Art zu handeln sicher die edelste; aber es ist nicht die vortheilhafteste für Jemand

der nach Rußland berufen ist. Man beobachtet immer, daß jenen, welche nach Rußland kommen, um Dienste zu suchen, das Emporkommen äußerst schwer gemacht wird. Hingegen kann auch jener, den man verlangt, beynahe fordern, was er will. Die Russen halten es unter ihrer Würde, einen Mann, den sie einmal verlangt haben, etwa tausend oder zweytausend Rubeln wegen zu entbehren. Tänzer und Sänger haben sich mehrmal dieses Kunstgriffes sehr wohl zu bedienen gewußt.

Ich hatte keine Bedingnisse gesetzt, erhielt tausend Rubel zur Reise, und 2500 Rubel als Gehalt. Der gewöhnliche Gehalt eines Hofarztes war tausend Rubel, wozu ich 1500 Rubel als einen Zusatz, oder als eine Pension bekam.

Ich habe es schon erzählt, daß ich den 16. Februar 1784 bey dem größten Schnee, der jenen Winter gefallen war, zu Lande abreisete, und eine äußerst beschwerliche Reise machte. Ich erzählte bey meiner Ankunft in Petersburg bey Manchen von meiner außerordentlichen Reise, und glaubte jeden Zuhörer in Erstaunen zu setzen, bemerkte aber bald, daß es keinen Menschen interessirte, und fand am Ende selber, daß es noch kleinstädtische Erzählungen waren, nämlich Erzählungen eines Mannes, welcher aus einem kleinen Lande kam, und noch wenig von großen Reisebegebenheiten wußte. Es mochte in den Augen meiner Zuhörer so etwas Aehnliches mit jenen

Autoren haben, welche uns so gerne ihre Werke oder Manuskripte zum Lesen aufdringen wollen.

Mein Reisegeld für eine solche Jahreszeit und Reise zu Lande war freylich geringer ausgefallen, als ich es vermuthet hatte. Ich wurde hierdurch noch deutlicher überzeugt, da ich hernach erfuhr, daß Kaufmann Suderland, Hofbanquier, seinem Commis, den er von Straßburg verschrieb, dreytausend Rubel zur Reise schickte. Es gilt bey solchen Reisen nicht blos darum, die Postpferde zu bezahlen. Ich mußte auch einen Wagen kaufen, mich in Kleidungen und andern Bedürfnissen auf einen andern Fuß setzen.

Mein neuer Ruf war mir also eine Quelle zu Tiefsinn und Aengstlichkeit. Sollte ich, so räsonnirte ich, meine Familie mitnehmen, und etwa unter Wegs sterben, so wäre dieser Ruf für mich ein doppeltes Unglück gewesen. Ich hatte etwa eben soviel, als das Reisegeld betrug, noch zugesetzt, war in Deutschland außer Verbindung gekommen; hätte ich nun noch Frau und Kind hülflos in ein fremdes Land schleppen sollen? Von Pension oder Wittwengehalt war hier keine Sprache gewesen. Ich entschloß mich also kurz, meine Familie zurück zu lassen.

Im Vorbeygehen muß ich hier ohne Eitelkeit oder Prahlerey erinnern, daß von meinem Gehalte noch kein Arzt nach Rußland gekommen war, welches aber dort gar nicht in Anschlag kömmt. Es sey dieses keineswegs

vom innern Gehalte an Fähigkeiten und Wissenschaften gesagt: ich will nur sagen, daß ich Leibarzt war, ausgedehnte Praktik und Reputation in und außer meinem Vaterlande hatte, so daß einstens ein auswärtiger berühmter Arzt neidisch sagte: Weikard ist halt jetzt à la mode; auch hatte ich den Ruf nach Pavia gehabt. Die meisten Aerzte, welche vorhin nach Rußland kamen, waren entweder bloße Studenten, oder dürftige Praktiker, auch Professoren, welche nach Rußland giengen, ein besseres Schicksal da zu erwarten. Manche schwangen sich erst dort, sowohl an Kenntnissen, als Einkünften in die Höhe, und sind Männer von Ansehen geworden, wenn sie schon auch im Vaterlande weiter nichts als honnette Barbierer gewesen waren. Es wurden zwar unter der Kaiserin Elisabeth die beyden de Gorter, Vater und Sohn, nach Rußland berufen, wovon der Vater ein Gelehrter nach jenen Zeiten war. Beyde wurden aber, wie es sehr oft bey gelehrten Professoren der Fall ist, für praktische Geschäfte so untüchtig gefunden, daß man froh war, sie zeitlich wieder vom Halse zu schaffen. Von dem Ursprunge der anderen, welche auf einem oder dem andern Wege in die Höhe kamen, will ich hier nichts erwähnen.

Wer nach Rußland reiset, um dort eine Stelle anzutreten, hüte sich nur, Leute aus dem Vaterlande mitzunehmen. Noch alle, welche mit deutschen Leuten dahin

gekommen sind, haben es bereuet: und ich habe es nachher so Vielen aus eigener und fremder Erfahrung vorhergesagt. Der Bediente, welcher in Rußland ankommt, hört so viel davon, daß manche andere seines Gleichen, oder seiner Landesleute in Rußland auffallendes Glück gemacht haben; und nun erwartet er nichts zuverlässiger, als eben auch ein Postsekretär, Zollschreiber oder etwas Aehnliches zu werden. Mancher hofft gar noch als Rath oder Offizier angestellt zu werden. Alle diese Leute werden mißvergnügt, wenn sie finden, daß ihr fremder Herr nicht im Stande ist, ihnen geschwind dazu verhelfen zu können.

Die nach Rußland gebrachte Magd will dort Haushälterin, oder eines reichen Mannes Mätresse werden. Solche Leute haben hernach überspannte Erwartungen, sind nie zufrieden; sie suchen und finden bald andere Herren, und verursachen jenem, der sie mitbrachte, Unruhe und Verdruß. Solche Ankömmlinge, wenn sie nicht gute Sitten und festen moralischen Charakter haben, finden in Rußland so mancherley Menschen, so vielen Abschaum von verdorbenen Deutschen, wodurch sie zu allem was schlecht und undankbar ist, Anleitung bekommen.

Außerdem verstehen die mitgebrachten Leute die Sprache des Landes nicht, welche doch für Bediente und Mägde unentbehrlich ist. Ueberhaupt wer bald die

Sprache des Landes lernen will, muß sich zeitlich an russische Dienerschaft gewöhnen.

Der Russe ist gelehrig, begreift es bald, seinen Herrn zu verstehen, wenn dieser auch nur wenige Worte vorzubringen weiß.

Ein bekannter großer Gelehrter hatte Lust mehrere Sprachen zu lernen. Sein Mittel, zur Kenntniß einer Sprache zu gelangen, bestand darinnen, daß er in das Land reisete, dessen Sprache er lernen wollte, und sich alsbald dort eine Mätresse nahm. Ich kannte einen Italiäner in Petersburg, der ein russisches Mädchen bey sich hatte. Er sprach mit ihr Italiänisch, sie mit ihm Russisch, und in kurzer Zeit haben sich beyde vollkommen verstanden.

Ich hatte auch Leute mit nach Rußland genommen, bereuete es bald, schickte sie mit hinreichendem Reisegeld zu Wasser zurück. Sie streueten in meinem Vaterlande alle mögliche Verleumdungen über mich aus, um meinen Verwandten und Freunden den bittersten Gram zu verursachen, und meinen Feinden, die eben so niederträchtig waren, den Muth zu laben. Diese Nachrichten waren mir in Rücksicht auf meine Familie und Verwandte zu jener Zeit äußerst kränkend. Ein Jahr später würde ich sie kaltblütig verachtet haben.

Es war just Fastenzeit, als ich am 24. Märzmonat, russischen Styls, im Jahr 1784 nach meiner sieben Wochen langen äußerst beschwerlichen Reise in Peters-

burg ankam. Es war Vorsatz der Kaiserin, mich erst ausruhen zu lassen. Es wurde also bestimmt, daß ich nach Ostern zur Kaiserin geführt werden sollte.

Graf Schwallow, welcher freylich durch seine Empfehlung und den erhaltenen Auftrag keine Unehre einlegen wollte, mochte unterdessen tausend Aengsten haben. Ueberhaupt finden die Bewohner einer großen Stadt und eines ungeheuren Landes noch sehr viel Kleinstädtisches an jedem Ankömmlinge, wovon auch allerdings noch jeder seinen größern oder geringern Antheil hat. Der Graf suchte mich noch von allen Bekanntschaften, bevor ich bey der Kaiserin gewesen war, abzuhalten, und trachtete mich ganz nach seinem Ideal zu formen. Er als ein in allen Stücken sonderbarer, launigter und brausender Kopf, machte mir durch seine Bemühungen, ängstliche Besorgnisse, und hundert andere Dinge bey meinem ersten Auftritte in Petersburg, das Leben unendlich sauer. Mein bester Trost war mein Bruder, welcher schon die große und kleine Welt hatte kennen gelernt, und die Ermunterung von der würdigen und vernunftvollen Frau Gräfin, und einem gewissen Herrn von Mettleff, welcher fast immer im gräflichen Hause, und warmer Freund meines Bruders war. Beyde trachteten, mir edlen Muth und Zuversicht auf meine Kräfte einzuflößen.

Endlich war der Tag gekommen, wo der Graf mich zur Kaiserin führen sollte. Ich glaube, daß der Mann

wegen mir unendliche Herzensunruhe hatte. Seine größte Besorgniß war nun, ob und wie ich der Kaiserin gefallen, nämlich, ob er Dank oder Unehre verdienen würde.

Einem Russen liegt nichts so sehr am Herzen, als ein günstiger Blick oder gute Aufnahme am Hofe: Ungnade tödtet ihn. Der Russe wurde krank, wenn einmal seine Kaiserin ihn nicht freundlich angesehen hatte; er wurde recidiv, wenn sie während seiner Krankheit nicht von ihm gesprochen, oder bey Andern sich um sein Befinden erkundigt hatte. In diesem Punkte habe ich nun von jeher eine antirussische Denkungsart gehabt. Ich fühlte eine Art von Stolz oder Satisfaktion, wenn es hieß, daß ich bey einem Großen weniger in Gnade war. Ich glaubte auch, daß mich rechtschaffene Menschen eben soviel, und noch mehr achten müßten, worinnen ich mich freylich meistens betrogen fand. Die Menschen achten den Mann nur, so lange sie glauben, daß er Gewicht bey Großen habe, und für Andere nützlich werden könne. Rechtschaffenheit, gerader Sinn, Tugend sind heutiges Tages keine Modewaaren. Ohnehin soll es nach Jean Paul einem Hofe zur Tugend schon an Zeit fehlen.

Ein glücklicher Zufall hatte meinem Grafen, bevor wir noch zur Kaiserin kamen, auf einmal eine heitere Miene veranlaßt. Der erste und vertrauteste Kammerdiener der Kaiserin sagte ihm, daß meine Physiognomie etwas Geistreiches verriethe, welches denn auf einmal den Muth des Grafen erhöhete. Ich glaube, er wäre in

Ohnmacht gesunken, oder davon gelaufen, wenn der Kammerdiener aus meiner Physiognomie einen Dummkopf geweissagt hätte.

Niemand hat Begriffe davon, wie viel mir meine Hysterie allenthalben im Wege war. Ich konnte mich fast nie so präsentiren, wie ich wirklich war, bevor ich meine bebenden Nerven durch Essen und Trinken mannbar gemacht hatte. Schwindel, Herzensangst, Blähungen, Zittern und alles hysterische Unheil quälte mich bey so manchen Gelegenheiten, wo es am wenigsten schicklich war. Ich habe schon erzählt, daß ich ohnehin nicht vor Jemand ganz frey, ohne mich wenigstens mit einem Finger aufzustützen, stehen konnte. Alles dieses wurde durch viele Nebenumstände verschlimmert, z. B. durch steifen Ton, unangenehme Personen, durch alles, was ennuyiren mußte, durch Harren in einem warmen eingeschlossenen Vorzimmer unter unbekannter oder unangenehmer Gesellschaft, u. s. w.

Ich muß hier das Geständniß machen, daß just die Größe der Personen mich nicht in Verlegenheit setzte. Mehrmal hätte ich lieber lachen mögen, wenn ich vor einem Fürsten stand, und mir vorstellte, daß dieser, ein Mensch wie andere, auf einem so ausgezeichneten Posten paradirte, und sich selber für ein ausgezeichnetes Wesen halten mochte. Also nicht die Größe der Person, sondern die Nebenumstände vermehrten meine Vapeurs, und machten, daß ich mich so oft auf eine ungeschickte Weise

präsentiren mußte. Friedrich der Zweyte, welcher darauf ausgieng, Leute, die ihm vorgestellt wurden, in Verlegenheit zu setzen, würde mich vielleicht am wenigsten außer Fassung gebracht haben. Bey allem meinem Leiden war geschwinde Reaktion und Kraft. Ich ritte manchmal voll Schwindel und Bangigkeit, daß ich jeden Augenblick besorgte, vom Pferde stürzen zu müssen: das Pferd scheuete, oder machte andere Ungezogenheiten, und im Augenblicke hatte ich meine Kräfte beysammen, und zwang herzhaft mein Pferd zum Gehorsam. Mehrmal vergaß ich fast eben so Schwindel und Angst, wenn mich Menschen reizten oder beleidigten.

Mein Unheil kam aus einem schwachen reizbaren Magen: und ich mußte freylich über mich spotten lassen, wenn ich zuvor, ehe ich nach Hofe gieng, stärkende Magenpillen nahm, welches einstens ungefähr Jemand bemerkt hatte. So viel ich mich erinnere, hatte ich bey meiner ersten Vorstellung bey der Kaiserin zuvor etwas Festes gefrühstückt, und auch ein Glas Wein getrunken. Der leidige Kaffee, wovon ich doch jeden Morgen eine Tasse trank, trug sehr viel dazu bey, mir meine Unruhen zu vermehren. Vermuthlich wäre für mich ein Frühstück, wie es Carl der Zwölfte nahm, das in einer Biersuppe und einem Braten bestand, besser gewesen, als die Tasse Kaffee, woran ich mich gewöhnt hatte.

Ich verstand seit meinen Studierjahren die französische Sprache ziemlich gut, hatte viele Bücher gelesen,

schrieb französische Briefe mit Leichtigkeit. Allein ich hatte wenig gesprochen, und nie unter Franzosen gelebt. Ich druckte mich bündig aus, wie mich eine Kennerin, die Frau Gräfin Schwallow versicherte: allein aus Mangel der Uebung war mir die Sprache nicht geläufig genug, oft fehlten mir nur unbedeutende gemeine Ausdrücke: oder ich bildete mir ein, wie mir eben diese Gräfin und ein anderer Kenner sagten, daß ich weniger von der Sprache wüßte, als ich wirklich besaß. Ich erinnere mich noch wohl, daß ich bey manchem Andern, den ich Französisch sprechen hörte, den Wunsch hatte, nur eben so viel zu wissen, als Er, und fand meistens, bey genauerer Bekanntschaft, am Ende, daß er viel weniger von der Sprache wußte, als Ich. Noch auf diese Stunde bin ich etwas schüchtern und ungeschickt im Sprechen, wenn ich lange Zeit nicht gesprochen habe, welchem Umstande der Umgang von einigen Tagen, oder nur von einigen Stunden leicht wieder abhelfen kann. Wer geschwind eine fremde Sprache reden soll, muß eine nöthige Portion Leichtsinn und Unverschämtheit besitzen, oder ein bischen Geck seyn: bey jedem solideren Menschen wird es langsamer oder schwerer gehen.

Der Graf, um wegen keiner Veranlassung Vorwürfe zu verdienen, hatte die Kaiserin schon prävenirt, daß ich sehr übel Französisch spräche. Vermuthlich wird er ihr gesagt haben: il parle infiniment mal: denn so viel hatte er mir schon in meinen Vorbereitungslektionen

beygebracht, daß ich selber und zwar mit Nachdruck sagen sollte: je parle très-mal.

Er selber verstand freylich die Sprache so gut und fast besser als irgend ein Franzos: aber wahrlich war sein Betragen gegen mich nicht schicklich dazu, mich zu einem geherzten Schwätzer zu bilden.

Der Graf und Ich, wir traten in das Zimmer der Kaiserin. Ich mußte auf die Knie fallen, ihr die Hand küssen. So hatte mich es der Graf gelehrt: und ich fand in der Folge, daß dieses eine vormalige, aber bey der Kaiserin Katharina, meistens abgekommene Sitte war.

Ich machte mein Kompliment kurz und gut, so wie es mir am natürlichsten war. Die Kaiserin äußerte Güte und Leutseligkeit. „Ich muß Ihnen zwar gestehen," sagte sie lächelnd, „daß ich eben keine große Dinge auf „Aerzte halte. Man gab mir", sagte sie, „in meiner „Jugend Moliere zu lesen, und jene Ideen von „Aerzten sind mir ziemlich hangen geblieben."

Ich lächelte bey diesem unerwarteten Komplimente auch, und suchte hier freylich ein wenig auszupariren; doch war es mir fast zu Muthe, als wenn ich malam causam hätte. Der verfluchte Moliere!

Die Kaiserin erkundigte sich nun um Gelehrte, welche dermal am meisten in Deutschland im Rufe wären? Sie sprach von der ungeheuern Schriftstellerzahl aus dem Meßkatalogus, und lobte den deutschen Fleiß, obwohl

sie überzeugt war, daß die meisten Meßprodukte schlechte Waare wären.

Zu jener Zeit bauete ich eisenfest auf die Freundschaft des seligen Zimmermanns, und fand hier sogleich die schönste Gelegenheit, von ihm mit Wärme zu sprechen. Die Kaiserin hatte schon einstens durch Fürst Orloff und die Fräulein Protassoff von Zimmermann gehört, und ließ sich desto leichter über diesen ein. Sie sprach auch von Herrn Nikolai; und da ich ihr etwas von neuen Werken erzählen sollte, so sprach ich von einem ganz neuen philosophischen Werke von Herrn Herder über die Geschichte der Menschheit. Wer ist dieser Herder, fragte sie hastig? Er ist ein Geistlicher, sagte ich, in Weimar. Ein Geistlicher, sagte sie, da kann es schon keine philosophische Arbeit seyn. Ist der Mann Philosoph, sagte sie, so kann er nicht Geistlicher seyn, und ist er Geistlicher, so kann er nicht als Philosoph bestehen. Freylich kann das übersinnliche Unwesen, welches von Manchen heutiges Tages für Philosophie hergegeben wird, besser mit Geistlichen, Juden und Heiden bestehen; nur mit dem gesunden Menschenverstande will es sich nicht vertragen.

Die Kaiserin sprach also Deutsch mit mir, und hatte hierdurch den Grafen aus seiner Verlegenheit wegen der französischen Sprache gesetzt. Aber hierbey kam er in eine andere, welche ihm vielleicht noch mehr Herzensunruhe verursacht hatte. Nämlich der Graf verstand

nichts oder nur wenige Worte von dem, was gesprochen wurde; war in großer Unruhe, ob ich nicht die Lektion verfehlt, und Sachen gegen seine Gesinnungen geschwätzt hätte? Er konnte nun nichts wider den Inhalt des Gesprächs einwenden, weil er es nicht verstanden hatte, zankte also Abends mit mir, daß ich zu viel gesprochen und den Sack auf einmal ausgeleert hätte.

Nach Jean Pauls Meynung ist bey Präsentationen immer der Vortheil auf Seite desjenigen, welcher präsentirt, zum Nachtheile jenes, welcher präsentirt wird. „Man macht selten," sagt er, „ein gescheutes „Gesicht, wenn man präsentirt wird, oder ein dummes, „wenn man präsentirt.„ Ich kann nicht wissen, ob ich in jenem Augenblicke eine gescheute oder dumme Miene machte: doch mag ich der Kaiserin nicht mißfallen haben; denn sie äußerte Zufriedenheit, und gab schon am folgenden Tage dem Grafen den Auftrag, für mich ein Haus zu kaufen, damit ich bleiben, und meine Familie kommen lassen möchte.

Der Graf gab auch wirklich schon ingeheim jemanden den Auftrag, für mich ein Haus zu suchen. Er wollte aber durchaus nicht seine Sache bey Hofe verderben, wählte immer, und konnte keins finden, welches gut, aber wohlfeil genug gewesen wäre. Der Kaiserin wäre es gewiß nicht darauf angekommen, einige Tausende mehr oder weniger zu bezahlen. Aber dem

ängstigen Grafen fehlte es immer an Muth, sich zu entschließen, und der Kaiserin den Preiß eines Hauses vorzubringen.

Bey diesem zögernden Wankelmuthe verfloß die Zeit, und nach dem Tode des Favoriten Lanskoi hätte er, glaube ich, sich eher erhenkt, als nur ein Wort von aufgetragenem Hauskaufe in Erwähnung gebracht.

Dieser Verlust, den ich zu jener Zeit noch sehr empfindlich fühlte, nämlich das verscherzte Glück meiner Familie, war es, was mir in selbigen Tagen so sehr an meiner Seele nagte. Es brachte mich in manchen Augenblicken in eine Art von Wuth gegen den Grafen, und warf mich ganz in Mißmuth und Traurigkeit. Ich glaubte nämlich nicht, daß sich wieder so ein günstiger Zeitpunkt für mich einstellen würde, wie jener war, den blos der Graf versäumt hatte.

Die Kaiserin war nach Ostern, wie gewöhnlich, nach Sarskoi=Selo gezogen. Sie hatte, vermuthlich auf Einleitung des Grafen, verordnet, daß ich auch den Sommer dort zubringen sollte. Im Ganzen mögen Hofintriguen oder andere Nebenabsichten zum Grunde gelegen haben.

Ich hatte unterdessen die Anweisung zu meinem Gehalte, und den Platz als Hofarzt bekommen. Es war dieses fast mehr gegen die Erwartung des Petersburger Publikums, als gegen meine eigene: denn aus den

weitern Briefen, die ich von meinem Bruder aus Rußland erhielt, bemerkte ich schon, daß ich blos zum Hofarzte bestimmt war.

Die Kaiserin ernannte mich als Kammermedikus, ließ mir auch sagen, daß ich bey ihrer Toilette in die Antichambre, wie der Leibarzt und Leibchirurgus, gehen könnte. Der in Rußland ganz neue Titel eines Kammermedikus hatte wieder mir und allen andern Aerzten den Kopf zerrüttet. Aufgebrachte Leibärzte sagten, Kammermedikus soll etwa mehr seyn als Leibarzt! Kammermedikus, dachte ich, wird ein Mittelding seyn zwischen Leibarzt und Hofmedikus. Aber wir hatten alle Unrecht: denn so wie jeder Hofarzt ein gewisses Departement, z. B. die Hoffräulein, die Pagen rc. zu besorgen hatte: so sollte mein Fach jenes seyn, das Personale zu besorgen, welches zur Kammer gehörte.

Es mochte einiges Mißverständniß zwischen dem Hofe und dem Leibarzt Rogerson geherrscht haben, welches vielleicht dadurch vergrößert wurde, daß man mich berufen hatte. Er verlangte Urlaub zum Reisen, verkaufte sein Haus, bekam auch wirklich zweytausend Rubel zur Reise, übereilte sich aber mit seiner Abreise nicht.

Ich kümmerte mich um alle diese Hofpossen nicht, obwohl sie mich vielleicht am meisten betrafen. Ich wohnte in Sarsco-Selo, bekam einen ausgezeichneten Tisch für mich allein, und hatte in allem Ueberfluß. Ich sprach im

Anfange mit dem ersten Kammerdiener davon, daß ich der Sachen zu viele bekäme. Er sagte mir: lassen Sie es nur gehen, was Sie nicht brauchen, ist für ihre Leute. Ich bekam noch dazu meine Speisen aus einer vorzüglichern Küche, als jene, welche an dem sogenannten medizinischen Tische waren, Leibchirurg, Hofchirurg, Hofapotheker. Ich merkte nun wohl, daß dieses kein Hof war, wo man sparen sollte. Ein Beweis davon mag seyn, daß ich täglich 13 Bouteillen Getränke bekam, Wein, englisch Bier, russische Getränke, und wöchentlich eine Stofe (rheinisch Maas) Danziger Liqueur, täglich eine Zahl Wachslichter, Kaffee und Thee zugleich ꝛc. ꝛc. Ich erinnerte mich hier dessen, was mir vorher Olsuffieff gesagt hatte. „In Europa, Asia und „Afrika ist kein Hof, wo so viel verzehrt wird, als an „unserm."

An dem russischen Hofe war keine Einrichtung wie an anderen Höfen, wo man eine kaiserliche und Marschallstafel hatte, an welcher alle Kavaliere und Räthe untergebracht werden. Die Kaiserin hatte gewöhnlich eine geringe Tafel, wählte dazu, wen sie wollte; an Festtagen wurde die Tafel nach dem Range bestimmt, nämlich ob sie bis auf die zweyte oder dritte Klasse reichen sollte. Alle Seigneurs, die sich sonst am Hofe aufhielten und just nicht bey der Kaiserin speiseten, hatten ihre eigene und besondere Tafeln aus den Hofküchen.

Bevor ich in der Residenz der Kaiserin präsentiret war, durfte ich auf Anrathen meines Grafen nirgendwo Besuche machen. Ich hatte also weder Bekanntschaften noch Freunde, unterdessen doch schon Neider und Feinde ohne Zahl.

Sobald ich das Erstemal der Kaiserin war vorgestellt worden, fragte ich beym Grafen, ob ich mich nicht auch dem Großfürsten, nachherigen Kaiser, sollte vorstellen lassen? Es war vermuthlich zu jener Zeit keine gute Harmonie zwischen Mutter und Sohn, und der Graf, voll Besorgniß und Bangigkeit, rieth mir ab. Nachher in Sarsco-Selo trug ich bey General Muschim Buschim, dem Großhofmeister am großfürstlichen Hofe, darauf an, daß ich vorgestellt werden möchte. Graf Schwallow war so sehr Höfling, daß er mir in Gegenwart des Großhofmeisters einen Verweis gab, daß ich mich noch nicht hätte präsentiren lassen.

Ich sprach nun hauptsächlich hierüber mit dem am großfürstlichen Hofe angestellten Leibchirurgus Beck, welcher bald hernach als Leibarzt für die jüngeren Großfürsten angestellet, und endlich selbst bey Kaiser Paul Leibarzt wurde. Ich ersuchte ihn, die Sache mit dem Obersthofmeister oder auch dem Großfürsten selber zu verabreden. Es wurde mir immer von einer Zeit zur andern Hoffnung dazu gemacht. Endlich starb Lanskoi. Mein Plan war nun, in die Stadt zu ziehen, mich aber vorher bey dem Großfürsten vorstellen

zu lassen. Ich ersuchte wieder den Leibchirurgus. Er brachte mir endlich die Nachricht, daß es dermal der Großfürst nicht gerne sähe, weil man denken möchte, ich wollte mich just zu diesem Zeitpunkte an ihn wenden, da ich ein Mißgeschick am Hofe der Kaiserin erlebet hätte.

Ich ließ es also dabey bewenden. Die Zeit verfloß, mein Mißmuth hatte zugenommen, und ich verlangte nun gar nicht wieder vorgestellt zu werden. Aber noch Jahre nachher äusserte der Großfürst bey Anderen sein Mißfallen darüber, daß ich mich nicht hätte präsentiren lassen. Er hatte völliges Recht dazu; aber gewiß war es nicht meine Schuld, sondern die Schuld der fast in jedem Lande gewöhnlichen Hofintriguen.

Fürst Potemkin, Rußlands Allmächtiger, war just abwesend, als ich nach Petersburg kam, und ich merkte erst später, daß die Zeit meiner Ankunft in Rußland just auf die Abreise des Fürsten berechnet war.

Potemkin kam nach Lanskoi's Tode zurück, um die Kaiserin zu trösten, und wieder einen neuen Favoriten anzustellen. Ich habe mich aber auch nie bey selbigem präsentiren lassen, besonders da es nicht bey dem Großfürsten geschehen war. Ueberhaupt besorgte ich in der Folge meine Patienten, und machte keinem Großen am Hofe die Cour. Ein Mann von Ordnung und Geschäften kann sich nicht mit Courmachereyen, auch nicht einmal beym schönen Geschlechte, abgeben,

und wenn er sich damit abgiebt, höret er bald auf, Mann von Ordnung und Geschäften zu seyn. Courmacherey gehört zur Essenz läppischer Menschen und Müssiggänger.

Ich darf auch hier nicht vergessen, daß nach meiner ersten Präsentation bey der Kaiserin sie mir durch Grafen Schwallow sagen ließ, daß ich doch den Dr. Zimmermann eben auch nach Petersburg bereden möchte, ich schrieb ihm, warnete ihn aber, vorsichtig zu seyn, und sich einen größeren Gehalt, auch die Stelle eines Leibarztes zu bedingen. Denn auch Er war noch zur Zeit zu nichts anderem, als einem Hofarzte, wie ich, bestimmt. Mir lag nichts so sehr am Herzen, als einen Freund, wie ich es von Zimmermann glaubte, als Arzt in Petersburg zu haben. Ich gönnete ihm von Herzen, daß er sogleich im Range als Leibarzt, also höher als ich, möchte angestellet werden.

Zimmermann schrieb, wie gewöhnlich, einen langen Brief von 27 Octavseiten, der zwar für mich manches Vortheilhafte, aber doch nicht das, was ich gewünscht hätte, enthielt. Er weigerte sich, zu kommen, erzählte, daß ihm Fürst Orloff schon sehr vortheilhafte Propositionen gemacht hätte, um auf seinem Gute in der Nähe von Petersburg, oder selbst in der Stadt in seinem Schlosse einen Jean Jaques abzugeben, daß er ihn auch für Kronsdienste hätte anwerben wollen, mit dem Gehalte von zehntausend Rubeln (welches kein

Diener der Krone hatte), weil er ihn zu etwas mehr, als einem Leibarzte tüchtig geachtet hätte.

Die Kaiserin erhielt diesen langen Brief, weil er, wie jeder Brief von Zimmermann, zu diesem Ende geschrieben war. Was sie wohl beym Durchlesen gedacht haben mag, kann ich hier nicht bestimmen. Genug, man versicherte mich, sie hätte gesagt: c'est un homme cher, und hätte seinen Namen nicht mehr ausgesprochen. Späterhin sagte sie mir: „Zimmermann schreibet „von Orloffs Anwerbungen, wozu ich doch nie „Aufträge gegeben habe."

Ich werde hier Manches von dem Briefe wörtlich mittheilen. Ich übergehe jenes, was er von mir, oder was das Meiste war, von sich und seinem ausserordentlichen Werke über die Einsamkeit sprach. Ich werde blos jenes berühren und getreu, sogar nach Orthographie und Punktation, mittheilen, was die Antwort auf seinen Ruf nach Rußland betraf.

Hannover 3. August 1784.

„Ihre Briefe aus Petersburg vom 11ten und $\frac{12}{23}$. „May habe ich erhalten, mein großmüthiger Freund. „Die Ursache meiner so lange verschobenen Antwort ist „keine andere als die leidige Hypochondrie! Sie wollten „mich glücklich machen, mein Bester, und machten mich „unglücklich, stürzten mich in ein Meer von Zweifeln."

. . . .

„Liebster Weikard, ich will Ihnen antworten, „als wenn Sie mein Bruder wären, und Sie sollen „der Kaiserin alles so vortragen, wie es in meinem „Herzen liegt.

„Kein Mensch in ganz Europa hat von der Größe „und Güte Ihrer Monarchin einen lebhafteren Begriff „als ich, und dieser Begriff erneuert sich bey mir jeden „Tag. Ich habe in der Stube wo ich wohne ein grosses „in Petersburg vortreflich gemahltes Portrait der „Kaiserin. Nie werden meine Augen müde dieses „Portrait anzusehen; der Anblick desselben erhöht mir „immer die Seele, erwärmt mir immer das Herz; „denn der Mann, der dieses Portrait gemahlt hat, ist „ein Seelenmahler.

„Was man in ganz Europa von der Kaiserin Ihr „so ganz eigenes Gutes und Großes weiß, mein lieber „Freund, das weiß ich auch. Aber ich weiß noch mehr. „Ich kenne die Kaiserin durch einen der scharfsinnigsten „Menschenkenner, und durch einen der gradesten ein„fachsten, edelsten und größten Menschen die Deutsch„land jemals hervorgebracht hat, durch den im vorigen „Jahre verstorbenen Herrn von Schrautenbach. „Er war mit der Landgräfin von Darmstadt in Peters„burg; er hatte keinen Titel und trug keine Bänder; „aber er war es werth die Kaiserin zu kennen, und „edler, größer, wahrer und mit herzlicherem Gefühle „hat kein Mensch auf Erden von der Kaiserin sprechen

„können als Schrautenbach. Ich war mit Ihm „im Wilhelmsbade im Jahr 1780, nachdem ich in „Embs vier Wochen mit dem Fürsten Orlow, ich „kann wohl sagen freundschaftlichst und beynahe brüder„lich gelebt hatte. Also war ich zum Voraus voll von „Rußland, wohin der Fürst Orlow mit aller Gewalt „seines Goldes und seines guten Herzens mich damals „hat ziehen wollen; und voll von der Kaiserin. Alles „was mir Schrautenbach damals von dieser „Monarchin sagte, hat keines Menschen Zunge nie „edler und besser gesagt.

„Sie sehen hieraus, mein Geliebter, daß ich der „Mann bin, der das Glück, das Sie ihm von Ferne „erblicken lassen, zu schätzen weiß.

„Ich will Ihnen noch mehr sagen; meine Lage „misfällt mir. Alles scheint mir hier kalt, dürr, öde „und trocken. Ich bin ein freyer, offener, lebhafter „Schweitzer, also eine Pflanze die in solchen Boden nicht „taugt. Hannover ist ein Ort der Langeweile für mich. „Indessen habe ich hier, bey geringer Mühe mein gutes „Auskommen. Der König giebt mir jährlich sieben„zehnhundert Reichsthaler Gehalt, und oft habe ich „jährlich, mehrentheils durch Consultationen vier bis „fünf tausend Thaler gewonnen.

„Das ist zu viel für einen Philosophen, werden „Sie sagen! Nein Freund, das ist zu wenig für einen „Philosophen; denn ich habe mir bey weitem noch nicht

„so viel ersparet, daß ich mir ein Landgütchen und „Freyheit kaufen könnte. Das ist meine Ambition. „So lange diese Ambition nicht erfüllt ist, bin ich arm."

„Nun so kommen Sie denn nach Rußland, werden „Sie sagen. Da wird man reich; bleiben Sie 10 „Jahre in Petersburg, dann gehen Sie wieder nach „Ihren Alpen in die Schweiz, und kaufen sich ein „Landgütchen."

„Lieber Weikard, das Herz blutet mir, und „gewiß nicht ohne Thränen — sage ich: Nein!"

„Ich bin zu kränklich, meine Nerven sind zu reizbar „und zu schwach. Ich würde mich äusserst anstrengen, „um der Gnade der größten Seele, die jemals über „Völker und Herzen geherrscht hat, nicht ganz unwürdig „zu seyn, und so würde ich vergehen."

„Sagen Sie dies nun alles redlich, aufrichtig und „frey, der großen Monarchin, wie ich es Ihnen sage, „wie ich es Ihnen mit gerührtem, innigst bewegten, „dankvollen und blutendem Herzen sage; und diese „gekrönte Philosophin wird es gewiß verstehen.

Finis!

„Nun, Lieber, habe ich Ihnen rein herausgesagt, „was Sie der Kaiserin sagen sollen. Ihnen habe ich „hierüber kein Wort mehr zu sagen, denn ich hielt es „für meine Pflicht Sie zu bitten, der Kaiserin alles „rund heraus vorzutragen, wie es in meinem Herzen „liegt."

„Alles übrige Ihrer beyden Briefe will ich nun „auch beantworten, ꝛc. . . . .

. . . .

. . . .

„Hören Sie doch, was mir der Fürst Orlow „anbot, als er mich im Jahre 1780 par tous les diables „zwingen wollte mit ihm nach Petersburg zu gehen, „und übrigens von mir nichts verlangte, als daß ich „en Jean Jaques Rousseau bey ihm wohne „und lebe.“

„1) Doppelt so viel Gehalt als mir damals der „König in England gab; also zweytausend vierhundert „Reichsthaler.

„2) Freyes Logis in seinem Palais zu Petersburg „oder auf seinem Garten zu Katschina.

„3) Eigene Equipage.

„4) Eigene Bedienung.

„5) Freye Tafel.

„6) Die Freyheit, gleich das erste Jahr wieder „wegzugehen, wenn es mir in Petersburg nicht gefalle.

„7) Und auf diesen Fall eine Rente viagère von „zwölfhundert Thaler, die ich in der Schweiz verzehren „könne.

„Zur Sicherheit erbot sich der Fürst einen kaiser„lichen Notarius von Wetzlar kommen zu lassen, der „dieses alles in einen förmlichen Kontrakt verwandle. „Er versprach auch eine Summe Geldes in die Banque

„zu Amsterdam oder London zu deponiren, die mir „meine Rente viagère versichere.

„Als ich ihm dies alles ausschlug, bot er mir an, „mich in den unmittelbaren Dienst der Kaiserin zu „ziehen, nannte mir die Stelle wozu er mich gleich bey „der Kaiserin empfehlen wolle und machte mir Hofnung „zu einem Gehalte von zehntausend Rubel. Dies war „aber nicht eine medizinische Stelle; denn der Fürst „glaubte, daß die Kaiserin mich auch in andern „Fächern gebrauchen könnte.

„Ich schlug in den letzten Tagen, da ich bey dem „Fürsten in Embs war, alles aus. Der Fürst hieng „sich an meinen Hals, und weinete bitterlich! Die „Fürstin (ein äusserst capriciöses und aus lauter kleinen „Passionen zusammengesetztes Geschöpf) ward rasend. „Der Fürst hatte sich geäussert, er wolle mir für meine „Reise nach Embs und für meinen Aufenthalt von vier „Wochen daselbst eine Tabatiere von fünf tausend „Rubel und noch tausend Dukaten an Geld schenken. „Ich erhielt keinen Heller und keinen Pfennig; „(bin aber auch wahrscheinlich bestohlen worden wie ich „immer glaubte) begleitete die Fürstin bey ihrer Abreise „zu Wasser von Embs nach Koblenz (der Fürst war zu „Lande dahin gegangen); und rettete ihr, der Fräulein „von Kamenskoy, der Fräulein von Protassow „und ihrem Gefolge, in einem erschrecklichen Sturme, „Donnerwetter und Wolkenbruch (durch das Kommando

„des Schiffes das ich übernahm) eine halbe Stunde „vor Koblenz, auf dem Rheine, das Leben."

ꝛc. ꝛc. ꝛc. ꝛc.

Mir war die ganze Geschichte ein Stich ins Herz, und ich lauerte, welches ich bey meiner Ehre beschwören kann, auf jede Gelegenheit, in der Folge alles wieder ins Geleis zu bringen, welches mir auch zu meinem Unglücke ziemlich gelungen war. Ich werde hiervon noch an seinem Orte Erwähnung machen. Was ich bisher erzählet habe, war noch vorher geschehen, bevor ich zu dem Hoflager nach Sarsco-Selo kam.

Zu jener Zeit hatte sich ein Gerücht verbreitet, die Kaiserin litte am Mutterkrebse. Es wurden von mehreren Aerzten Spekulationen gemacht und Brochürchen über den Krebs eingeschickt. Ich las selber in einer französischen Zeitung, daß der berühmte Louis der Kaiserin die Bäder von Basreges gerathen hätte. Ich schrieb hierüber an Zimmermann, daß er in periodischen Blättern das Gegentheil behaupten sollte. Er that es und empfahl sich auch hierdurch wieder aufs Neue der Kaiserin.

Die Krebsgeschichte, welche auch 1789 wieder erneuert wurde, war eigentlich folgende: Eine vornehme Russin litt daran; sie ließ die Krankheit aufsetzen und an den Operateur Louis nebst 50 Louisd'or schicken. Die Franzosen fanden nun bald Englischfranzösisch im Style, also einen englischen Leibarzt; im Briefe stand: elle

est veuve; elle a été galante. Nun noch 50 Louis dazu! da konnte es, nach der Meynung der Franzosen, niemand anders seyn, als Rußlands Kaiserin.

Nach einigen Tagen oder Wochen, die ich in Sarsco-Selo zugebracht hatte, fuhr ich auf einige Tage nach Petersburg. Allda bekam ich am zweyten oder dritten Tage (es war an einem Donnerstage) gegen Mittag einen Brief von dem ersten Kammerdiener der Kaiserin, daß ich eilig nach Sarsco-Selo kommen möchte, indem General Lanskoi krank geworden wäre.

Lanskoi, dem ich in Sarsco-Selo war präsentiret und von ihm zur Tafel geladen worden, war am Mittwochen mit Fieber und Halsweh befallen worden. Leibarzt Rogerson war just in Sarsco-Selo gegenwärtig; er wurde aber nicht zu dem Patienten verlangt. Es wurden blos einige Wundärzte herbeygerufen. Als ich in Lanskoi's Zimmer trat, wo die Kaiserin bey ihm war, sagte er zu mir: Je suis bien mal, mais je ne prendrai rien. Die guten Leute wollten alle nach dem Beyspiele der Kaiserin Philosophen machen, von welcher Philosophie es ein Hauptzug war, Arzeney und Aerzte zu verachten. Zu dieser Klasse gehörte auch Potemkin und andere.

Ich lächelte über diese Sprache eines Leidenden, der sich nicht zu helfen wußte, und sagte: es mag wohl nicht viele Arzeney vonnöthen seyn, aber doch wird es auch nicht so ganz ohne selbige abgehen können.

Gesicht und Hals waren roth aufgedrungen, und ich muß gestehen, daß ich hier eine entzündungsartige Bräune vermuthete. Der Mann war jung, hatte etwa 23 Jahre, hatte immer ein blühendes Ansehen und genoß starke Nahrung und Getränke, zu welchem Beweise ich nur die Geschichte eines Punsches erzählen will. Das Vehiculum war Tokayerwein, Saft von Ananas galt anstatt des Citronensaftes, wozu denn Arrac gemischet wurde. Wer Lust hat, kann diesen Punsch à la Lanskoi in ein neues Kochbuch einrücken lassen. Ich hoffe er soll Beyfall finden.

Ich überredete den Patienten mit Mühe und mit kräftiger Beyhülfe der Kaiserin, daß er sich eine Ader öfnen ließ. Sobald einige Tassen Blutes ausgelassen waren, fiel er in eine kleine Ohnmacht, welche mir widernatürlich schien, und mich schon in Unruhe brachte. Ich hatte einige kühlende Pulver, ein Gurgelwasser u. dgl. verordnet.

Am Freytage Morgens war er etwas leidentlicher. Er wußte aber, daß ich nun, sobald ich ihn würde geheilet haben, Glück machen würde, besonders da Mr. Rogerson schon Urlaub genommen hatte. Er wollte dieses Glück lieber einem Russen gönnen, als einem Ausländer, hatte schon einige Laufer nach Petersburg geschickt, um einen gewissen Dr. Sobolefski, Arzt von den Garden, welcher, wie man mich versicherte, ihm den bisherigen innerlichen Gebrauch der Kanthariden

angerathen hatte, kommen zu lassen. Auch war der schöne große Herr kurzsichtig genug, zu glauben, daß ein aus der Fremde berufener Arzt, wie ich, die Krankheiten nur wegblasen müßte.

Kurz, er war nun grob und äusserst unbescheiden gegen mich. Er riß den Umschlag vom Halse, warf ihn auf die Erde und rief aus: Quel Médecin, qui ne peut pas même me soulager! Bey andern soll er gesagt haben, daß ihm mein krummer Rücken und meine dicke Nase zuwider wären, vermuthlich weil er einen so schönen Körper und dünnes weibisches Näschen hatte. Ich schwieg still, besann mich ganz kaltblütig und innerlich lächelnd, was ich hier zu thun hätte. Unter welche Menschen bist du gekommen, sagte ich leise zu mir, und sann auf Plane, wieder von ihnen zu kommen. Ich gieng endlich nach meinem Hute, der auf einem Nebentische lag und wollte mich in mein Zimmer begeben. In dem nämlichen Augenblicke trat die Kaiserin ins Zimmer, setzte sich neben ihn an das Bette, wo ich es also nicht schicklich fand, wegzugehen. Er sprach mit der Kaiserin russisch, wovon ich freylich kein Wort verstand; vermuthlich erzählte er ihr, daß er nach einem andern Arzt geschickt hätte. Sie remonstrirte, so viel ich bemerken konnte, und schien ganz mißmuthig geworden zu seyn. Endlich rief Lanskoi mich, und sagte: n'est-ce pas, vous même vous avez peur de ma maladie? Ich hatte Verachtung in meinem Herzen (denn wir geringere

Menschen verachten auch manchmal die Großen; besonders wenn sie sich blos auf solche Vorzüge gründen, wie jene Lanskoi'ś); ich sagte ganz trocken: es kann wohl seyn. Ich nehme die Krankheit, sagte ich endlich weiter, nicht für gering, doch glaube ich auch, daß Hülfe zu schaffen sey.

Es hatten sich unterdessen deutlichere Kennzeichen, Schleim aus der Nase, Kraftlosigkeit ꝛc. geäussert, woraus man eine brandige Bräune oder ein bösartiges Scharlachfieber befürchten konnte. Ich hatte diese böse Krankheit schon in Fuld bey einer schlimmen Epidemie kennen gelernet.

Ich erinnere mich hier eines Anekdötchens, welches mir Graf Görz, der preussische Gesandte erzählete, als ich ihm die Krankheit von Lanskoi schilderte. Ich hatte einen Kammerdiener, welcher in Berlin die nämliche Krankheit bekam. Er hatte den Engländer Dr. Baillie rufen lassen. O, sagte dieser, es ist gut, daß Sie mich für diese Krankheit bestimmt haben; denn nur wir Engländer kennen diese Krankheit am besten; die deutschen Aerzte wissen wenig oder nichts davon. Wirklich hatte er die Krankheit erkannt, aber der Kammerdiener ward eine Leiche.

Nach diesem Vorgange bey der Kaiserin und Lanskoi zauderte ich noch etwas und schlich mich davon nach Hause. Endlich erfuhr ich, daß der russische Aeskulap angekommen war. Ich hätte doch den Patienten

aus Liebe zur Kaiserin mögen gerettet wissen. Ich gieng also zum Doktor, erzählete ihm, was ich unternommen hätte. Ich entdeckte ihm auch, daß ich die Krankheit für bedenklich hielte, und rieth ihm, mit Ernst und Vorsicht zu Werke zu gehen. Ich sagte, daß ich den Tag zuvor hätte Saugigel um den Hals hängen wollen, daß aber keine in Sarsco-Selo wären vorräthig gewesen, welche aber nun angekommen wären. Ich sagte ihm auch, daß ich am Vorabende den Patienten auf den Nothfall vorbereitet hätte, Saugigel oder Blasenpflaster anzuwenden. Es ist nicht nöthig, sagte der Doktor, mit dieser Krankheit will ich bald fertig werden. Er wartete in dem Taumel seiner künftigen Glückseligkeit von mir gar keine Erläuterung ab.

Der neue Arzt gab oft Klystiere und ließ häufig frisches Wasser trinken. Es war dieses nach den Grundsätzen der Kaiserin, welche ihr einstens ein holländischer Charlatan und Spaßmacher, J o s s i, welchen Fürst O r l o w, als einen dreisten Sonderling, in Schutz genommen und an den Hof gebracht, in den Kopf gesetzt hatte.

Am Nachmittage wurde am ganzen Hofe verbreitet, daß der Patient sich wirklich besser befände. „Gut, „sagte ich, bey einer unüberlegten Aufwallung, in „Gegenwart des Leibchirurgus und einiger vom Hofe, „und ich wette darauf, bis Morgen ist die Kaiserin, „der Arzt und der Patient in Verlegenheit, und ich

„werde wieder dazugerufen." Unterdessen wartete ich dieses Schauspiel in meinem Zimmer ab.

Am Samstage Vormittags ward ich wirklich auf Befehl der Kaiserin wieder zum Kranken gefordert. Mein Geist war nun etwas aus seinem Gleichgewichte gekommen, und ich kam in unruhiger Stellung ins Krankenzimmer, sprach mit mehr Eifer und Hastigkeit, als es hätte geschehen sollen. Aber wer soll da noch kalt bleiben, wo es darauf angesehen war, mich ganz herunter zu setzen, und verächtlich zu machen! Man hat mich, sagte ich der Kaiserin, auf unbescheidene Art behandelt: ich bin aber nicht hierher gekommen, um meine Reputation zu verlieren. Bey dem Patienten ist nun schon die beste Zeit verloren, und solche Krankheiten eilen geschwind ins Arge u. s. w.

Die gute Kaiserin hatte Gedult mit mir, ließ mich plaudern, suchte die Sache auf eine scherzende Seite zu wenden. Ihr Aerzte, sagte sie, bildet euch immer ein, ihr könntet alles bey Krankheiten, und eure Sache ist ja doch nichts: die Natur thut alles. Ich, noch etwas hastig: die Natur, sagte ich? gut, man lasse es hier auf die Natur ankommen, und ich setze meinen Kopf zum Pfande, der Patient ist verloren. Woher wissen Sie das? sagte sie; das ist wieder bloße Muthmaßung. Ich antwortete: ich weiß es, weil ich seine Krankheit kenne, und weil ich weiß, was Natur thun und nicht thun wird. Ich trat hierauf zum Kranken, entblößte

seine Brust. Hier ist er nun voller Flecken, rief ich aus, wie ich es voraus gesagt habe.

Jetzt stutzte die Kaiserin, und mochte wohl glauben, daß Arzeneykunst etwas mehr als Muthmaßung wäre. Ey, so helfen Sie, sagte die Kaiserin verlegen; fangen Sie etwas an, thun Sie alles, was Sie nöthig finden. Nein, sagte ich, dermal werde ich gar nichts unternehmen, wenigstens nichts allein. Man nehme alles dazu, was nur Medizinisches am Hofe existirt. Ich werde nichts mehr allein auf meine Schultern nehmen. Sobald mich nur der russische Arzt seitwärts erwischen konnte, sagte er mir ins Ohr: sauvez-moi, je suis perdu!

Lanskoi hatte nun alles Zutrauen und alle mögliche Neigung zu mir, und wenn auch der Rücken noch so krumm und die Nase noch so dick gewesen wäre. Aber etwas einzunehmen, oder sich nur das geringste am Halse machen zu lassen, hierzu war er auf keine Weise zu bereden. Ich merkte wohl, daß auch sein Kopf schon schwächer und etwas verwirrt geworden war!

Alles, was von dem Patienten gestattet wurde, sollte in Klystieren bestehen, die ich denn auch sehr kräftig machen ließ. Ein einziges Mal betrog ich ihn, und hatte einen Gran Brechsalz unter das Getränk gemischt, welches ich nachher fast bereuete. Er bekam Ueblichkeit und brach einmal Schleim aus. Wir hatten nun Mühe, ihn ferner zum Trinken zu bringen. Außer-

dem bekam er durchaus nichts von Arzeneyen in den Körper, nichts zum Gurgeln, nichts um den Hals. Alle mütterlichen Vorstellungen der zärtlichen Kaiserin waren ohne Frucht.

Im Ganzen liebte die Kaiserin diesen Günstling zu sehr, um ihn ernsthafter und strenger zu behandeln. Uebrigens hatte sie zu viel Zutrauen auf die Stärke seiner Natur gesetzt. „Fürchten Sie nichts, sagte sie mehrmals zu mir: Sie glauben nicht, welche Naturkräfte dieser Mann besitzt.“ Die gute Kaiserin wußte freylich nicht, daß Wirkungen der Kanthariden keine wahren Naturkräfte waren, und daß jene vielleicht viel zu dem jetzigen Uebel beygetragen hatten.

Natürlicher Weise mußte die Dose dieses Reizmittels nach und nach vermehrt werden, Hypersthenie oder indirekte Schwäche mußte die Folge seyn. Er selber hatte in gesunden Tagen mehrmals seinen Vertrauten gesagt: „Ich lebe nicht lange.“ Auch muß sich an den Geburtstheilen zuerst Entzündung und Brand geäußert haben. Es wurde dieses vor mir geheim gehalten. Ich bemerkte aber, daß ein alter Hofchirurgus, und in dessen Abwesenheit der Kammerdiener mehrmals zu ihm hinter die spanische Wand krochen, und etwas Geheimes behandelten. Ich beobachtete einstens, daß Einer von ihnen ein kleines Töpfchen in ein Eck verbarg. Ich lauerte auf Gelegenheit, dieses Töpfchen untersuchen zu können, und fand in selbigem ein Bleyweißsälbchen.

Ich blieb immer hartnäckig bey meinem Worte, daß ohne kräftige Hülfe, die doch nun schon sehr zweifelhaft war, nichts als der Tod zu erwarten wäre. Unterdessen durfte ich den Kranken fast nie verlassen, hatte kaum Zeit meine Mahlzeit zu halten, obwohl ich herzhaft erklärte, daß meine bloße Gegenwart zu nichts nützen könnte.

Der Patient hatte oben auf einer Hand eine kleine Blatter schon vor der Krankheit gehabt, welche jezt am Sonntage bereits schwarz und braudig schien. Ich zeigte dieses der Kaiserin und der Patient litt es, daß man hier kräftige Umschläge auflegen durfte. Die schwarze Blatter und der schwarze Umkreis wurden wieder roth. Eure Majestät, sagte ich, haben gesehen, wie schwarz diese Stelle war? Sie sehen jezt die Aenderung. Wenn man nun äusserlich und innerlich eben so am Halse hätte arbeiten dürfen, vielleicht wäre Hoffnung gewesen!

Die Kaiserin hörte und sah dieses alles mit Wehmuth an. Allein bey einem verwöhnten ungezogenen Menschen, welcher der Kaiserin selber den Rücken zukehrte, wenn sie nicht nach seinem Willen sprach, und welcher nun anfieng, immer verwirrter zu werden, war durchaus nichts auszurichten.

In der Nacht nach 1 Uhr schlich ich mich in sein Schlafzimmer, da ich nach 12 Uhr nach Hause gegangen war. Ein besoffener Kammerdiener, der ganz allein bey

ihm war, wehrete mit der Hand und gab ein Zeichen, daß ich zurück gehen sollte. Ich machte die Thüre auf, stellte mich, als wenn ich gienge, verbarg mich aber hinter eine spanische Wand, um abzulauren, was da vorgehen möchte? Ich hatte wahrgenommen, daß Lanskoi am Abende mehr verwirret als am Tage war. Der Kammerdiener mit einer Flasche in der Hand drang ihm immer Wein zu trinken auf, so sehr sich der des Trinkens etwa müde Kranke weigern wollte. „Sie werden sehen, „sagte der Kammerdiener, wie gut Sie darauf schlafen „werden, u. dgl.“ Der Herr mußte trinken.

Arme Großen! dachte ich, wie werdet ihr doch manchmal bedienet! Allein hier war nichts mehr zu verderben, auch wäre in diesem Zeitpunkte der Wein nicht mehr schädlich, sondern heilsam gewesen. Von der Stunde an beschloß ich, so oft ich krank werden würde, allezeit eine Wärterin um mich zu haben. Die Weiber, dachte ich, saufen seltener, sind empfindsamer, mitleidiger, und vorzüglich bey der Nacht für gesunde und kranke Männer die zuträglichsten. Ich sah hier ein überzeugendes Beyspiel an der gefühlvollen Kaiserin, welche manchmal selber den Patienten mit äusserster Angelegenheit und mütterlicher Zärtlichkeit besorgte.

Am Montage gegen Mittagszeit rufte mich die Kaiserin aus dem Zimmer des Patienten in ein Nebenzimmer. „Sagen Sie mir aufrichtig, sagte sie, wie

steht es um den Kranken? Scheuen Sie nichts, fuhr sie fort, ich habe meinen Entschluß gefaßt, und bin auf alle Fälle vorbereitet." Ich zuckte die Achseln und sagte gar nichts. Ich hatte schon an jenem Tage mehr gesagt, als man hören mochte. Sie drang in mich, ihr die Wahrheit zu sagen. Wenn Eure Majestät es befehlen, antwortete ich, daß ich die Wahrheit sagen soll, so muß ich versichern, daß alles verloren ist. Sie unterdrückte ihre Empfindung hierbey, so viel es möglich war: „aber woran glauben Sie, daß er sterben wird?" Am Brande, erwiederte ich. „Wo hat er den Brand?" Am Halse und am ganzen Körper. „Am Halse, rief sie mit einem gezwungenen Lachen, so wenig als Ich. Er schlingt nun so gut als Ich." Desto schlimmer sagte ich und schwieg. Es gab eine Pause— Sie unzufrieden mit meiner trokkenen Antwort, und ich mit ihrem Lachen.

Auf einmal nahm ich das Wort und sagte: ich wünsche recht sehr, daß ich mich betrogen habe. Ich machte eine Reverenz und gieng, weil ich es nun doch nicht für zuträglich fand, noch länger hier zu verweilen. Ich betrachtete nun diese Laufbahn als völlig geendiget, wie sie es auch wirklich gewesen ist.

Im Weggehen mußte ich wieder durch das Zimmer von Lanskoi; hierauf kam ich in dessen Vorzimmer, wo sich einige seiner Freunde und Verwandten befanden, welche sich wegen des Befindens des Patienten erkundigten. Ich sagte ihnen: „bis Morgen wird er eine

Leiche seyn." Ich eilete in meine Wohnung, und ließ mich gar nicht mehr im Schlosse sehen.

Schon vor diesem Auftritte hatte Lanskoi den Schluchzer als Verbothe des schlimmen Ausganges. Der kaiserliche Leibchirurgus wollte die Ursache des Schluchzens aus dem Leibe durch Erbrechen oder Laxiren weggeschafft wissen, und drang deswegen mehrmal in mich, wiewohl ich ihm kein Gehör gab, und es ihm zu widerlegen suchte.

Die Kaiserin, die bisher ausserordentlich leutselig und vertraut gegen mich gewesen war, saß auf einmal stille, nachdenkend und verdrießlich da, worüber ich mir keine neue Ursache vorzustellen wußte. Nach einiger Zeit rief sie mich zu sich: „Was soll man von euren medizinischen Grundsätzen halten? Vorhin sagten Sie mir, daß Brechmittel und Purganzen bey dem Patienten dermal nicht anwendbar wären, und jetzt wollen Sie ihm wieder ein Brechmittel geben."

Ich erstaunte über diesen Vorwurf der Kaiserin, versicherte sie, daß ich durchaus nicht diesen Vorschlag gehabt hätte. Sie nannte mir meinen Mann, und ich erklärte mich so zuversichtlich, daß sie wieder ganz beruhigt war. Der Leibchirurgus hatte sich zur Kaiserin geschlichen, und ihr gesagt, daß ich fest darauf bestände, dem Patienten ein Brechmittel zu reichen.

Als ich nun nicht mehr zum Kranken kam, schlich der tückische Leibchirurgus zu mir, um meine Gesinnungen

heraus zu locken. Ich werde bald wieder kommen, sagte ich ihm, obwohl ich just das Gegentheil fest beschlossen hatte. Ich merkte bald, daß er von mir nur ausforschen wollte, was vom Zustande des Kranken zu halten wäre? Denn bisher hatten die guten Leute, Er, der Médecin russe, und noch ein chirurgischer Hofrath, ein Hofchirurgus, nur nachgebetet, was ich ihnen vordemonstrirt hatte, den Fall vom Brechmittel ausgenommen.

Der Leibchirurgus erzählte mir nun von der Ruhe des Patienten. Das ist vortreflich, sagte ich. Er erzählte mir noch mehrere Aenderungen, von allen denen ich eine günstige Auslegung zu machen suchte. Cum vulpe vulpinandum, dachte ich, d. i. mit Höflingen muß man als Höfling sprechen.

Er war kaum aus meinem Zimmer, so kam in voller Unruhe und halber Verzweiflung der Hofapotheker zu mir, dem ich kurz vorher die wahre Lage der Sache eröffnet, und er selbige vermuthlich an wichtige Personen mitgetheilet hatte. Denn an Höfen ist des Spionirens kein Ende. Ums Himmelswillen, sagte er, was ist das? Lanskoi wird ja wieder besser! Ich weiß nichts davon, antwortete ich. „Aber Sie haben es ja selber jemanden gesagt!“ Ich sagte es dem Leibchirurgus, weil er es besser hätte verstehen müssen, und weil ich ihm keine Wahrheit sagen mochte. „Also bleibt es bey dem, was Sie mir gesagt haben?“ Allerdings, der Ausgang wird es lehren. Nun war der Apotheker zufrieden, weil

er jetzt glaubte, keinen falschen Bericht gemacht zu haben.

Voll des Trostes mit seinen neuen Ideen eilete der Leibchirurgus zum Kranken und zur Kaiserin, und kommunicirte alles den übrigen Kollegen. Dem russischen Ärzte leuchteten die neuen Gründe zur Besserung vorzüglich ein. Einstimmig versicherten sie nun die Kaiserin, daß Besserung vorhanden wäre. Es kam Todtesschweiß. Gott sey Dank, riefen sie auf russisch, nun ist die Krisis da!

Ich blieb ruhig in meinem Zimmer, erfuhr alles, was vorgieng und dachte: Revange für das Brechmittel!

Alle Menschen, vielleicht die Gekrönten mehr als wir anderen, haben die Neigung, jenes zu glauben, was sie gerne wünschen. Der Aristokrat glaubt die Nachrichten von Siegen der Könige, der Demokrat jene von Republikanern; der Kluge bleibt in der Mitte und zweifelt an beyden.

Was sollte nun die gute Kaiserin glauben, da ich immer von nichts als vom Tode sprach, und die Anderen die Genesung versicherten? Kurz, sie entschloß sich in dieser Verlegenheit, nach Petersburg zu schicken und Rogerson kommen zu lassen. Ihm wurde nun wieder durch diesen zweydeutigen Vorfall Zutrauen geschenkt.

Rogerson kam gegen die Nacht, schwätzte dem Patienten, der von uns durchaus nichts nahm, à l'anglaise ein Jamespülverchen ein, und Lanskoi verschied gegen vier Uhr des Morgens.

Lanskoi, welcher in dritthalb Jahren von der größten Armuth zum Günstling erhoben war, hinterließ sechs Millionen Rubel, wovon es freylich den Aerzten nach Sitte der Russen nicht eine Kopecke trug. Ich habe mich manchmal mit reichen und vornehmen Patienten vier bis sechs Monate geschleppt, sie als unheilbare Kranken, so viel möglich erhalten und erleichtert, ohne nach dem Tode Dank oder Belohnung zu erhalten. Ich bekam einen von Andern schon behandelten wassersüchtigen Baron Strockanoff in die Kur. Sechs Monate lang bey größter Winterkälte mußte ich meistens täglich zweymal ihn besuchen. Er war einigemal besser und durch Hofverdruß (der vorher mit ihm sehr vertraute Favorit Moraonoff stellte sich nun kalt und trocken gegen ihn), durch Unordnungen und Nebenursachen, wieder rückfällig geworden, und starb am Ende. Er hinterließ hundert zwanzig tausend Rubel an baarem Gelde, ohne die Güter. Aber mir trug es keinen Pfenning davon. Es ist nun einmal Sitte bey den Russen, und ausserdem, daß der Arzt bey einem Todesfalle nichts erhält, wird auch gewöhnlich noch für die Zukunft ein anderer Arzt genommen. Mir kömmt es vor, als wenn man sogleich einen andern, gewöhnlich schlechtern General anstellt, wenn der erste ungefähr eine Bataille verloren hat. In Persien wird der Arzt strangulirt, wenn der vornehme Patient eine Leiche wird. Reineggs sagte mir, daß er immer Sublimat in der Tasche gehabt hätte,

um dem Stranguliren durch Vergiftung zuvorzukommen. In Moskau trafen aus diesen Gründen die Aerzte die Einrichtung, daß man ihnen jeden Besuch bezahlen mußte. Der erste unbezahlte Besuch galt für Abdankung und der Arzt blieb weg. Wirklich sollte sonst lieber der Arzt den Patienten, welchen er unheilbar findet, sogleich nach dem ersten Besuche verlassen, um wenigstens Zeit und Abnutzung der Equipage zu ersparen.

Erst nach dem Tode des Favoriten erfuhr ich, daß ihn sein Arzt bisher durch Kanthariden zum Herkules zu machen gesucht hatte. Nach und nach wollte eine kleinere Gabe keine Wirkung mehr machen, weswegen die Dosis immer erhöhet werden mußte. Ich habe schon erzählet, daß er sogleich beym Anfalle seiner Krankheit an geheimen Theilen ein Leiden empfand. Daß er diese Gegend am meisten geschätzet haben muß, beweiset sich dadurch, daß er sie sehr fleissig beschmieren und bepflastern ließ, welches er doch nicht am Halse gestatten wollte.

Es kann seyn, daß der Gebrauch der Kanthariden zu einer so bösen Krankheit disponiret hatte. Es ist ohnehin die große Harmonie zwischen Hals und Geburtstheilen bekannt. Es entstand nun freylich auch das Gerücht, daß Lanskoi wäre vergiftet worden, wie es fast bey allen Leichen der Vornehmen gewöhnlich ist. Man will sie, troz aller Erfahrung, immer noch nicht wie andere Menschen für sterblich halten. Es erklärt sich also leicht das übertriebene und übelgegründete Zutrauen

auf die ausserordentlichen Naturkräfte des Generaladjutanten.

Er war nun eine Leiche, der schöne von seiner Monarchin äusserst geliebte Lanskoi! Sein Ansehen stieg mit jedem Tage höher, und jedermann war überzeugt, daß er den Fürsten Potemkin von seiner Höhe würde gestürzt haben, wenn er das Leben behalten hätte. Man sagte, daß er dem Fürsten, der ihn an den Platz gebracht hätte, nachher hundert tausend Rubel hätte bezahlen müssen. Er als geiziger Mann konnte dieses nie vergessen. Er hatte freylich den Kopf nicht, welchen Potemkin hatte, war aber schöner, wußte sich in Familiensachen der Kaiserin zu mischen und zu fügen, unterhielt die Kaiserin mit Kleinigkeiten und hatte ihr volles Zutrauen. Blos aus Geiz oder Liebe zum Reichthum blieb er ihr allein treu.

Er war Chevalier de garde, lernte Französisch bey einem Franzosen, Chevalier Serres, vermuthlich da er schon Hoffnung zu seiner künftigen Stelle hatte. Serres erzählte mir, daß die Meublen Lanskoi's in fünf Hemdern bestanden hätten. Einstens kam Lanskoi Nachts zu ihm, bat ihn um Herberge. Serres legte sich in sein Bette, ließ den armen Lanskoi neben seiner Bettstelle auf dem Boden liegen. Es war dieses kurz vor seiner Beförderung. Auf einmal kam Lanskoi nach Hofe, ließ seinen lieben Serres zu sich kommen,

hielt ihn auf, und ließ ihn hernach eben so neben seinem Bette auf dem Boden liegen.

Unterdessen nahm er hernach seinen Serres zu sich, um sich mit ihm noch in der Sprache zu üben, mißhandelte ihn manchmal auf abscheuliche Art in Gegenwart seiner russischen Gesellschaft, sagte ihnen voraus: nun sollt ihr sehen, wie ich mit dem französischen Chevalier umgehen werde! Serres war eigennützig, ließ sich alles gefallen, weil er auf andere Weise, durch Empfehlungen, Unterhandlungen rc. seinen Vortheil zu ziehen wußte. Wirklich schätzte man ihn auf dreyßig tausend Rubel, als Lanskoi mit Tode abgieng. Serres hatte im siebenjährigen Kriege als Offizier gedient, war hitzig und streitsüchtig, hatte, wie er mir erzählte, dem immer von einem Fechtmeister begleiteten Bamberger Domherrn von Dahlberg, nachher Oberamtmann zu Hammelburg, in Deutschland, in einem Zweykampfe einen Hieb über das Gesicht gegeben: aber ums Geld läßt sich auch ein hitziger Franzos gar Manches gefallen.

Das Schlimmste, was Lanskoi seinem Vaterlande zugefügt hatte, war, daß er alle seine liederlichen Kameraden voraus zu befördern suchte. Da gab es freylich Polizeymeister, Gesellschaftskavaliere der jungen Großfürsten, und andere Personen am Platze, daß es zum Erbarmen war.

Der sterbende Lanskoi setzte die Kaiserin als Erbin oder Ausspenderin seines hinterlassenen Vermögens ein. Sie vertheilte es hernach unter die Geschwister nach Gutbefinden, vermuthlich nach Verabredung mit dem Kranken oder Sterbenden.

Zur Zeit, als Lanskoi krank lag, war es beständiges Regenwetter. Ich war um die Kaiserin besorgt, und fürchtete, Witterung, Beschaffenheit des Körpers und Kummer möchten sie vor andern zur ähnlichen Krankheit vorbereiten. Ich schrieb meine Besorgniß an Graf Anhalt, der just als Generaladjutant im Dienste war. Sie hatte diese ganze Zeit hindurch eine Diarrhöe, welche vielleicht dazu beytrug, daß die ganze Sache mit einem leichten Halsweh abgeloffen ist.

Der Kummer, den die gute Kaiserin über diesen Todesfall litt, war unbeschreiblich und gränzte beynahe an Verzweiflung.

Schon am Dienstage, wo Lanskoi verschieden war, hat das Halsweh seinen Anfang genommen. So wie nun die Genesung des Favoriten für Mr. Rogerson hätte Unannehmlichkeiten bringen können: so kam er jetzt im Gegentheile durch seinen Tod wieder mehr als vorhin empor. Die Kaiserin, welche überhaupt Niemanden sehen wollte, den sie um Lanskoi gesehen hatte, ließ sich durch Rogerson behandeln. Er stellte nun seine Reise ein, bis er hernach vor der französischen Revolution eine wichtigere Reise nach Wien, London

und Paris, mit zehntausend Rubeln (welche zu jener Zeit zwanzigtausend Gulden gaben) zu machen bekam.

Die Kaiserin wurde bisher in ihren leichten Unpäßlichkeiten seit funfzehn Jahren blos durch ihren Leibchirurgus behandelt, und mochte nie die Hülfe eines Leibarztes verlangen. Die dermalige Behandlung bestand in einem Aderlaß, der mir freylich in ihrer Lage gar nicht zweckmäßig schien, in einigen Gurgelwässern u. dgl.

Der Großfürst, nachheriger Kaiser, war während der Krankheit von Lanskoi in Katschina und erschien, sobald der Tod erfolgt war. Man erzählte mir, daß die Kaiserin ihm, als er zu ihr kam, seine Kondolenz zu bezeigen, gesagt hätte: „Ich kann Weikarden keine Schuld beymessen, er hat mir immer die Wahrheit gesagt, aber die Uebrigen sind lauter Dummköpfe gewesen.

Die Kaiserin sperrte sich ein mit einer Schwester des Verstorbenen, wo beynahe Niemand sie zu sehen bekam. Ich packte meine Sachen zusammen und zog stillschweigend nach Petersburg, wollte nie wieder am Hofe wohnen. Es mochte nun freylich nicht gefehlt haben, daß es unter der Hand doch Gelegenheit gab, mir in meiner Abwesenheit manchen Stoß beyzubringen.

Hätte mich nun Graf Schwallow nicht durch sein Zaudern um das versprochene Haus gebracht, so würde ich bey der ganzen Geschichte sehr gleichgültig

gewesen seyn. Ich hätte immer für meinen kurzen Aufenthalt überflüssige Schadloshaltung gehabt; ich hätte das Haus verkaufen, und wieder nach Deutschland ziehen können. Aber bey diesem Verluste brachte sie mir viele Traurigkeit. In meiner schwermüthigen Einsamkeit war es mir eine Erheiterung, wenn am Abende Italiäner, welche ihre Schattenspiele zeigten, mit ihren Orgeln rc. vor meiner Wohnung vorbeyzogen. Blos diese geringe Musik verschaffte meinem beklemmten Herzen einige Heiterkeit. Ach ihr guten Leute, dachte ich, in Mainz, wo das Herumgehen in der Stadt diesen Orgelmännern verbothen war, ihr seyd freylich noch nicht in Rußland, und noch nicht in meiner Lage gewesen!

Ich hatte keine Bekanntschaften gemacht, und auf Anrathen des Grafen Schwallow im Anfange keine machen dürfen. Ich saß also in der Stadt einsam, ohne Bekannte und ohne Praktik. Alles lauerte noch darauf, bis es sich entscheiden würde, ob ich bey Hofe in Gnade oder Ungnade wäre. Ohnehin würde kein Russe das Herz gehabt haben, mich zu Rathe zu ziehen, so lange er besorgen mußte, daß ich etwa in Ungnade wäre, wie es auch wirklich von manchen bösen Menschen war ausgestreuet worden. Ich lebte also still und niedergeschlagen wegen Verlust des Hauses, und betrug mich just so, als wenn ich vom Hofe exiliret wäre.

Ich wurde, ich weiß noch nicht warum? zu einem Deutschen zu Tische geladen, zu einem Arzte, bey

welchem noch ein medizinischer Avanturier war. Es war noch einige Gesellschaft dabey. Ich hatte meinen Kummer vergessen, war vergnügt und lustig geworden, wobey denn auch ziemlich Wein, auch anderes Getränk gegeben wurde. Am anderen Tage empfand ich heftiges Leibweh, mußte es vier oder acht Wochen behalten, sah übel aus und fiel nach und nach ganz vom Fleische, wie ein Zehrender, so daß ich der Seltenheit wegen dem Grafen Anhalt Besuch machte, um ihm meine auffallende Magerkeit zu zeigen. Ich erholete mich langsam wieder und starb nicht, welches vielleicht hätte geschehen sollen. Doch will ich nicht entscheiden, ob dieser Zufall etwa von verfälschtem Weine, welches leicht möglich war, oder von einem wohlbereiteten Pülverchen entstanden war.

Bey der Kaiserin, welche dermal ganz ihre gewöhnliche Philosophie und Verstellungskunst verlohren hatte, minderte sich wohl nach und nach der herzbrechende Kummer, aber noch lange beschäftigte sie sich mit traurigen misanthropen Grillen. In dieser finsteren Gemüthsstimmung ließ sie den Bau eines Schlosses am Ufer der Newa in einer waldigen wilden Gegend, entfernt von Petersburg, anfangen, um sich dort als in einer Einsiedeley aufzuhalten.

Just zu diesem vortheilhaften Zeitpunkte bekam die Kaiserin Zimmermanns Bücher von der Einsamkeit in die Hände. Diese Lektüre war just für die Stimmung

ihres Herzens geschaffen. Sie las den ersten Band, schickte Zimmermann einen Ring mit warmem Lobe seines Werkes, welches denn in Deutschland und ganz Europa, wie mir Zimmermann schrieb, große Sensation gemacht haben soll. Ein Jahr früher oder später, würde dieses Werk vielleicht bey ihr einen anderen Eindruck gemacht haben; denn im folgenden Jahre sagte sie mir: „Ich habe den ersten Band von Zimmermanns Werke gelesen, habe auch den zweyten angefangen, kann ihn aber nicht bis zum Ende lesen; es herrscht zu viel Passion darinnen." Also zu dieser Zeit würde es wohl weder Ring noch Schreiben abgesetzt haben.

Ich blieb in meiner mismuthigen Lage, bis die Kaiserin den Winter in die Stadt gekommen war. Ich sann unterdessen auf mancherley Mittel, wieder aus Rußland zu kommen. Ich ließ mich nicht mehr bey Hofe sehen, und es schien auch nicht, daß mich die Kaiserin sehen wollte. Endlich erfuhr die Kaiserin, daß ich darauf bedacht wäre, wieder nach Deutschland zurückzukehren. Sie schrieb an Grafen Schwallow: J'apprends, que Mr. Weikard est mécontent, et qu'il veut s'en aller. Envoyez-lui son frère, faites-le demander ses raisons; si les raisons sont valables, j'y remédierai.

Natürlicher Weise erklärte ich mich so gut als ich konnte an den Grafen. Aber er hatte nicht das Herz, ein Wort davon vorzubringen. Die Kaiserin fragte zum

zweyten und dritten Male nach meiner Antwort. Er wußte nicht, was er sagen sollte, besonders da die Rede von Unzufriedenheit war. Sie sagte ihm endlich: wenn Sie es nicht übernehmen wollen, so will ich meinen (ersten) Kammerdiener, Brasinsky, zu Weikarden schicken, daß er ihn fragen soll. Der Graf wagte keinen Schritt. Alles dieses vermehrte meine Unruhe aufs äusserste.

Endlich klagte ich meine unglückliche Lage dem verstorbenen Postdirektor von Eck. Auf solche Art, sagte er, der den Gang der Dinge kannte, kommen Sie nie zum Zwecke. Wenden Sie sich gerade an die Kaiserin. Setzen Sie Ihr Anliegen zu Papier, übergeben Sie es mir, ich will schon dafür sorgen, daß es die Kaiserin in die Hände bekommt. Dank sey es dem Verstorbenen, durch dessen Rath und Vorsorge meine Lage auf einmal eine andere Wendung bekam.

Ich erinnerte mich hier eines ehemaligen Pfarrers im Fuldischen, welcher in einer weitläufigen und undeutlichen Bittschrift sein Anliegen vorbrachte, welches eigentlich darin bestand, daß ihm der Fürst eine Zulage an Holz, Korn und Wein geben möchte. Der Fürst gab ihm die weitschweifige Schrift zurück, mit dem Befehl, sein Anliegen klar und kurz zu fassen. Der Pfarrer gehorchte und schrieb nur Folgendes:

Gnädigster Herr und Fürst!
Mich hungert, friert und dürst't.

Der Fürst verstand ihn jezt und half. Ich, in meiner Lage hätte an und für sich nichts vorbringen mögen, als: „Lassen Sie mir das Haus kaufen, welches Sie mir „im Anfange zugedacht hatten."

Es ist eine starke Zumuthung, wenn man bey unruhigster Gemüthslage etwas Ordentliches und Vernünftiges schreiben soll. Ich sezte, Gott weiß! welches Galimathias zusammen, wobey man vielleicht erst errathen mußte, was ich eigentlich haben wollte. Ich hatte geschrieben, daß ich bisher als Exilirter herumgewandert wäre, brachte so etwas von Nachtheil meiner Familie an ꝛc.

Die unvergleichliche Monarchin antwortete prompt und schrieb mir Folgendes:

„Schön Schreiben verstehe ich nicht, aber deutlich „schreiben ist mehr meine Sache.

„Ihr Zutrauen ist mir angenehm.

„Dieses wirdt dienen zur Andwort auf ihren Brief „ohne datum.

„Ein jeder Hofarzt, hat seine angewiesene Stelle. „Die Ihrige ist Hofarzt von meiner kammer.

„Ich weiß nicht, warum sie sich für ausrangirt oder „exiliret halten.

„Ohne neider wirdt wohl nimmermehr ein verständiger Mann bleiben.

„Mir deucht daß die zu grosse Empfindlichkeit uns „alle beide am meisten drückt.

„Wollen sie ihre Famillie kommen lassen oder „nicht?

„Was fehlt an ihrem unterhalt mit Famillie, ist „es reisegehalt oder Quartier.

„Dem Institut würde es wohl bekommen, wenn „sie ihm ein Blick gönneten. Der Doctor würde öfters „dorten Privilegia genießen, das ist, mit allen uneinig „zu seyn. Dies steht in Zimmermanns Buch von „der Einsamkeit, welches sehr unterhaltend ist."

Die Addresse war: „an den Hof- und Cammerarzt „Weickart."

Voraus will ich nun Etwas von dem Institute erwähnen, wovon in diesem Schreiben die Rede war. Es betraf das in Petersburg errichtete chirurgische Institut, in welchem deutsche Lehrer und Zöglinge waren.

In Rußland mußte man ein Verdienst um das Vaterland haben, wenn man den Vladimirorden erhalten wollte. Der Leibchirurgus Kelchen hatte sich schon lange nach diesem Orden gesehnet. Wer in Rußland dreyßig Jahre lang ohne Verbrechen dem Staate im Offiziersrange gedient hatte, war berechtigt, den Orden zu fordern. Dies galt im Militär- und Civildienste, nur bey Aerzten und Wundärzten nicht, welche man also geringer als Schreiber und Soldaten hielt. Kelchen sah also wohl, daß er den Weg eines besondern Verdienstes einschlagen mußte. Er proponirte ein

chirurgisches Institut, um Wundärzte und Aerzte für die Armeen und das Land zu bilden.

Die Kaiserin gab eine Ukase heraus, bestimmte Herrn von Savadoffski als Präsident, dann den Leibchirurgus und mich, zur Ausführung dieses Planes, wodurch mir also am Ende auch ein Ordenskreuz hätte zu Theile werden können.

Es war mir aber schon nicht gar angenehm, daß ich als Arzt hier dem Wundarzte, welcher schon Staatsrath war, nachsitzen mußte. Ueberhaupt dirigire ich nicht gerne und befehle eben so ungerne, als ich mir befehlen lasse. Ich hatte in meinem Schreiben darauf angetragen, mich von diesem Institute wegzulassen, welches die Kaiserin nicht gerne wollte. Ich blieb aber am Ende von selber weg, wie ich bald erzählen werde, und ließ dem Leibchirurgus allein die Ehre, das Ordenskreuz zu erhalten.

Bey Erhaltung des Briefes von der Kaiserin hatte ich freylich wieder neues Leben und frische Geisteskraft erhalten. Ich antwortete sogleich und vergaß den Datum nicht. Das Hauptsächlichste meiner Antwort war ungefähr: „Ich kann auf gar nichts Ansprüche machen, da „ich noch nichts verdienet habe, darf ich mir aber etwas „wünschen, so wäre es ein Häuschen."

Ich getrauete mir dieses um desto ehender hinzusetzen, weil ich wußte, daß die Kaiserin mir schon im Anfange ein Haus gewidmet hatte. Die Kaiserin

antwortete wieder: „also suchen sie sich ein Häuschen, „und wenn sie eins gefunden haben, so sagen sie es „mir."

Natürlicher Weise war es nun meine erste Sorge, mich um feile Häuser zu erkundigen. Da man aber wußte, daß es die Kaiserin bezahlen wollte, so gedachte Mancher, auch von dem fremden Geschenke zu profitiren, und sein Haus theuer anzubringen, wodurch ich in große Verlegenheit gesetzt wurde. Ich eröfnete es dem kaiserlichen Kammerdiener B r a s i n s k i, welcher ohnehin über die Chatouille der Kaiserin die Aufsicht hatte. Ich sagte ihm, wenn ungefähr die Kaiserin diesem oder jenem eine Gnade erweisen und sein Haus theuer abkaufen will, so wünschte ich blos einen Wink zu haben, alles hängt blos von ihrer Gnade und Bestimmung ab.

Die Kaiserin, welche eben sowohl den Gang der großen als kleinen Dinge kannte, wußte es kurz zu endigen. Sie befahl dem Kammerdiener, mir zehntausend Rubeln zu schicken. Das Unglück wollte, daß ich just, was zu selbiger Zeit äusserst selten geschah, nicht zu Hause speisete, als ein Kutscher oder Reitknecht mir das Geld überbringen sollte. Just speisete ich bey einem bösen gallsüchtigen Manne, dem verstorbenen M o h r e n h e i m, wo wir erst im Zweifel waren, ob das Geld für ihn oder mich gewidmet war. Ich glaubte, es wäre für ihn; er glaubte, daß es mir gegeben wäre.

Der Ueberbringer deutete endlich auf mich, ich lehnte zwanzig oder fünf und zwanzig silberne Rubel von Mohrenheim, gab sie dem Reitknechte, und nahm meine Assignaten mit mir nach Hause.

Ich nahm nachher Gelegenheit mit dem Kammerdiener wegen des Geldes und wegen des Hauskaufes zu sprechen. Thun Sie mit dem Gelde, was Sie wollen, sagte mir wohlmeynend der redliche uneigennützige Mann. Ich hatte ihm nach Empfang des Geldes eine goldene Tabakiere zugeschickt, die er aber durchaus nicht annahm, welches gewiß in Rußland, so wie auch anderswo eine Seltenheit ist. Doch muß ich hier bemerken, daß der Mann seines pohlnischen Namens ungeachtet von deutscher Herkunft, und von deutscher Kirchengemeinde war.

Ich war also auf einmal nach manchem Herzenskummer zu zehntausend Rubeln, wohl auch zu zehntausend Feinden gekommen. Ihre Anzahl war schon beträchtlich durch den Ruf an eine Hofstelle und dadurch, daß die Kaiserin mich so oft bey Hofe oder in Sarsco-Selo vorzüglich auszeichnete. Auch hat sie nachher noch, hauptsächlich im lieben Deutschlande, beynahe noch jährlich zugenommen, wie jeder überzeugt ist, wer die gegen mich verübten Bübereyen der Literatur gehöret oder gelesen hat. Ich konnte endlich wohl auch mit Cicero sagen: Vigesimus annus est, cum omnes scelerati me unum petunt.

Unterdessen war ich nun gesichert, daß meine Auswanderung nach Rußland meiner Familie zum Vortheile und nicht, wie ich immer ängstig befürchtete, zum empfindlichen Nachtheile gewesen war. Mein Gemüth ward nun vollkommen erheitert und ruhig. Denn nichts als das Wohl meiner Familie lag mir am Herzen. Bisher hatte ihr meine Reise Nachtheil und allerley Verdruß verursacht, wodurch mein Kummer unendlich vermehrt wurde.

Wem meine Lage in Deutschland bekannt war, wußte es, daß ich mich in jenen Jahren in Fuld recht gut ernähren konnte, und es vielleicht an mehreren anderen Plätzen eben so gekonnt hätte. Ich war also nicht aus Noth gedrungen, mein Vaterland zu verlassen, um in einem fremden Lande Brod zu suchen, wie es der Fall bey so vielen andern ist, welche nach Rußland wandern. Meine Absicht war, den Versuch zu machen, ob ich etwa für meine Familie ein noch beträchtlicheres Glück, als in Deutschland, würde erwerben können. Leider! hatte ich bisher noch ganz meinen Zweck verfehlt. Aber ein Korps von zehntausend Rubeln decidirte auf einmal den Sieg.

Ich gelangte auch unterdessen zur Praktik, und hatte häufige Arbeit bekommen. Es war alles fruchtlos, was meine Neider und Feinde durch Kalomnie, Intriguen und allerhand Kunstgriffe entgegen arbeiteten. Nie, sagte mir einstens eine russische geheime Räthin,

hat ein Mann hier so viele Feinde und Neider gehabt, als Sie. Denn auch so manche Vornehme, die mich weiter nicht kannten, und blos ihre elenden Hausärzte hörten, arbeiteten bey jeder Gelegenheit kräftig wider mich. Unterdessen muß man allemal einräumen, daß der Neid der Aerzte unter sich, ein Merkmal eines dürftigen, kleinstädtischen Arztes, desto seltener und unbedeutender wird, je größer die Stadt ist, wo man seinen Aufenthalt hat. Meine ärgsten Neider und Feinde waren daher lauter Leute, die erst kurz nach Rußland gekommen waren, oder sonst Leute aus kleinstädtischer Klasse, welche früher oder später aus der Barbierstube sich zu bedeutenden Aerzten in die Höhe geschwungen zu haben glaubten.

Unterdessen sah ich so Manchen, welcher durch Protektion und Charlatanerie geschwind in die Höhe gekommen war, ganz gähling wieder vollkommen sinken. Ich sah manchen Veteran, welcher durch allerley günstige Umstände oder Kunstgriffe empor gekommen war, wieder stufenweise herunterfallen und in Unbedeutenheit gerathen, da unterdessen meine Reputation täglich ausgebreiteter und fester geworden war.

Der erste Leibarzt, Cruse, welcher eigentlich beym großfürstlichen Hofe angestellt war, ein Hableur und Enthusiast von der ersten Klasse, hätte mir auch gerne einen Possen spielen mögen. Er berief den seligen Brinkmann mit Vorspiegelung allerhand großer Aussichten, produzirte ihn bey seiner Ankunft hastig

bey allen Vornehmen unter der Rubrik des ersten Arztes in Europa. Brinkmann mußte sich eilen in Petersburg anzukommen, im Frühlinge bey noch sehr rauher Witterung; auch mußte er eben so hastig, ohne auszuruhen, mit Cruse bey den Herrschaften herumfahren, besonders auch bey einigen, die auf dem Lande wohnten. Brinkmann erkältete sich, ward krank, bekam die Ruhr und starb. Er wohnte neben mir, ließ mich aber nicht zu seiner Krankheit kommen. Der Plan war, ihm die Praktik bey allen Vornehmen zu verschaffen, ihn auch bald an den Hof zu bringen, und mich zu verdunkeln. Cruse hatte alles ohne Vorwissen der Kaiserin gethan, ihn blos am großfürstlichen Hofe empfohlen. Zuverlässig hätte er aus diesem Grunde sobald nichts von der Kaiserin zu gewarten gehabt. Nach seinem Tode reisete seine Wittwe ab, und Cruse übernahm Meubeln und Bücher, um sie zu verkaufen. Die Wittwe konnte aber das erlößte Geld nicht erhalten, und hat sich deswegen noch vor meiner Abreise mit Klagen an den bayerischen Minister gewendet. Cruse war ein ewiger Projektenmacher, und ist bey ungeheuren Geschenken, großer Gage und allerley Vortheilen als armer Mann gestorben. Der gute Brinkmann mußte auch als Opfer der Crusischen Projektenmacherey zu Grunde gehen.

Es kam ein Fest heran, wo eine fast allgemeine Promotion vorgenommen wurde. Der Hofapotheker

Gräff, welcher bey jener Promotion Hofrath wurde, schrieb mir am Vorabende: „Morgen werden Sie Kollegienrath.“ Ich wußte kein Wort davon, und hatte dazu keinen Schritt gethan. Ein Hofmedikus, Herr Hofrath Kürner, brachte es, wie man mir sagte, durch Empfehlungen des römisch-kaiserlichen Ambassadeurs, Grafen Cobenzel, vermuthlich auch durch Andere dazu, daß er als Kollegienrath mit auf die Promotionsliste kam. Dies mochte die Kaiserin auch an mich erinnert haben, daß sie aus eigenem Antriebe meinen Namen dazu schrieb, und zwar vor jenem von Hofrath Kürner.

Eben auch mit diesem Herrn Kürner wurde ich in meiner Stille zu Heilbronn vom verstorbenen Kaiser Paul zum Etatsrath ernannt. Ob es nun auf eine ähnliche oder andere Weise geschehen ist, weiß ich nicht? Der Unterschied war blos, daß er bey seiner Abreise funfzehnhundert Rubel jährliche Pension erhielt, ich aber keine von der Kaiserin verlangt, also auch keine erhalten habe.

Eigentlich ist Kollegienrath das, was man anderwärts durch Regierungsrath verstehen will; er hat Oberstenrang, und erhält schon eine gewisse Achtung in Rußland. Hofrath oder Rang von Oberstlieutenant will in einer Residenz wie Petersburg, just nicht viel bedeuten Ein Hofchirurgus hatte dem Fürsten Potemkin Dienste geleistet. Er versprach ihm, daß er Hofrath werden

sollte. Der Mann dachte billig, wollte, als der jüngste Hofchirurgus, diesen Rang nicht haben, wenn nicht ebenfalls seine älteren Kollegen zugleich ihn auch bekämen. Sie erhielten ihn alle, worauf auch bald die Hofapotheker folgeten. Ich hätte also lieber gar nichts, als Hofrath werden wollen.

Auch war der Titel eines Kollegienraths für mich eben keine besondere Auszeichnung, und wirklich befriedigte dieser Rang meine Feinde, da sie immer besorgten, ich möchte zu einer höheren Stufe gelangen. Es kann auch seyn, daß es durch solche Kanäle bey der Kaiserin war eingeleitet worden, daß sie mich zum Kollegienrath ernennen, und also meinen Rang fixiren sollte.

Ausser mir waren noch zwey Hofärzte und noch manche andere Aerzte Kollegienräthe. Es gab auch andere Aerzte, welche ohne am Hofe zu seyn, Staatsräthe waren. Der obengenannte kaiserliche Kammerdiener war ebenfalls Kollegienrath. Unterdessen war es in Rußland, wo blos der Rang den Mann machte, beynahe eine Nothwendigkeit, einen Rang zu haben. Auch ist es schwer zu ertragen, an einem Orte nichts zu seyn, wo fast jeder Etwas ist.

Die Kaiserin hatte in ihrem Briefe des Buches von der Einsamkeit und des chirurgischen Instituts erwähnt. Von beyden habe ich schon Meldung gethan; ich habe erzählt, daß das Buch von der Einsamkeit just zum günstigsten Zeitpunkte eingekommen war, wo es sogleich

viel Vergnügen, späterhin aber Langeweile und Widerwillen machte. Ich habe auch die Urquelle des chirurgischen Instituts entdeckt. Es sollte eigentlich für deutsche Zöglinge seyn, weil der angebliche Direktor Kelchen ein Deutscher war. Er nahm zum Vorwande, daß schon im Landspitale, dann auch in Moskau und Kronstadt dergleichen Einrichtungen für russische Zöglinge wären.

Es war einstens eine Versammlung wegen des chirurgischen Instituts bey Herrn von Sabadovski angesagt. Ein Ukräner, ein eigensinniger, boshafter Arzt, welcher Schulkenntnisse ohne Menschenverstand und praktische Brauchbarkeit besaß, war bey Herrn Sabadovski (auch einem Ukräner) zugegen. Unerwartet war es mir, daß sich dieser Arzt zu dem Koncilium setzte, und noch unerwarteter, daß er einen in lateinischer und russischer Sprache abgefaßten pedantischen und despotischen Studienplan aus der Tasche zog und vorlas, welcher platterdings dahin abzielte, aus dem für Deutsche errichteten Institute eine ganz russische Nationalakademie zu bilden. Es ist schon so die Sitte der Menschen, daß der als Sklav unter despotischen Erziehern aufgewachsene Mann, auch sogleich wieder Despot wird, sobald er etwas zu befehlen bekommt. Graf Schwallow sagte oft: un excellent esclave devient un excellent despote! Zum Beweise, daß niedrige Seelen zu Sklaven und Despoten die tüchtigsten sind.

So wie ich mich gar oft über hundert an sich unbedeutende Dinge ärgere, die ich zu manchen Zeiten aus Unbesonnenheit oder Uebereilung begangen habe; so kann ich auch noch böse über mich selber werden, wenn ich daran gedenke, daß ich diesem blos von Sabadovski beygezogenen Manne im Ablesen seines Plans zuhörte, ihm manchmal Einwürfe machte, und mich überhaupt mit dieser Geschichte einließ. Ich hätte wohl Mittheilung seiner Schrift verlangen, aber mich nicht so förmlich mit ihm einlassen sollen.

Am Ende las der kleingeistische tückische Mann diese erbaulichen Worte: „Auf diese Weise werden wir künftig „aller Ausländer entbehren können, qui, si non omnes, „certo plurimi, sunt ignorantissimi, et vel garrulitate „sua vel arrogantia se in altum tollunt." Er suchte mir freylich hierbey ein Kompliment zu machen, daß ich eine Ausnahme verdienete, weil ich nämlich zugegen war.

Von dieser Stunde an gieng ich nie wieder zur Versammlung, nie zum Institute. Der ganze Plan des Ukräners (mich dünkt Terechoffski) blieb endlich liegen. Der Leibchirurgus setzte unterdessen ganz allein sein Wesen fort: endlich bey der großen Reise der Kaiserin, drang sich in Abwesenheit des Leibchirurgus, der pfiffige Reineggs mit vieler Schlauheit an seine Stelle, heuchelte dem getäuschten Manne in seinen Briefen auf unbeschreibliche Art, bis er es dahin brachte,

daß das Institut unter Aufsicht von Sabadoffski, dem Oberpolizeymeister, und Reineggs seinen Gang fortsetzte, am Ende aber Reineggs es eigentlich allein dirigirte. Es hatte freylich während dieser Zwischenzeit manche auffallende Auftritte gegeben.

Im Grunde konnte ich dem Ukräner, welcher in seinem vorgelegten Studienplane uns so bittere Dinge sagte, nicht ganz Unrecht geben: denn es ist unbegreiflich, welche elende Ausländer sich manchmal in Rußland in die Höhe schwingen, da unterdessen bessere Männer von der Nation zurück bleiben müssen. Man kann aber annehmen, daß man in den meisten großen Städten ähnliche Beyspiele hat. Ich habe russische Aerzte und Wundärzte gekannt, welche wirklich verdienet hätten, ein besseres Glück zu machen. Es zeichnen sich hier besonders jene aus, welche die deutsche Sprache verstehen; denn man kann es annehmen, daß die deutsche Sprache vorzüglich in der medizinischen Litteratur die Universalsprache geworden ist. Die Deutschen übersetzen beynahe alles aus allen Sprachen, und können also lesen, was in irgend einer Sprache geschrieben ist; keine andere Nation wird sich dieses Vortheiles rühmen können. Es war aber in einer Versammlung, wozu genannter Ukräner nicht gehörte, und in einem Plane, welcher von uns zwey Ausländern gutgeheißen, und von der Kaiserin als Ukase unterzeichnet werden sollte, eine unverschämte Grobheit, solche

Ausfälle gegen Ausländer beyzufügen. Es war dieses noch ein Beweggrund mehr für mich, ganz von dem Institute zu bleiben, und es Anderen zu überlassen, welche mehr Freude als ich an neuen Einrichtungen, am Dirigiren und Befehlen hatten.

Ich habe beynahe von Jugend an bis ins Alter meistens ein einfaches und literarisches Leben geführt. Ich war sparsam in Besuchen, wo ich nicht durch Berufsgeschäfte hingerufen wurde, hielt mich größtentheils an die Gesellschaft eines oder anderen Freundes, und kam nur selten zu größeren Gesellschaften oder Zerstreuungen. Ich verbrachte die übrige Zeit in meinem Zimmer, manchmal auf einsamen Spaziergängen. In Rußland, wo mir der Verlust einiger vertrauten Freunde das empfindlichste war, beobachtete ich fast durchaus die einfachste Lebensart.

Man kann in einer großen Stadt, besonders in Norden, wo es im Winter so spät Tag wird, seine Patienten nicht so frühzeitig besuchen, als es in deutschen Städtchen geschieht. Ich fuhr Morgens erst um zehn oder eilf Uhr aus, zu meinen Patienten, dann speisete ich um zwey Uhr meistens zu Hause, zuweilen bey Freunden, wie es zu jener Zeit in Petersburg gewöhnlich war. Mehrmal bekam ich ordentlich Verdruß davon, wenn ich zu sparsam zu fremden Tischen gekommen war. Nach Tische um vier Uhr fuhr ich wieder zu Patienten, und war gewöhnlich gegen sechs Uhr zu Hause, wo ich

von sechs bis acht jene bestellen ließ, welche mich zu Hause um Rath fragen wollten, und Morgens von acht bis zehn. Den Abend suchte ich für mich zu haben. Zuweilen kam mein Bruder oder sonst ein guter Freund zu mir. Um acht speisete ich etwas zu Nacht, und legte mich um zehn Uhr zu Bette.

Es war dieses meine Ordnung im gewöhnlichen Leben, wobey es selten Ausnahmen gab. Jedermann wußte meine freyen Stunden, wo man mich zu Hause finden konnte, und jene, welche mich um Rath fragen wollten, machten sich diese Ordnung fleißig zu Nutzen. Kaum drey- oder viermal im Jahre war diese Abendordnung durch Besuch eines Spektakels oder Koncerts unterbrochen. Ich hatte mich in den musikalischen Klubb für gewöhnliche fünf und zwanzig Rubel einschreiben lassen, und kam im Jahre etwan zweymal oder einmal dahin. Es kostete immer Entschließung, bis ich etwas ausser meiner angewöhnten Ordnung that.

Hierbey hatte ich Quartier, Meubeln, Equipage u. dgl. so gut oder besser, als irgend Einer von meines Gleichen. Ich fuhr mit vier Pferden, hatte zwey Wagen und eine Kalesche. Ich hatte bey meiner Ankunft einen schon gebrauchten aber noch guten englischen Wagen gekauft, ließ ihn frisch lakiren, wozu ich in meiner ersten Einsamkeit Zeit hatte, und im Nothfall den Wagen meines Bruders nahm. Hernach ließ ich mir einen niedlichen neuen Wagen dazu machen, welcher hundert

Louis kostete. Nach russischer Sitte hat man bey vier Pferden einen Kerl auf dem Bock und einen Vorreiter, welcher auf dem ersten Handpferde sitzet. Meine Fuhrleute und Bedienten waren besser gekleidet, als es bey irgend einem Arzte geschah. Ich habe nie unnütze Verschwendungen geliebt, doch war ich auch nie so ökonomisch, als ich es nach meiner Lage hätte seyn sollen. Immer bin ich zu gut und gegen Andere zu wohlthätig gewesen, wozu es in Petersburg bey so vielen fremden Avantariers und Unglücklichen oft Gelegenheit gab.

Man hätte nun denken sollen, einem Manne, der so still und ruhig seine Bahne geht, würde Niemand etwas in den Weg zu legen haben, aber die Erfahrung lehrete mich just das Gegentheil. Ich muß aber hier öffentlich bekennen, daß ich von russischen Aerzten oder Wundärzten eben keine Verfolgungen bemerkt habe. Sie mögen unter sich wohl auch ihren Unwillen geäußert haben, aber ihn öffentlich an den Tag zu legen, waren sie theils zu bescheiden, zu schüchtern, auch meistens zu unbedeutend dazu, da sich blos Deutsche, Holländer, und Engländer (Schotten) in die Höhe zu schwingen gewußt hatten. Die lieben Deutschen waren es, die mir alle mögliche Drangsalen zuzufügen suchten. Was mir, der ich so viel von Neidern und Feinden in einem entfernten Lande zu dulden hatte, am Sonderbarsten vorkam, war, daß auch sogenannte Gelehrte auf

deutschem Boden sich über die Sphäre ihres Tobacksdampfes zu erheben glaubten, wenn sie sich mit Mißhandlung eines Mannes, der nicht mehr unter ihnen lebte, mit ihnen nichts mehr gemein haben wollte, das Müthchen labten. Dergleichen Schandblätter wurden hernach siegreich von meinen Feinden herumgetragen, wobey ich doch auch erinnern muß, daß einstens der in Rußland gebohrne ehemalige Schüler von Hermann Boerhave, Leibarzt Cruse, der mein Freund nicht war, dennoch bey Gelegenheit eines Blattes, in welchem ich auf boshafte und stüpide Art mißhandelt wurde, öffentlich sagte: „es ist doch wirklich eine Schande, ein „deutscher Gelehrter zu seyn, da sie nichts als boshafte „Bübereyen treiben.“

Wenn zu Anfange meiner Laufbahne in Petersburg in einem Klubb erzählt wurde, daß dieses oder jenes Kind, Weib oder Mann unvermuthet gestorben wäre, und man fragte, wer ist der Arzt gewesen? so war alsbald einer so gütig zu sagen: Weikard. Ich hörte dieses von einigen Verstorbenen, die ich nie gesehen, noch behandelt hatte; dieser kleine Kunstgriff schlechter Menschen konnte freylich nicht lange dauern. Einstens, schon im ersten Jahre meines Aufenthaltes in Petersburg, hatte ich durch einen elenden Arzt eine Unannehmlichkeit erlebt, welche mir sehr zum Nachtheile angesponnen war. Ein gewisser Grieche, Matuzzi, ein reicher Banquier, hatte in dem Kriege gegen die Türken

den Russen, mich dünket der Orloffischen Flotte, eine große Summe Geldes gelehnt, mit Bedingniß, daß man ihn zum Konsul in Venedig machen möchte. Seine Absicht war, die Venetianer recht chikaniren zu können. Er ward Konsul, kam aber auch wieder ab von dieser Stelle. Er lebte nun in Petersburg, wurde gar zum geheimen Rathe gemacht; er war ein bekannter Schwätzer, der sich zu allen Gesellschaften drängte. Er heirathete eine wallachische sogenannte Prinzeß. Sein Schwager, ein Mensch von 18 oder 19 Jahren, wurde krank in Petersburg. Ein kleingeistischer Medikus, den fast Niemand zum Arzte hatte, mußte diesen Patienten behandeln. Der Patient wurde schlechter und ich dazu gerufen. Der armselige Arzt hielt den schwachen todtblassen Kranken sehr kühl, ließ ihn hungern. Er war in einem ziemlich kalten Zimmer mit der leichtesten Decke bedecket, bekam Wassersuppe, Obst, Gemüs, war kalt an Leib und Seele. Ich nahm einen Mantel von der Wand, legte ihn auf seine Decke. Der jämmerliche Arzt kam geschwind, nahm selber den Mantel weg, hieng ihn an die Wand, und sagte mit bange zitternder Stimme: cela le chargera! Ich drang auf bessere Nahrung, welches denn auch nicht geschehen durfte. Der entkräftete Kranke, den ich vorher nicht kannte, vermuthlich ein erschöpfter Onanist, neigte schon zu Krämpfen und konvulsivischen Bewegungen, woraus endlich ein hartnäckiger Schluchzen entstand. Der Arzt hatte schon

seine Kunst erschöpft. Er verlangte meine Meynung wegen des Schluchzens. Ich schlug Pulver vor aus einem Gran Zinkblumen mit Zucker oder sonst was. Ich bestimmete durchaus keine Zahl. Er setzte sich hin, verschrieb zwölf Pulver, alle zwey Stunden eins zu nehmen. Ich ließ es geschehen. Der Schluchzen verlohr sich wirklich, aber es kamen dafür andere krampfige Bewegungen, denn ich betrachtete den Patienten schon als Beute des Todes, als ich ihn das erstemal zu Gesichte bekam. In einigen Tagen starb er wirklich, so kühl er auch immer liegen mußte, und so sehr er von Fleisch und Wein enthalten wurde, welches freylich der Schwachkopf Arzt, nicht begreifen konnte. Ich war in Allem zwey:, höchstens dreymal bey dem Kranken gewesen. Da er nun so ganz gegen Vermuthen und vermuthlich gegen Zusicherung des kurzsichtigen Arztes starb, so wußte er freylich kein anderes Mittel, als die Schuld auf mich zu wälzen, und zu sagen, daß ich ein giftiges Mittel gerathen hätte. Der Avanturier Matuzzi schrieb mir ein grobes Billet, welches ich ihm aber eben auch kurz und gut beantwortete. Ich glaubte, daß hiermit die Geschichte geendiget wäre, mußte aber beynahe noch nach einem Jahre hören, daß Graeculus iste in der Stadt herum lief und ausstreuete, ich hätte seinen Schwager getödtet. Es sind mir zwar gar manche Fälle von ähnlicher Gattung vorgekommen. Wer wird aber den Leser mit Erzählungen solcher Schlechtigkeiten,

woran ein ehrlicher Mann an keinem Orte Mangel hat, eine lange und unangenehme Unterhaltung machen mögen!

Ich war schon wieder in Deutschland, als noch schamlose deutsche Buben schrieben, ich hätte in Petersburg inkognito gelebt, hätte Zeit gehabt fortzugehen, um nicht fortgejagt zu werden. Solche schlechten Kerls verdienen keine Rechtfertigung. Hundert Deutsche waren zu meiner Zeit in Petersburg, besuchten mich oder sahen und hörten von mir. Vernünftige und ehrliche Männer mögen sich bey diesen erkundigen. Wunderlich ist es, daß Aerzte in Petersburg sagten: „muß denn Weikard alle Patienten haben?“ und die Elenden in Deutschland schrieben: „Weikard hatte bey keinem Vornehmen zu thun, lebte inkognito.“ Könnten doch alle diese Hungerleider das Vorzügliche und Gute in einer großen Stadt erleben, wozu ich gelangt war!

Ich komme nun zu einer Geschichte, die ich freylich sehr gerne aus meiner Biographie gewünscht hätte. Ich würde sie wirklich übergangen haben, wenn sie nicht in meiner Laufbahne eine der wichtigsten gewesen wäre, welche auch einen großen oder den größten Antheil hatte, daß ich den Entschlüß faßte, wieder aus Rußland zu gehen. Auch zu dieser Geschichte ist blos ein Uebermaaß meiner so oft misbrauchten oder übel angebrachten Gutherzigkeit, meiner überspannten Hochachtung

für Andere, die Veranlassung gewesen. Fast sollte man, wie es die christlichen Theologen wollen, böse auf die Welt kommen, sein Lebenlang boshaft und mißtrauisch seyn, den Menschenhaß zur ersten Lebensregel setzen, wenn man ungetäuscht und ungekränkt sich fortbringen will.

Ich meyne hier die Geschichte mit meinem lieben, nun seligen, Zimmermann. Ich muß es gestehen, daß ich mit größter Animosität und Rachsucht meinen Entschluß zur Reise faßte. Ich sagte noch in Petersburg dem verstorbenen Grafen Anhalt, der diese Geschichte von Anfange bis zu Ende wußte: ich reise nun nach Deutschland, und mein Ritter muß entweder physisch oder moralisch sterben. Ich war fest entschlossen, ihn entweder zu fodern, oder die Geschichte so bekannt zu machen, daß er nicht mehr mit Ehre existiren konnte. Als ich nach Leipzig kam zur Meßzeit, wo ich vierzehn Tage verbrachte, fand ich eine Menge Brochürchen, welche alle gegen den Ritter kämpften. Unter diesen Schwarm, dachte ich, will ich mich nun einmal nicht mengen. Uebrigens war durch die Dauer der Zeit, durch die Reise nach Cherson und dann wieder nach Deutschland, meine übrige Hitze zur Rachsucht sehr verraucht.

Als ich nun erst später gar die Lage seines Geistes genauer erfuhr, und endlich noch seine Biographie von Herrn Wichmann las, bedauerte ich den Mann, welcher durch seine leidige Hypochondrie so sehr an Geist

und Körper ruinirt war, bedauerte aber auch mich und manche Andere, welche mit einem so an Geist und Körper kranken Manne zu schaffen haben mußten. Unterdessen muß ich bekennen, daß ich nachher eine gewisse lange Besorgniß (ich will nicht sagen einen Abscheu) vor jedem berühmten Gelehrten bekam.

Ich hatte schon einstens eine hierzu beytragende Geschichte in Petersburg erlebt. Schmitt, der berühmte Geschichtschreiber der Deutschen, war mir persönlich bekannt. Ich hielt ihn für meinen Freund, oder was mehr ist, für einen gründlichen, ehrlichen Mann. Ein Freund von mir reisete aus Petersburg durch Polen nach Deutschland. Ich gab ihm einen Brief und eine Beylage an Schmittin die Tasche, mit Nachrichten, welche ich für den Geschichtschreiber, Staatsmann und Archivar für wichtig hielt. Nach einiger Zeit schickte ich ihm noch einen kleinen, doch leidlichen Beytrag, mit der Post in einem Briefe nach. Wie erschrack ich aber, als ich nach einiger Zeit meinen Brief wieder zurückbekam mit der Note: wird nicht angenommen. Der Brief war unerbrochen, aber natürlicher Weise nun erst nach den Kunstgriffen des Postgeheimnisses, geöffnet und gelesen, wenn man ihn auch das Erstemal nicht geöffnet und gelesen hatte, da die Herren vom Postamte meistens meine Freunde waren. Welcher in dem Geheimnisse, die Briefe künstlich zu öffnen, wohl unterrichtete Postdirektor oder Sekretär sollte einen nicht angenommenen

und zurückgewiesenen Brief nicht eröffnen? O welche elende Kerls sind die berühmten Gelehrten, dachte ich!

Als ich in Wien war, lebte Schmitt noch. Ich besuchte ihn aber nicht, da ich es nicht über das Herz hätte bringen können, ihn für einen schlechten und ungeschliffenen Menschen zu erklären. Doch sprach ich mit einem Freunde davon, welcher mich versicherte, daß Schmitt einer der furchtsamsten Haasen auf Erden wäre, daß er besorgt hätte, ich möchte ihm etwas Anzügliches geschrieben haben, welches ihm Verdruß verursachen könnte. Es war also Hypochondrie, etwa von einer andern Art, als jene Zimmermanns. Der Himmel wolle also jeden ehrlichen Mann vor einem hypochondrischen Gelehrten bewahren!

Ich habe wohl selber bey meiner Art von Hysterie mehr gelitten, als alle diese hypochondrischen Grillenfänger: doch war ich immer zur Freundschaft, Offenherzigkeit und Freude gestimmt, oder wurde es sehr leicht, wenn ich es auch nicht wirklich war. Ich war nie Haase, nie Menschenfeind. Ausserordentliche Fälle konnten freylich meinem Gemüthe eine düstere oder traurige Stimmung geben, welche aber just nicht menschenfeindlich und nicht von Dauer war. Unterdessen wußte ich doch aus eigener Erfahrung, wie viel Einfluß körperliches Leiden auf die Aeußerungen des Geistes haben konnte. Es seyen also einem Zimmermann und Schmitt ihre Narrheiten, Schwachheiten, oder

Schlechtigkeiten verziehen! Sie seyen auch verziehen so vielen andern Gelehrten, oder Halbgelehrten, wenn sie selbige aus Krankheit, und nicht aus überlegter Herzensbosheit begiengen!

Die Periode meines förmlichen Mißvergnügens bestand in den ersten zwey Monaten, wo wegen meines Gehaltes noch nichts fixirt oder förmlich verordnet, ich ohne Bekannte und Freunde, vom Vaterlande entfernt, und traurig war; hernach wieder nach dem Tode Lanskoi's, wo ich beynahe noch keine Praxis, und durch Schwallow's Zögerung das mir von der Kaiserin bestimmte Haus nicht erhalten hatte. In dieser mißvergnügten Lage meines Herzens mochte ich freylich keine freudigen Briefe schreiben. Ich sah vielleicht auch die meisten Dinge schwärzer, als sie wirklich waren. Ich glaubte mich zu erleichtern, wenn ich Freunden, oder jenen, die ich dafür hielt, meinen Mißmuth offen mittheilte. Es ist dieses meistens eine Schwäche meines Herzens gewesen, wovon manchmal Mißbrauch von bösen Menschen ist gemacht worden. Aus dieser Quelle entstanden viele klagenvolle Briefe an Zimmermann. Diese schlimme Lage hat aber vielleicht in allem nicht über 6 oder 8 Monate gedauert, wozwischen doch auch manche fröhliche Intervalle, oder Intervalle voll männlicher Entschlossenheit waren, also auch heitere Briefe entstanden.

Natürlicher Weise war es mir auffallend, daß so manche elende Menschen, Barbierer, Hebammen und

Quacksalber zu größerem Glücke gelangten, als würdige Männer. Hierüber äußerte ich mich mehrmal in vertrauten Briefen bey Zimmermann, worüber er mir, besonders zur Zeit seines Grimms über mich, so derbe Vorwürfe machte, und fast nie mit meinen Briefen zufrieden war, weil ich ihm nicht pünktlich auf seine Angelegenheit geantwortet hatte, meistens nicht antworten konnte, oder aus Achtung und Liebe für ihn nicht antworten mochte. Ich that mein Mögliches, ihm jederzeit etwas Angenehmes und Schmeichelhaftes zu schreiben. Ich suchte alles herbey, was ich nur Günstiges aus dem Munde oder einem Briefe der Kaiserin herbeyziehen konnte. Aber so viel er wünschte und verlangte, vermochte ich nicht. Jeder seiner Briefe gieng ungefähr dahin: „Hat die Kaiserin mich oder mein Buch gelobt? „Will sie mir nicht ein Kapital zu einem Landgut, einen „Orden mit Beylagen oder sonst was schenken?" Wenn nun einer meiner Briefe nichts von dergleichen Dingen enthielt, und nichts enthalten konnte; so war es durchaus kein Brief für ihn; er war hingeschmiert, flüchtig geschrieben, nicht pünktlich, nicht wichtig, nicht angenehm. Es wird sich dieses alles noch in der Folge durch Auszüge aus seinen Briefen zeigen. Ich hatte alles Mögliche für ihn geleistet, gewiß mehr als ich für jeden andern Freund und Bruder unternommen haben würde, aber immer zu wenig für den schon wirklich kranken Zimmermann. Ich war oft voller Bedenklichkeit,

wenn ich einen solchen Brief von ihm bekam, den ich gerne der Kaiserin mittheilen wollte, und nach seinem Wunsche mittheilen sollte. Ich hätte ihn nicht übergeben, wenn er von einem Bruder gewesen wäre: aber immer dachte ich, es kann möglich seyn, daß ihm just dieser Brief Vortheil bringt, und seine Wünsche erfüllt. Ich wollte nichts versäumen, was ihm etwa nützlich werden könnte, und wagte es immer wieder, seine Briefe der Kaiserin mitzutheilen, so sehr sie auch manchmal wider meine Empfindungen und Gedenkungsart geschrieben waren. Ich für meinen Theil kann eben so wenig übertriebene Schmeicheleyen, als eigennützige Aeußerungen ertragen.

Ich habe schon erzählt, daß die Kaiserin nach seinem ersten Briefe nichts mehr von ihm hören mochte. Blos durch mich gewann er wieder Zutrauen bey ihr, so daß sie wünschte, daß er sie in Petersburg besuchen sollte, wobey er sich so albern benahm, als man es nie erwartet hätte. Ich werde auch diese Geschichte noch berühren.

Ich wußte auch dieses wieder gut zu machen. Unterdessen erklärte ich ihm auch einigemal, daß die Großen die Gelehrten just nicht deswegen achteten oder ihnen schmeichelten, weil sie Gelehrte wären, sondern blos, um den Namen zu haben, daß sie Gelehrte zu schätzen wüßten, welches mir freylich Zimmermann nicht für gut aufnahm, in der Ueberzeugung, daß ihn die

Kaiserin blos hochschätzte, oder schätzen müßte, weil er Zimmermann war.

Nun kam er deutlicher mit seinem Wunsche, und äußerte, daß er gerne den Wladimirorden haben möchte. Da er aber immer von meiner Seite Jalousie befürchtete, so mischte er mich mit ins Spiel, wollte den Orden für uns beyde haben. Ich schickte auch diesen Brief der Kaiserin, schrieb ihr aber, daß, was den Orden beträfe, ich mich protestando verwahrte gegen eine Sache, worauf ich keine Ansprüche hätte, bath sie aber, meinem Freunde Zimmermann diese Freude zu machen.

Die Kaiserin antwortete mir, daß nach den Statuten des Ordens, Niemand ihn haben könnte, ohne dem Vaterlande einen Dienst erwiesen zu haben. Sie gab ihm also den Auftrag, ihr geschickte Aerzte und Wundärzte, an welchen ihr für ihre Armeen am meisten gelegen war, und wovon sie nicht über zwey erhielt, ins Land zu schicken, für welches Verdienst ums Vaterland er hernach den Orden bekommen sollte. Zimmermann war hierüber außer sich, besonders da ihm die Kaiserin schrieb, er könnte bey würdigen Männern (sie meynte Professoren und berühmte Praktiker) bis zum Range eines Kollegienassessors (Major's) gehen. Zimmermann warb nun seine Legion und machte beynahe alle, welche keine bloße Wundärzte waren, zu Majoren oder Kollegienassessoren.

Ich hätte gewünscht, daß er mit mehr Kaltblütigkeit und Bescheidenheit zu Werke gegangen wäre, warnte ihn mehrmals, daß er die Sache nicht übertreiben, und bedenken sollte, daß sich für diese Fremdlinge viele Beschwernisse finden würden. Alles dieses wurde mir von ihm höchst übel genommen, und er glaubte, daß ich der größte Gegner aller seiner Rekruten wäre.

Ich habe ihnen allen, welche mir die Ehre anthaten, mich zu besuchen, und meine Bekanntschaft zu machen, Redlichkeit und Freundschaft erwiesen, und Einigen ihr ganzes Glück gemacht, obwohl er, wie er selber zur Zeit, wo er schon nichts als Mißtrauen und Bosheit im Busen nährte, in seinem Briefe sagte, keinen an mich angewiesen hatte.

Dieses war also die dritte und letzte Epoche, wo Zimmermanns Kredit bey der Kaiserin im Werthe war, von welchen dreyen ich fast blos allein der Stifter war. Die erste nach meiner Präsentation, die ich bey der Kaiserin hatte; die zweyte nachher, als sie einen Besuch von ihm in Petersburg wünschte, welche er auch wieder gänzlich verdarb, und ich mit der Zeit wieder reparirte. Die Kaiserin hatte den Auftrag, wegen dieses Besuchs, dem russischen Gesandten in Hamburg, Herrn von Groß, übertragen. Zimmermann schrieb an Herrn von Groß, welcher ihn zu einem Aufenthalte von einigen Sommermonaten in Petersburg einladen mußte, als

schwacher und höchst eigennützger Mann. Er besorgte umgeworfen zu werden, und wieder einen Bruch zu bekommen; seine Frau müßte eine Jungfer mitnehmen, und zwey Brüder, welche zur Zeit der Belagerung in Gibraltar gewesen wären, rc. rc. kurz er besorgte, er möchte nicht reichlich genug von der Kaiserin bezahlt werden, welches er zwar nicht deutlich sagte, doch hinlänglich zu verstehen gab.

„Lesen Sie diesen Schnikschnak, schrieb mir die „Kaiserin, und kommen Sie Morgen um drei Uhr zu „mir, und sagen mir Ihre Meynung. Der Mann ist „bang und krank und kränklich. Ich will auch nicht, „daß ihm durch eine Reise zu mir Unglück widerfahren „soll.“ Hierbey lag Zimmermanns Brief, den er an den Gesandten geschrieben hatte. Es ist dieses das einzige eigenhändige Billet von der Kaiserin, welches ich nicht mehr im Besitze habe. Ein gewisser Herr von Ferber, sächsischer Legationssekretär, war einstens in Petersburg bey mir, und hätte gerne etwas Eigenhändiges von der Kaiserin gehabt. Da ich nun mehrere Briefe und kleine Billets hatte, so schenkte ich ihm dieses. Ich hatte die unschickliche Vorsorge, einige orthographische Fehler zu verbessern, welches er mir verwies und erklärte, daß ein Brief samt seinen orthographischen Fehlern mehr Gepräge von Originalität hätte, als ein anderer.

Mir war es, als wenn ich vom Donner getroffen wäre. Potz, Hypochondristen und kein Ende! dachte ich.

Ich gieng ganz betroffen zur Kaiserin, warf alles auf einen Anfall der Hypochondrie, und versicherte, daß er kommen würde, sobald sie nur noch einmal diesen Wunsch äußern möchte. Sie stellte sich wirklich, als wenn sie es so machen wollte, ließ mich in dieser Hoffnung nach Hause gehen, und schrieb an den Gesandten, Zimmermann möchte zu Hause bleiben.

Mein Freund lag also nun das Zweytemal im Kothe. Ich brachte es wieder ins Reine, so daß es sich mit Sendung seiner Aerzte und des Vladimirordens endigte. Unterdessen hatte Zimmermann die schlechte Fehde mit mir angefangen, die mir jeder Arzt in Petersburg gönnte, wovon ich aber bey der Kaiserin nie eine Sylbe äußerte, bis erst seine Raserey so weit gekommen war, daß er mich bey der Kaiserin förmlich verklagte. Alle Hofärzte waren mißvergnügt über mich, daß ich immer solche große Dinge mit meinem Zimmermann machte, und alle verachteten ihn, da sie sein Betragen gegen mich erfuhren.

Die Kaiserin, welche wohl wußte, mit welcher Wärme ich sein Freund gewesen war, welche auch beobachtet hatte, daß ich zur Zeit seiner Fehde nicht eine Sylbe wider ihn, auch nichts für ihn, gesprochen hatte, faßte selber die größte Verachtung gegen ihn. Er lag nun zum Drittenmale, aber Niemand wollte oder konnte ihm wieder in die Höhe helfen. Er gebrauchte nun allerhand kleingeistische Kunstgriffe, sich wichtig

und beliebt zu machen. Er berichtete unbedeutende Kleinigkeiten, Zeitungsnachrichten rc., fragte an, wie er sich dabey benehmen sollte, aber nichts wollte mehr die gewünschte Wirkung machen. Die Kaiserin schonte ihn noch, mochte aber im eigentlichen Sinne nichts mehr mit ihm zu schaffen haben. Ich bekam die erste Nachricht aus Rußland, daß Zimmermann wahnsinnig geworden wäre. Ich wurde nun überzeugt, daß er vielleicht nie fähig gewesen wäre, mich so häßlich zu mißhandeln, wenn nicht schon seine Krankheit zum Grunde gelegen wäre. Ich konnte mir hieraus noch manche andere seiner Handlungen erklären. Unglück für jenen, welcher so wie ich, und vielleicht noch mancher Andre bei solchen schwarzen Anfällen ihm unter die Finger kam.

Bevor noch Zimmermann seinen großen langmeditirten Streich ausführte, schrieb er aus eignem Antriebe, welches vorhin nie geschah, einen großen französischen Brief an die Kaiserin, welcher zuverläßig eine Vorbereitung zu meinem Sturze seyn sollte. Zu jener Zeit hatte die Jesuitenriecherey, worüber sich vorhin Zimmermann selber lustig machte, mehreren Literatoren in Berlin den Kopf verrückt. Zimmermann schrieb nun in diesem Tone an die Kaiserin, warnte sie, auf ihrer Hut zu seyn, da von diesem Katholicismus noch etwas ärgers als die Bartholomäusnacht zu fürchten wäre. Ich ahndete damals noch gar

nichts, obwohl es so viel sagen wollte, als jage Weikarden und alle Katholiken aus dem Reiche. Man hat es oft bemerkt, daß Wahnsinnige mit sehr ausgedachten und spitzfündigen Kniffen zu Werke gehen. Die Philosophen in Berlin, schrieb er, haben mich schon mehrmal angesprochen, mich der Sache anzunehmen, und ein Ende zu machen, vermuthlich um allem Katholicismus auf einmal das Hirn zu zerquetschen. Die Kaiserin, welche von allen diesen Träumereyen nichts wußte und nichts glaubte, schickte mir den Brief und verlangte Erläuterung hierüber, die ich dann sogleich ganz kurz und bündig gab. Die sogenannten Berliner Philosophen, schrieb ich, sind eine Gesellschaft von Narren, welche allenthalben Jesuiten und Proselytenmacher sehen, wo keine sind; es sind intolerante Träumer, welche andere ehrliche Männer verdächtig machen und verfolgen möchten ꝛc. Ich streute freylich noch einige Erläuterungen und Anekdoten ein von diesem Narrenhaufen, wozu Zimmermann endlich als Corps de reserve aufmarschiren und alles vertilgen sollte.

Es ist mir nichts ekelhafter, als wenn eine Religionspartheу die andere verfolgen und verdrängen will; wenn sich die eine unendlich erhaben über die andere dünkt. Der Glaube ist eine Meynung, und jede Parthie sollte die Meynung der anderen respektiren, oder sie sollten sich beyde bekennen, daß sie sämmtlich am Ende doch nichts, als gläubige Schafsköpfe wären.

Nichts lag Zimmermannen so sehr am Herzen, als die Etablirung seines Dr. Meyer's, welcher in die Krimme verlangte. Hier gieng ihm nun alles zu langsam. Ich bekam immer Vorwürfe, daß ich die Sache nicht betrieb, nicht bestimmt darauf antwortete, so daß ich ihm nach langen Vorwürfen endlich schrieb, daß er aus allem abnehmen könnte, daß ich nicht zum Geschäftsmanne taugte. In jedem Briefe war von Meyers Feuergeist, Einsicht und Thätigkeit geschrieben. Ich gab sie der Kaiserin, welche freylich ziemlich kalt dabey blieb. Er schickte mir einstens einen Brief, als Beylage, von Meyer selber. Ich gab ihn der Kaiserin, welche ihn in meiner Gegenwart mit Langeweile las. Die Leute, sagte sie, sprechen immer von Geist und Feuer, und schreiben doch Briefe, die fast nicht zu lesen sind. Wirklich war der Brief äußerst weitläufig, wässerig und langweilig. Ich mochte freylich solche Antworten dem lieben Zimmermann nicht mittheilen und schwieg lieber ganz davon, welches denn bey Zimmermann großes Verbrechen war und stets mehr Gelegenheit zum Mißtrauen gab. Er hat mir sehr häufig Beweise hiervon in seinen Briefen gegeben. Die Ueberzeugung von der Offenheit meines Herzens ließ mich aber nie etwas Arges träumen; ich argwohnte gar nichts, und hörte nicht auf, ihn für einen redlichen Freund zu halten, bis ich erst zu meinem größten Erstaunen auf die gröbste und auffallendste Art von dem Gegentheile überzeugt wurde.

Die Kaiserin hatte mir schon lange von ihrer Reise nach Cherson und in die Krimme gesprochen und auch mich bereits dazu engagirt. In dem Sommer, bevor diese Reise unternommen wurde, hatte Zimmermann seine Aerzte und einige Wundärzte ins Reich der Reussen geschickt, wodurch er nichts weniger als eine gänzliche Umänderung dieses Reiches zu bewirken glaubte. Die Kaiserin ahndete es mit einiger Bitterkeit, als ich blos von angekommenen Aerzten und nicht von Wundärzten sprach, welches unterdessen doch nicht mein Verbrechen gewesen war.

Diese medizinische Legion bestand aus manchen fähigen und guten Menschen, theils aber auch aus andern, wo weder Kopf noch Herz viel taugten. Unterdessen waren sie auf Anrathen ihres Chefs fast alle mit weißen Kokarden angekommen. Einige erschienen sogar in militärischer Majorsuniform, welche man sie denn freylich, sammt den Kokarden, zeitlich ablegen hieß.

Es war hierbey eben nichts Sonderbares, daß ein Mann wie Zimmermann, der selten geradehin, sondern immer drüber hinaus, oder drunter hin sah, fast just die schlechtesten von seinem Korps, oder die größten Narren am dringendsten empfohlen hatte.

Ich war vor Ankunft dieser Fremdlinge mit Zimmermannen schon ganz entzweyt. Es war dieses auf eine Art geschehen, die Niemand begreifen würde, und die ich selber nicht begreifen konnte, die ich aber doch

ganz klar vor Augen stellen will. Krankheit, deren Bestandtheile Habsucht, Argwohn und Bauernstolz waren, hatte den hypochondrischen Mann so weit gebracht. Unterdessen empfieng ich diejenigen seiner Leute, welche zu mir kamen, höflich und wahrhaft freundschaftlich.

Diese Ankömmlinge mußten sich einige Zeit in Petersburg aufhalten, bevor sie vertheilt, und nach ausdrücklichem Befehle in lauter guten Gegenden angestellt wurden. Während dieser Pause hatte mich Einer unter ihnen, Dr. Giesecke genauer kennen gelernt, und, nach meinem freundschaftlichen Betragen gegen ihn, Zutrauen zu mir gewonnen. Er eröffnete einstens, mit gewisser Herzensunruhe einem meiner vertrautesten Freunde, den er bey mir hatte kennen gelernt, daß es nun auf dem Punkte wäre, wo man mich gänzlich stürzen und vertilgen wollte.

Mein Freund und ich, wir lachten beyde über die ängstige Besorgniß des jungen Mannes, und glaubten, daß er sehr leichtgläubig oder hypochondrisch wäre. Was ist an mir zu vertilgen, sagte ich? Man wird mir den Platz, welchen ich habe, ohne Verbrechen nicht nehmen, und zu einem höheren hatte ich gar keine Erwartung mehr. Es war nun einmal mein fester Ernst, nicht Leibarzt zu werden, wenn ich es auch wirklich auf die leichteste Art werden könnte. Eine Stelle, wozu so leicht ein Mann ohne Wissenschaften gelangen konnte, schien für mich nicht ehrenvoll; dann fürchtete ich einen

schlimmern Ausgang, im Falle die Kaiserin, welche denn doch nun täglich älter und sterblicher wurde, mit Tode abgehen sollte. In solchen Ländern glaubt man erstlich selten, daß eine so große Person ohne Vergiftung oder Mißhandlung des Arztes sterben kann, und dann wäre es nach Umständen genug gewesen, wenn ein Bösewicht bey Garden oder besoffenen Bauern von einem ausländischen Arzte gesagt hätte: dieser Mann hat unsere Kaiserin durch verkehrte Heilart, durch Falschheit oder Bestechungen gemordet. Außerdem hielt ich es zu sehr gegen meine Freyheit, kaiserlicher Leibarzt zu seyn. Ich wäre in Rußland geblieben, so lang die Kaiserin Zutrauen auf mich gesetzt hätte, und mein Wunsch wieder nach Deutschland zu kehren, hätte nicht können erfüllt werden. Kurz, ich wollte nun noch aus mehreren Gründen nicht mehr in die Laufbahne eines Leibarztes treten.

Ich konnte freylich nichts von dem träumen, was Giesecke mit ehrlicher Theilnahme meinem Freunde vertraut hatte. Es dauerte aber nicht lange, wo ich zu meinem größten Erstaunen erfuhr, daß mehr an der Sache war, als ich nach Ueberzeugung meines Herzens nur hätte vermuthen können. Natürlicher Weise waren einige von dieser medizinischen Truppe schon voraus von Zimmermannen unterrichtet, auf welche kräftige Art er mich zertrümmern wollte.

Jene Epoche kurz vor der Abreise der Kaiserin war für mich eine der bittersten, die ich noch erlebt habe. Von drey Seiten wurde ich zugleich auf die empfindlichste und niederträchtigste Weise angetastet. Ein unwissender, grober, lügenhafter, aufgeblasener Operateur und Hebammenmeister M..., ein Charlatan, welcher Werke unter seinem Namen herausgab, und beynahe selber nicht recht lesen, vielweniger schreiben konnte, hatte einige Jahre durch Protektion eine Rolle in Rußland gespielt, die freylich nicht dauerte und nicht dauern konnte; er streute aus, daß ich, anstatt einer Frau einen Bandwurm abzutreiben, ihr ein Kind abgetrieben hätte. Sein enthusiastischer Freund, Leibarzt Cruse, und einige andere halfen es am großfürstlichen Hofe und in der Stadt verbreiten. Es wurde bald an großen Tafeln und in vornehmen Gesellschaften erzählt. Kurz, beynahe die halbe Stadt wußte es, nur ich nicht.

Die Geschichte betraf die Frau eines rohen französischen Schlachters, welcher in Petersburg Wurstmacher, hernach Gastwirth war, endlich durch Miethlinge das Geschäft eines Goldstickers trieb, und zuletzt Apotheker wurde. Die im fünften Monate schwangere Frau, eine gebohrne Russin, war lungensüchtig, und machte mit Beyhülfe des Hebammenmeisters eine unzeitige Geburt und starb. Ich hatte sie vorher einstens in der Kur, wo sie mir endlich auch über Bandwurm klagte, wogegen ich ihr einmal etwas verschrieben hatte. Sie verreisete

hierauf, kam krank zurück, und ich hatte für sie, als sie mit ihrer fünf Monate alten Frucht abortirte, in acht Monaten kein Rezept mehr geschrieben.

Es war dieses eine von den ehrlosen Begebenheiten, die ich vor der großen Reise zu erdulden hatte. Ein junger Wundarzt erzählte mir diese Geschichte. Ich drang rasch auf ihn, mir zu sagen, wo er sie gehört hätte. Im Hause des Leibchirurgus — — sagte er. Ich schrieb an diesen, daß ich nicht vermuthen könnte, daß er der Urheber dieses Gerüchts wäre, daß ich diesen für einen H — — erklärte, welchen er mir also nennen möchte. Der Mann kam selber zu mir, machte Umschweife, und deutete mir endlich auf M... Ich schrieb ihm das nämliche Kompliment. Er antwortete auf die Art jeder Elenden, wollte alles auf den Schlachter wälzen: der Kerl ist ein Naar (Narr), schrieb mir der grundgelehrte Schriftsteller von dem Schlachter. Was war nun mit dieser Barbiererseele anzufangen? Wichtigere und noch mehr kränkende Vorfälle ließen mich bald diese Beleidigung vergessen.

Ich muß hier zuerst eine Geschichte von teuflischer Bosheit und Undankbarkeit erzählen, die mir auch kurz vor dieser Reise widerfahren ist.

Als ich nach Petersburg kam, erhielt ich einen Finnen zum Bedienten, der ein ganz stüpides, immer besoffenes, Vieh war. Ich sah mich also bald nach einem andern um, und erhielt einen tückischen, eigennützigen

und boshaften Kerl, welcher ein Preuß war. Ich suchte also auch diesen wieder vom Halse zu bringen. Da kam ein Kerl zu mir, und redete mich auf folgende Weise an: j'ai entendu dire, que vous êtes un bon maître, et moi je suis un bon serviteur; je viens donc pour vous offrir mes services. Der Kerl sagte mir dieses so unbefangen, daß ich ihn auch sogleich in Dienste nahm.

Ich hatte schon von Anfange ein liederliches Mädchen durch Empfehlung zur Köchin und Haushälterin bekommen. Das Mädchen lief den ganzen Tag nach seinen Liebhabern, und ich war am übelsten besorgt dabey. Es verheyrathete sich endlich an einen Laufer. Ich beschenkte es noch, und war froh, daß ich es aus dem Hause brachte.

Mein Siegmund, so hieß der neue Bediente, war unterdessen mein lieber Getreuer und Vertrauter geworden. Er sagte: Ich will Ihnen eine Frau verschaffen, eine Wittwe, die nicht mehr der Liederlichkeit nachrennt, wobey Sie besser versorgt seyn werden. Er brachte mir die Frau, welche Wittwe eines Italiäners war, die auch mein Hauswesen ganz ordentlich zu besorgen schien.

Als diese Frau erst einige Zeit bey mir war und mein Zutrauen gewonnen zu haben glaubte, eröffnete sie mir, daß sie ein Mädchen von eilf oder zwölf Jahren hätte, klagte mir weinend, daß sie es gerne vom Untergange möchte gerettet haben. Eine gewisse Gräfin, die nun zur Buhlerey zu alt zu werden anfieng, hatte vier oder

sechs solcher Mädchen, die sie erzog, im Tanzen, im Französischen ꝛc. unterrichten ließ, um sie zum Dienste ihrer vorigen Liebhaber angenehm und brauchbar zu machen.

Ich war also in dieser Rücksicht sogleich bereit dazu, das Mädchen zu mir, zu seiner Mutter, zu nehmen. Das Mädchen war schön, äußerst einschmeichelnd, hieß mich Papa. Ich kleidete es auf guten Fuß, übergab ihm meinen Keller ꝛc.

Nach einiger Zeit drangen Mutter und Tochter in mich, daß ich noch einen Menschen als Bedienten annehmen sollte, welcher ehrlich und Bruder von Siegmunden wäre. Fürst Potemkin hatte ihn als Tuchweber beschrieben und hernach in der Ungewißheit herumlaufen lassen. Der Kerl war schon in Dänemark gewesen, konnte auch schon ziemlich Russisch, war ernsthaft und dem Anscheine nach ordentlich. Er wurde also mein eigentlicher Bedienter, und Siegmund, der Französisch, Russisch, Italiänisch und Schwedisch verstand, stellte den Kammerdiener vor. Beyde waren zwischen Düsseldorf und Aachen zu Hause, und beyde Tuchweber gewesen.

Es ward nun immer unruhiger in meiner Wirthschaft. Meine Leute zankten und prügelten sich. Ich hatte das völlige Zutrauen der treuen Wirthschaft auf das Mädchen, wobey mir endlich Siegmund einigemal sagte: Sie werden sehen, daß Sie sich eine Schlange

im Busen ziehen. Das Zanken und Prügeln wurde immer ärger, und ich erklärte: wer Urheber von der Unordnung ist, muß aus dem Hause. Die Brüder stimmten zusammen, und alles Unrecht fiel auf die Frau, welche freylich gerne im Trinken zu viel that.

Ich kündigte ihr also an, daß sie aus dem Hause müßte. Sie wollte nach Deutschland und ihr Mädchen mit sich nehmen. Ich gab ihr einen Wechsel von hundert Rubeln nach Lübeck zum Geschenke, und außerdem noch Geld und Eßwaaren zur Reise.

Am Morgen, wo sie fortreisen wollte, kam sie vor mein Bette, wo ich an Gliederschmerzen leidend lag, sagte mir: „jetzt will ich Ihnen die Wahrheit sagen, beyde Bedienten sind meine Brüder; sie prügelten oder mißhandelten mich, weil ich ihnen nicht so viel Geld (sie hatte immer Haushaltungsgeld in Händen), Wein und Eßwaaren geben mochte, als sie von mir verlangten. Sie nahm Abschied und gieng.

Man erwäge nun, wie gut ich bey einer solchen Bande im Hause versorgt war, und was noch weiter mit mir hätte vorgehen können.

Als nun dieses Geheimniß entdeckt war, so verlangte bald darauf der Bediente selber seinen Abschied. Siegmund reisete später ab, indem ich zuvor einen andern Bedienten erhalten hatte.

Ich glaubte jetzt, daß Mutter und Tochter schon weit in der See wären, als unvermuthet das Mädchen

in lumpiger Kleidung weinend zu mir kam. „Ach lieber „Papa, rief es, nehmen Sie sich doch meiner wieder „an; meine Mutter ist fortgereist, hat mir alle Keidungs„stücke mitgenommen, so daß ich nichts mehr habe, „als diese wenigen Lumpen, die Sie an mir sehen.“

Das Mädchen hatte noch eine Tante in Petersburg, auch eine Wittwe, welche ich hernach als die schlechteste und boshafteste Kanaille habe kennen gelernt; bey dieser hielt sich nun das Mädchen auf. Ich schwache Seele war bald wieder zum Mitleid gerührt, sagte dem Mädchen, daß ich es sammt seiner Tante einstweilen ins Haus nehmen wollte, daß ich aber die Tante entließe, sobald ich eine andere Haushälterin bekommen würde.

Ich bekam endlich eine Haushälterin, entließ die Tante und behielt noch das Mädchen. Ein giftiger Schneider, den Brinkmann mit nach Petersburg gebracht hatte, schwängerte die häßliche Tante und heyrathete sie. Ich gab ihr nun das Mädchen in die Kost, wollte, daß es weibliche Arbeit lernen sollte. Ich konnte dermal unmöglich noch Zuneigung oder Zutrauen zu dem Mädchen haben; aber ich hatte Mitleid mit ihm, weil ich voraussah, daß es einstens staarblind werden könnte.

Ich bezahlte wöchentlich zwey Rubeln für Kostgeld, bezahlte alles Nöthige für Kleidung ꝛc. Das Mädchen kam jeden Sonntag nach der Kirche, holte sein Kostgeld, speiste hierauf mit meiner Haushälterin und gieng wieder nach Hause.

Es kamen freylich schon allerley Schwänke und Prellereyen zum Vorscheine, aus deren manchen ich nichts werden ließ, wie z. B. als es kam und weinte (das Lumpenvolk war katholisch), daß sein Großvater der Tante schon mehrmals erschienen wäre, welcher mit fünf und zwanzig Rubeln für Messen aus dem Fegfeuer gerettet werden könnte. Als ich es nun über solche Possen derb abwies, so brachte es mir in der Folge mehrmal vor, ich wäre Philosoph, Freygeist.

Auf einmal kam das Mädchen sammt der Tante, schwätzten mir von einer Heyrath mit einem Vicehoflaquayen. Das Mädchen war klein, schien jünger als sie es wirklich war, mochte auch nicht über 14 oder 15 Jahre haben. Ich stimmte ein, blos weil ich besorgte, das Mädchen möchte doch nichts als ein Freudenmädchen, wie es auch hernach geschehen ist, abgeben, und blind werden. Ich schenkte ihm einstweilen fünf und siebenzig Rubeln, wo zu jener Zeit der Rubel noch zwey Gulden machte, für noch nöthige Kleinigkeiten, hatte es gut gekleidet, und versprach 200 Rubeln an seinem Trauungstage. Ich sah wohl voraus, daß ich in der Folge von diesem dürftigen Ehepaar noch oft würde um Beyhülfe angesprochen werden.

Aber auch diese vorgebliche Heyrath war vermuthlich nichts anders, als ein von der teuflischen Tante angesponnener Plan, mich um Geld zu prellen. Sie hatten nun ihren Zweck verfehlt, da ich blos einstweilen 75

Rubeln hergab, und die übrigen zweyhundert Rubeln erst nach der Trauung geben wollte, da ich diesem schlechten Völkchen in nichts mehr trauen konnte.

Es ward hierauf von diesem verworfenen Gesindel die boshafteste und schändlichste Behandlung gegen mich ausgesonnen.

Ich hatte lange bemerkt, daß es blos die Absicht der Tante und ihres Anhanges war, daß ich mich in das Mädchen verlieben und es zur Mätresse nehmen sollte, damit sie mich nach und nach ganz in ihre Klauen bekämen. Ich that dem Mädchen als Vater Gutes, konnte aber unmöglich Neigung der Liebe zu ihm haben, besonders nachher, da ich sah, daß es mit Mutter und Mutterbrüdern auch eine falsche Rolle gegen mich gespielt hatte. Ich kann bey Gott, bey Ehre und allem was heilig und rechtschaffen ist, schwören, daß ich ihm nie eine ungebührliche Zumuthung gemacht, es nie mit einem Finger unkeusch berührt habe. Meine Leute im Hause, Haushälterin und Bedienten, welche mein Betragen am besten beobachten konnten, waren selbst von meiner Unschuld mit diesem Mädchen überzeugt, daß sie bereit gewesen für mich zu schwören. Freylich mochte man in der Stadt ganz anders geurtheilt haben.

Man stelle sich nun die Lage meines Gemüths vor, als mir die Tante ganz unerwartet schrieb, ich hätte dem Mädchen die Jungferschaft genommen, dafür 600 Rubeln versprochen und nicht bezahlt, weswegen sie mich vor

Gericht belangen würde. Ich versichere, daß ich bey dieser Schlechtigkeit, just zur Zeit, da ich unpäßlich war, einen Druck und Schmerz auf dem Herzen bekam, den ich zuvor noch nie empfunden hatte. Das Jungferschaftnehmen hätte wohl in einer großen Stadt wenig zu bedeuten gehabt: aber daß ich sie mit Akkord sollte genommen, und nicht bezahlt haben; daß diese Verleumdung von jenen kam, denen ich so viel Gutes erwiesen hatte, dieses war für mich eine Kränkung, die ich beynahe nicht aushalten konnte.

Unterdessen kam auch die Mutter wieder aus Deutschland zurück. Ich habe sie nicht gesprochen, doch soll sie gesagt haben: „wenn das Vorgeben meiner Tochter und Schwester falsch ist, so ist es doch wirklich eine allzuschändliche That.“ Die Geschichte war ihr selber verdächtig; allein die Tante hielt das Mädchen bey sich, von seiner Mutter getrennt und blos zur Buhlerey gewidmet.

Ich konnte mir nicht einbilden, daß das Mädchen, welches immer Frommheit affektirte, so gottlos seyn sollte, diese schändliche Verleumdung selber auszusagen. Mein Bruder ließ es zu sich kommen; es erschien unter dem Schutze des verruchten Schneiders, des Mannes ihrer Tante, und sagte geradehin, daß die Jungferschaftsgeschichte wahr wäre.

Ich war so albern, daß ich glaubte, daß das Mädchen noch wirklich Jungfer wäre, und wollte auf Untersuchung von Hebammen dringen, um die Bosheit

desto deutlicher zu entlarven. Mein Bedienter rieth mir aber anhaltend ab, und war ganz überzeugt, daß die Jungferschaft schon lange geraubt wäre. Er mochte wohl selber ein Pröbchen angestellt haben. Auch erfuhren wir nachher, daß die Tante das Mädchen mit Punsch erhitzt, und hierauf in ihrer Wohnung zum Genusse hingegeben hätte. Man konnte es also nicht mehr auf Untersuchung der Jungferschaft ankommen lassen.

Man glaubt nichts so leicht, als eine schändliche Geschichte, wenn sie von schlechter Kanaille einem ehrlichen Manne angedichtet wird; und in jedem Lande wird man finden, daß solches niedrige Gesindel mehr Anhang und Hülfe findet, als der Mann von Ehre. Freylich sagten mir manche Freunde, es wäre besser gewesen sich mit diesem Gesindel durch Geld abzufinden, als ein solches Gerücht in allen Klubbs und Gesellschaften herum tragen zu lassen. Mir war es viel zu kränkend, bey reinster Unschuld den schwärzesten Undank und die infamste Verleumdung noch mit Gelde zu belohnen. Ich konnte auch nicht glauben, daß die Lasterthat von teuflischen Menschen so weit würde getrieben werden.

Es kam aber so weit, daß mich das gottlose Mädchen beym Oberpolizeymeister förmlich anklagte. Dieses durch seine auffallende Dummheit in ganz Petersburg berüchtigte Polizeyanimal, noch eine Kreatur von Lanskoischer Empfehlung, hatte gar kein Ohr für die aufrichtigste Darstellung meiner Unschuld, sondern bestand nur darauf,

daß ich für die erhaltene Jungferschaft sechs hundert Rubeln bezahlen sollte, weswegen mir einmal über das andere ein Polizeymajor ins Haus geschickt wurde.

Ich wurde sogar von diesem elenden Manne auf das Polizeyamt vorgeladen, und ärgere mich noch, daß ich dort erschienen bin, und mir in einem Zimmer voller Polizeyoffiziere die gegen mich eingebrachte Klage hersagen ließ.

Unterdessen erklärte ich ernsthaft, daß ich nicht einen Kopeck bezahlen, sondern die Sache in einen Prozeß einleiten und gerichtliche Genugthuung fordern würde. Ich nahm einen Advokaten an, und wollte die Sache aufs äußerste treiben lassen. Es gieng aber bald hierauf die große Reise der Kaiserin an, wodurch die Sache ist liegen geblieben. Unterdessen trug auch diese ärgerliche Begebenheit, wie die zwey andern Vorfälle, dazu bey, daß ich die Reise mit Mißmuth antrat, und mich stets in gewisser Entfernung von der Kaiserin hielt, da ich bey aller Unschuld und Rechtschaffenheit dennoch besorgen konnte, daß eine oder die andere Geschichte einen ungünstigen Eindruck bey ihr hätte hinterlassen können. Hierzu wirkte noch meine Gliederkrankheit, die mich beynahe die ganze Reise hindurch quälte, und sich nur erst bey der äußersten Hitze in Chersons warmem Himmelsstriche verlohr.

Die katholische Geistlichkeit zu Petersburg bestand in einem Exjesuiten und einem oder zwey Franziskaner-

mönchen. Ich speisete bey einem Italiäner, wo auch der Exjesuit, ebenfalls ein Italiäner, bey Tische war. Der Hauspatron war mein Freund, und genau mit meiner Geschichte bekannt, wovon denn nach Tische die Rede kam. Der Jesuit sagte sogleich: diese Geschichte kömmt von dem Mönchen her, welcher auch bey andern für einen schlechten Menschen passirte. Ich erfuhr auch, daß das Mädchen und seine Tante bey diesem deutschen Mönche gewesen waren. Ich schrieb also in übereilter Hitze an den Erzbischoff von Mohilow, wo ich aber am Ende keinen Beweis führen konnte. Der Jesuit und Mönch waren bekannte Neider und Feinde unter sich; und als ich von Cherson nach Moskau zurückkam, traf ich den Jesuiten ganz still und demüthig in dieser Hauptstadt an; er war wegen Knabenschänderey mit einem Kirchenjungen, von Petersburg fortgeschickt worden. Sein Fall war also noch schlimmer als der meinige.

Der deutsche Mönch war unterdessen auch weggekommen, und an dessen Stelle ein andrer lungensüchtiger Landsmann oder gar Verwandter von meinem Gesindel angestellt, den ich bey dem bayrischen Gesandten hatte kennen gelernt. Kurz vor meiner Abreise aus Rußland schrieb ich an diesen Geistlichen: „Eine Familie aus ihrer „Gemeinde hat mich vor so viel Monaten auf die „schändlichste Art beleidigt. (Ich erzählte ausführlich „und ehrlich die ganze Geschichte.) Sind Sie ehrlicher

„Mann, wofür ich Sie halte, und ist es wahr, was „man im Katechismus lehrt, so untersuchen Sie einstens „die Sache, wenn ich abgereiset bin, und thun alsdann, „was ein rechtschaffener Seelsorger in solchen Fällen „schuldig ist."

Der Geistliche, P. Marius, war hitzig, gieng sogleich das Mädchen ernsthaft an. Es gestand ihm die ganze Verleumdungsgeschichte, erzählte, daß es mit lockenden Versprechungen und stärksten Drohungen zu dieser abscheulichen That wäre gezwungen worden, both Abbitte und mögliche Genugthuung an. Zuletzt wirkte aber doch wieder der Pfaffengeist, da er mir zumuthete, daß ich dem Mädchen nach geschehener Abbitte verzeihen, und eine Beysteuer zu seinem kümmerlichen Unterhalt hergeben möchte.

Der Kummer, welcher mir für meine Wohlthaten, väterliche Sorge und Rechtschaffenheit durch diese schändliche Ehrabschneidung war zugefügt worden, war nun vergessen, zum Theile auch durch Vorfälle von anderer Art verdrängt. Das Mädchen war ohne Ehre, ohne Geld, ohne Hülfe, mit nagendem Gewissen. „Ich „will nie wieder weder das Mädchen, noch jemanden „von seinem Anhange vor meinen Augen haben, schrieb „ich dem schwindsüchtigen Mönche. Abbitte und auch „öffentliche Genugthuung nützen mir zu nichts. Die „schlechte Dirne soll sich nun an jene halten, welche sie zu „jenem lasterhaften Schritte verleitet haben." Punktum.

Der Hauptschlag, dem ich vor der Mädchengeschichte schon ausgesetzt war, hätte für mich noch weit gefährlicher werden können. Ich werde nun auch hiervon die Geschichte erzählen.

Ich stand an einem Morgen ruhig an meinem Pulte, las oder schrieb etwas. Da trat ein Kammermohr der Kaiserin mit einem schmalen Oktavblättchen ins Zimmer, worauf in zwey Zeilen folgende Worte standen: „Was ist das vor ein Brief der in Deutschland „herum irrt, und von ihnen geschrieben seyn soll?“

Noch nie war ein Mohr der Kaiserin zu mir gekommen, und mein Bedienter hatte ihn ungemeldet gerade zu mir geschickt.

Es geschah dieses am achten Dezember alten Styls 1786, und ist für mich allerdings eine unerwartete Ueberraschung gewesen. Aber noch nie hat bey Kranken und Gesunden ein unvorgesehener wichtiger Vorfall meinen Geist in Unordnung oder Lähmung gebracht, vielmehr wurde dessen Thätigkeit und Wirkungskreis dadurch schnell erhöhet.

Ich konnte mir unmöglich vorstellen, was der Inhalt dieses Zettelchens bedeuten sollte? Vielleicht, dachte ich, hat irgendwo ein Legationssekretär oder sonst jemand durch einen solchen Streich sich empfehlen wollen, da er ungefähr etwas erhascht hat, welches mit zu viel Offenherzigkeit geschrieben war? An eine kalte Rache eines Ritters in Hannover, mit dem ich schon seit einem

Jahre gar nichts mehr zu schaffen, und von welcher Zwistigkeit ich bey der Kaiserin nie ein Wort geäußert hatte, konnte ich durchaus nichts denken. Ich faßte unterdessen geschwinde Entschließung, antwortete mit dem nämlichen Mohren auf der Stelle: „Von mir existirt dermal in Deutschland weder gedruckt noch geschrieben etwas Auffallendes; es sey denn, daß ein Anderer etwas auf meinen Namen zirkuliren lasse. Habe ich mich etwa über Zwistigkeiten mit einigen Gelehrten etwas zu stark geäußert, so halte ich doch dergleichen Händel nicht der Mühe werth, daß jemand von ihnen Erwähnung macht ꝛc.“ Denn es war mir doch auch eingefallen, ob nicht die Berliner Jesuitenriecher mir einen Streich hätten spielen wollen.

Ich wartete nun ganz muthvoll und mit einer Art von Neugierde ab, ob es eine Reise nach Siberien oder über die Grenzen absetzen würde, und machte mir bereits allerhand Ideen zu einer künftigen Romangeschichte.

Es dauerte kaum eine Viertelstunde (denn ich wohnte nahe bey Hofe), so stand der große Mohr schon wieder vor mir. Ich hätte ihn gerne fragen mögen, ob auch Wache mitgekommen und im Vorzimmer wäre? Er brachte wieder ein offenes Zettelchen von der Hand der Kaiserin, welches aber doch schon um einige Zolle gewachsen und einem Quartblättchen ähnlich war. „In dem Briefe, schrieb sie, welcher in Deutschland herum

geht sol der H. v. Zimmermann sehr übel traktirt, und seine Verdienste sehr mißhandelt seyn, ohne viel andere anzügliche sachen zu erwähnen."

Nie hatte ich weder vorher noch nachher von der Kaiserin ein unpetschirtes und unaddressirtes Billet erhalten; wenn sie auch nur einige Zeilen schrieb, so war das Zettelchen versiegelt, und es stand eine Addresse darauf. Aber diese beyden Zettelchen wurden ohne Pettschaft und Ueberschrift gebracht.

Nun war mir auf einmal mein Feind entdeckt. Ich antwortete auf der Stelle und ertheilte dem Mohren ungefähr Folgendes: „Ich hielt Zimmermann immer für meinen redlichsten Freund, schrieb also an ihn in dem vertrautesten Tone. Zeit und Laune sind ungleich. Ich schrieb daher viele Briefe voll von Vergnügen, auch manche mißvergnügte. Meine üble Laune fiel meistens auf medizinische Gegenstände, manchmal liefen wohl auch Seigneurs mit unter. Aber meinen Kopf setze ich zum Pfande, wenn ich je etwas wider Eure Majestät, wenn ich im Gegentheile nicht allzeit mit Wärme von Höchstdenselben geschrieben habe. Zimmermanns Stolz und Hypochondrie machen ihn für das gemeine Leben unerträglich. Mich hat er so behandelt, wie man es von einem ehrlichen Manne gar nicht erwarten konnte. In dem Briefe, den ich endlich an ihn schrieb, hab ich ihm die Wahrheit gesagt, wie sie ihm noch keiner gesagt hat, und wie sie ihm gesagt werden

mußte. Ich habe auch selbst dieses zur Ehre Eurer Majestät gethan, da er sich so vielmal, sogar in öffentlichen Blättern, gerühmt hat, als wenn er als Leibarzt, oder Gott weiß was, nach Rußland berufen gewesen wäre ꝛc.“

Natürlicher Weise braußte mir diese unerwartete Geschichte gewaltig im Hirne, wie es jeder Leser bey einem Manne von Gefühl, Ehre und Rechtschaffenheit sich wird vorstellen können. Am andern Morgen schickte ich noch, vielleicht aus unüberlegter Hitze, an die Kaiserin ein Verzeichniß aller Streitigkeiten, welche Zimmermann schon mit andern Gelehrten gehabt hatte, und stellte ihr vor, wie er sich erst am Ende durch vier Oktavbände an einem zu bemittleidenden Obereit hatte zum Helden schlagen wollen, wo es doch immer bey der Geschichte, wie sie Zimmermann selber erzählte, unentschieden blieb, welcher von beyden der größte Narr gewesen war. Ich legte die treffenden Sinngedichte von Kästner bey. Die Kaiserin schickte mir meine Papiere zurück und schrieb: „Die Herrn Gelehrten tächten woll, wenn sie das schelten und zanken beyseiten laßen wolten. Den dabey ist sehr wenig Ehre zu verdienen.“

Ich erwachte wie aus einem Schlummer, schämte mich, daß ich noch ein Wort über Zimmermann hatte verlieren mögen, und nahm mir vor, mich in meinem Leben nicht wieder mit einem Gelehrten zu zanken.

Ich habe es schon vorher wie nachher erfahren, daß die Gelehrten eigentlich die ächten Christen sind, welche den andern Backen auch hinreichen müssen, wenn sie auf einen geschlagen werden. Ich habe es so oft erfahren, daß man mir es, so wie jedem andern Gelehrten, höchst übel nahm, wenn ich einem bösen Buben von Rezensenten oder sonst einem schlechten Kerl, welcher mich ohne Veranlassung auf tückische und infame Art mißhandelte, nur einige ernstliche Antwort entgegen setzte, da man indessen alle diese Verleumdungen und Infamien des beleidigenden Theiles ganz gleichgültig, oft auch mit Wohlgefallen, hören konnte. Hier fiel mir mein Sohn ein, welcher sich als Kadet in Ollmüz, wie mir ein Augenzeuge sagte, wegen brutaler Behandlung von seinem Offiziere, erschoß. „Nein, sagte er, als er schon Rezensionen und andere Schriften las, nein, kein Gelehrter will ich werden, die sich wie Buben behandeln; mit meinem Degen will ich es ausmachen, wenn mich ein schlechter Kerl beleidigt.“

In wenigen Tagen gieng es auf kurze Zeit nach Sarsco-Selo zur großen Reise, wo ich mich denn so ziemlich stille, und in gewisser Entfernung hielt. Ich war von drey Seiten auf eine ehrverletzende Art angegriffen worden; ich konnte mir vorstellen, daß alles zu den Ohren der Kaiserin gekommen war. Ueber Zimmermanns Angriff hatte ich mich zwar bey der Kaiserin geäußert, aber über die andern Schlechtigkeiten mochte

ich kein Wort bey ihr verlieren, da sie mich nicht darüber zur Rede gestellt hatte. Unterdessen dachte ich über das bey allen Kalumnien gewöhnliche: Semper aliquid haeret, nach, muthmaßte, die Kaiserin möchte eine zweydeutige Idee von mir gefaßt haben, und wollte, stolz auf meine Unschuld und Rechtschaffenheit, mich nicht wegen Verleumdungen entschuldigen, worüber ich nicht gefragt wurde, und welche ich denn vielleicht doch nicht ganz wieder der Kaiserin hätte aus dem Kopfe bringen können, im Falle sie einmal, wofür ich sie freylich zu groß, zu billig und vernünftig halten mußte, selbigen einigen Glauben beygemessen hätte. Auch konnte ich selbst nach ihrem Billet nicht wissen, was mein lieber Zimmermann ihr noch für Dinge gegen mich in den Kopf gesetzt haben möchte. Kurz, durch diese Ereignisse, durch eine unangenehme Reisegesellschaft, und durch meine unbarmherzige Gliederkrankheit war mir die ganze Reise verbittert.

Doch hörte ich nicht auf, das Glück zu fühlen, daß alles dieses unter der Regierung einer so weisen Kaiserin geschehen war. Ein anderer Czar oder eine Czarin, hätten, ohne mich zu hören, auf bloßes Anbringen schlechter Menschen mein Unglück beschließen können. Alsdann hätte vielleicht ein Zimmermann leichter seinen Zweck erreicht, einen ehrlichen Mann zur Belohnung seiner redlichsten Freundschaft auf der Stelle nach Siberien transportirt zu wissen. Zu diesem Zwecke war der kürzlich erzählte Streich der zweyte Versuch gewesen.

Zimmermann war überzeugt, jetzt eben den rechten Zeitpunkt abgelauert zu haben. Mr. Rogerson war auf Reisen gewesen, in Oestreich, England, Frankreich, wozu ihm die Kaiserin zehn tausend Rubeln gab. Bevor er auf Reisen gieng, war noch einige Sprache davon, daß Zimmermann zu einem Besuche nach Rußland kommen sollte, welches ihm keineswegs gleichgültig war. Er mag auch noch auf seiner Reise deswegen Besorgnisse gehabt haben. Denn wie mir ein Kammerherr erzählte, sagte die Kaiserin einstens am Tische: „ganz Europa macht Glossen darüber, daß ich meinen Leibarzt reisen lasse, und Er ist in großer Unruhe, ich möchte unterdessen einen andern nehmen."

Rogerson hatte es bey seiner Abreise bey Hofapotheker Gräf, der alles wußte, was am Hofe in jedem Zimmer passirte, und vielleicht auch bey Andern bestellt, ihm alsbald Nachricht zu geben, wenn Zimmermann ankommen sollte, in welchem Falle er gar nicht mehr zurückkehren wollte. Rogerson bekam nun Nachricht, daß aus Zimmermanns Reise nichts geworden wäre; er erfuhr, wie ernsthaft Zimmermann und ich entzweyt wären. Er faßte hierauf den Entschluß, seine Rückreise durch Hannover zu nehmen, und den Ritter zu besuchen.

Für Zimmermann konnte nichts erwünschter seyn, als der Besuch von einem Manne, den er für

meinen Feind und Antagonisten hielt. Er bewarb sich äußerst um dessen Freundschaft, und suchte so viel gegen mich anzubringen, als Rogerson nur immer hören mochte. Aber Rogerson, ein Höfling, übersah lange den leidenschaftlichen Schwätzer, ließ sich nicht weit ein, oder verachtete die Niederträchtigkeit des Ritters. Denn Dr. Stein, einer von den gesendeten Aerzten, der noch einmal von Petersburg nach Deutschland lief, wieder zurückkam und Zimmermanns Klaglibel gegen mich an Besborodko überbringen mußte, wofür er von Zimmermann mit neuen Empfehlungen ausgerüstet ward, dieser selige Stein erzählte mir nachher selber, daß Zimmermann zwar ganz von Rogerson eingenommen, aber doch nicht recht zufrieden gewesen wäre, daß Rogerson wider mich sich nicht heftig genug hätte herauslassen wollen. Zimmermann, der also nun selbst von Rogerson einige Beyhülfe erwartete, glaubte seiner Sache desto sicherer zu seyn, und schickte mit desto mehr Zuversicht seine Klagschrift oder Denunziation durch Besborodko an die Kaiserin ein.

Beynahe ein Jahr vor dieser förmlichen Anklage hatte mir Zimmermann einen Fehdebrief geschickt, und ihn geflissentlich dem russischen Minister in Hamburg zur Spedirung nach Rußland übertragen, da wir sonst zu besondern Briefen auch besondere Kanäle hatten, welche wir für uns beyde sicher glaubten. Aber er wollte, daß diesmal sein Brief einen diplomatischen

Gang gehen, und auch eben so untersucht werden sollte. Er glaubte, daß dieser Kunstgriff vielleicht schon hinreichen würde, mich nach Siberien zu bringen.

Der Eingang dieses Briefs von einem vermeynten Freunde war folgender: „Sie sind ein Erzfeind von Rußland. Sie gehören nach Siberien u. s. w.“ Ich hatte dem elenden Menschen seither mehrere Briefe geschrieben, und keine Antwort erhalten. Ich konnte nicht träumen, daß er Argwohn und Bosheit gegen mich gefaßt haben oder Narr geworden seyn sollte. Ich fuhr fort zu schreiben, und glaubte, daß er mit seinem medizinischen Korps mir recht viel Vertrautes schreiben würde. Auf einmal wurde ich durch diesen Brief eines Andern belehrt.

Als dieser unsinnige Brief ankam, stand ich an meinem Kamine, warf ihn voller Bosheit ins Feuer. Ich hatte just noch einen bereit, den ich ihm schicken wollte, warf ihn auch dazu, und hätte den Schweitzer selber darein stürzen mögen.

Mein Bruder kam zu mir. Ich erzählte ihm diese außerordentliche Geschichte. Sey gelassen und auf deiner Hut, sagte er: c'est un homme capable de tout! Es ist ein Heuchler, ein elender Mensch, der sich entlarvt hat!

Ich faßte mich und schrieb ihm. „Sie haben ein sehr heroisches Mittel ergriffen, mich zu bessern, zum Beweise, daß es wirklich gefruchtet hat, will ich Ihnen nur schreiben, daß ich bereits wieder einen Brief an

Sie im vorigen Tone vorräthig hatte, ihn aber nach Erhaltung des Ihrigen sogleich ins Feuer warf."

Zimmermann glaubte nun, daß er mich vollkommen in Aengsten und willkührlichem Respekte halten könnte. Er schrieb mir wieder einen Brief von 14 Oktavseiten, folgenden Inhalts:

Hannover, 30. May 1786.

. . . .

. . . .

6. „Nun zu Ihrem Briefe vom 10. May. Ja „wohl habe ich in meinem Briefe vom 18. April ein „heroisches Arzneymittel gegen Sie gebraucht. Ich war „zu allem fest entschlossen, was Sie nöthig machen „würden: 1) Ihre Briefe, der Hebammen- und Bar„biersgeschichten wegen, gar nicht mehr zu lesen. 2) „Ihnen gar nicht mehr zu antworten. 3) Sie bey der „Kaiserin anzuklagen, sobald man mir Nachricht aus „Petersburg gegeben hätte, daß Sie alles mögliche „anwenden, um meine Rekruten desperat zu machen, „und um mein ganzes Werbungsgeschäft zu zerstören."

7. „Es freuet mich, daß Sie Ihr Unrecht einsehen, „und wirklich auf eine Art, die edel ist und Ihnen Ehre „macht, Besserung versprechen."

„Es freuet mich insonderheit, daß Sie nicht un„menschlich gegen meine Rekruten, und nicht feind„schaftlich gegen mein ganzes Geschäft handeln wollen. „Ach Sie wissen nicht wie viele Mühe, Sorgen, Arbeit,

„Kummer und Verdruß mir dieses Geschäft gekostet hat „und noch kostet. Es ist mir also sehr erfreulich, daß „Sie nicht Dorne auf meine Wege ausstreuen, sondern „freundschaftlich mit mir und menschlich mit meinen „Rekruten verfahren wollen. Beydes suchte ich lange „bey Ihnen, und fand es nicht. (??)"

„Ich habe herzliches Mitleiden mit Ihnen und „mit jedem Menschen der von Nervenunruhen leidet. „Aber wenn aus einer solchen Nervenunruhe verschie„dene Jahre hindurch nichts als Hebammen- und „Barbiersgeschichten hervorsprudeln, dann habe ich „zwar Mitleiden mit dem kranken Manne, aber ich „schließe meine Ohren vor seinen Barbiersgeschichten. (!!) „Eine lange Zeit hindurch waren Alle ihre Briefe nichts „als cerebri deliramenta von dieser Art, ohne die „geringste Rücksicht auf dasjenige was ich Ihnen schrieb, „und ohne das allergeringste Interesse für mich. Es „ist mir lieb, daß Sie einen solchen Schnackbrief ver„brannt haben. Ich wollte Sie hätten alle verbrannt."

8. „Daß Sie meine Briefe vom 6. und 7. Januar „(welche so offenbar für die Kaiserin geschrieben waren) „zurückhielten, das ist nun freylich eine andere „Sache (!!)"

„Was à propos oder nicht à propos war, konnte „ich wissen, und Sie haben sich nicht getraut, nie „getraut, und getrauen sich auch jetzt nicht mir zu sagen, „was in diesem Briefe nicht à propos gewesen sey."

„Es war doch à propos, nachdem die Kaiserin mir „auf die allergnädigste und feinste und freundlichste Art „durch Sie Ihren Wunsch hatte wissen lassen, mich „in Petersburg zu sehen, daß ich hierauf antworte? „Es war aber sehr mal à propos, daß Sie diesen Brief „zurückhielten. (??) Sie haben mich dadurch bey der „Kaiserin ordentlich gebrandmarkt, mir bey dieser „großen Frau das Ansehen eines gefühllosen, groben „und schlechten Menschen gegeben.“

„Es war freylich mal à propos für Sie, daß ich „mich in diesem Briefe, den die Kaiserin lesen sollte, (!!) „über Ihre Insouciance für meine damaligen Geschäfte „und über Ihr Nichtantworten und über Ihren Geschäfts„haß beklagte; und hier liegt der Haas begra„ben. Darum zeigten Sie meinen Brief nicht, (!!) „darum haben Sie mir geschadet, darum haben Sie „mich aufgeopfert, (!!!) darum haben Sie sich ganz „als Höfling gegen mich gezeigt.“

„Was konnte der Courier contradictorisches mit „demjenigen mitbringen, was mir die Kaiserin durch „Sie hatte sagen lassen? Dieß sind bloße Scheingründe. „So spricht man, wenn man in Nervenunruhe und „großer Verlegenheit ist, und nicht weiß wie man „sprechen soll, und sich nicht entschuldigen kann und „darf. (??)“

„In keinem Briefe der Kaiserin ist kein Wort von „dem was mir die Kaiserin durch Sie hatte sagen

„lassen: (!!) eben deswegen weil die Kaiserin erwarten „konnte, ich würde Ihnen antworten.[11] Auch ich „habe der Kaiserin kein Wort hierüber geschrieben.“

9. „Nun schicken Sie endlich den 8. oder 10ten „May, durch Grafen *Anhalt* meinen Brief vom 7. „Januar an die Kaiserin, nnd schreiben mir triumphi„rend: nunc videbimus![12] Wozu das *anizt*? Was „wird die Kaiserin dabey denken? (!!) und was der „Graf *Anhalt* !!!“

„Sonst schickten Sie meine Briefe *unmittelbar* „an die Kaiserin. Warum izt durch Graf *Anhalt*? ..“

10. „Helfen Sie sich nun wie Sie können; aber „helfen Sie sich *ehrlich*, wie ich es von *Ihnen* „erwarte.“

11 Ist radottirt! Ich kommunizirte der Kaiserin die Briefe von *Zimmermann*, und ihm meistens jene, die sie mir schrieb. Er war überzeugt, daß die Kaiserin an nichts mehr denken könnte, als an ihn und seine Plane. Wenn ich nun einen blos an mich geschriebenen Brief der Kaiserin nicht zu lesen gab, so war es Meineid; wenn sie in einem Briefe an mich nichts von *Zimmermann* erwähnte, so war es durch Verrätherey von mir !!!

12 Da *Zimmermann* einen so großen Werth auf diesen albernen Brief setzte, und vermuthlich glaubte, daß durch Lesung dieses Briefs die Kaiserin zu etwas Außerordentlichem für ihn bewogen werden würde, so überschickte ich ihn noch der Kaiserin durch Graf *Anhalt*. Ich mochte nun nichts mehr mit dem elenden Menschen zu schaffen haben. Spottweise schrieb ich: nunc videbimus. Weil ich diesen albernen Brief der Kaiserin nicht gezeigt hatte, so sagte er bey seinen Aerzten: ich hätte ihm Briefe unterschlagen. Er gab mir nie Auftrag, meinen Brief zu zeigen. Ich that es, um ihm zu nützen.

„Sie sagen mir in Ihrem Briefe vom 10. May: „vielleicht bekommen Sie nächstens Ordre „zur Herreise.“

„Ich verstehe diese Worte nicht, eben so wenig als „ich verstand, was mir vom 17. April 1786. ein mir ganz „unbekannter Herr Pageninspektor Klostermann in „Petersburg (aus dem Munde seines vertrauten Freun„des, eines jungen Obristlieutenants, der im Pagenkorps „erzogen worden, und kaiserlicher Kammerpage gewesen) „als ein großes, allen Menschen in Petersburg und Han„nover unbekanntes, Geheimniß schrieb: daß ich in „diesem Sommer unversehens nach Petersburg „kommen werde.[13]“

„Herr Weikard und Herr Klostermann müssen „Martinisten seyn: denn ich verstehe wahrlich ihre „Worte nicht.“[14]

„Aber Sie werden doch diesen Brief verstehen: nicht „wahr? denn er enthält Sachen und keine Barbiers„geschichten: keine Phantasien, keine Schlaf„reden. (!!!)“

„Es ist mir eine sehr große Freude, daß die „Kaiserin vorzügliches Augenmerk auf meine Colonisten „werfen wird; wie Sie die Güte haben, mir zu sagen. „Ich habe für diese allerhöchste Gnade in meinem Briefe

[13] Das grosse Geheimniß bestand blos darin, daß ich mir Mühe gab und vergebliche Hofnung faßte, alles wieder gut zu machen, was Z.. im Betreff der Reise verdorben hatte.

[14] Ich hatte nie ein Wort mit Klostermann gesprochen.

„an die Kaiserin, vom 28. May, gebeten, den Herr „Hofrath Meyer mitgenommen hat, und der Monarchin „zu Füßen legen wird.“

„Dieser Brief an die Kaiserin ist ein Dankbrief für „meinen äußerst gnädigen Brief der Monarchin vom „18. April, den mir den 3. May ein Courier nebst dem „Portrait der Monarchin — überbrachte. Sodann ent„hält mein Brief unterthänigsten Rapport von meiner „Coloniesache, und einiges über den Betrüger und „den Verblendeten, (Schauspiele) welche die Kai„serin die Gnade hatte, mir zweymal durch Sie, und „einmal durch den letzten Courier zu schicken. Den „Betrüger (ein Geschenk aus der Hand der Kaiserin) „schickte Sie mir als ein Geschenk eines unbedeutenden „und mir unbekannten Menschen in Petersburg [15], da „Sie ihn, wie Sie mir schreiben (oder vielmehr seinen „Boten) mit einem Rubel belohnt haben.“

„In der ersten Woche des Junius geht eine Eskadre „von Travamünde nach Petersburg ab. Herr Hofrath „Meyer und meine meisten Colonisten befinden sich auf „dieser Eskadre. Gott begleite sie.“

15 Welches Unglück, wenn man mit solchen verstimmten Köpfen zu thun hat! Es war ein Fest der Grosfürstin. Da kam jemand, den ich nicht sah, und brachte das Schauspiel. Eine Magd, die das Fest der Großfürstin im Kopf hatte, überreichte mir das Schauspiel, und sagte, die Großfürstin schickte es; ich sollte es an Z... schicken. Dies schrieb ich an Z... erklärte, daß es sicher nicht von der Großfürstin seyn würde; ich wüßte also nicht, wer es geschickt hätte. Dem argwöhnischen Manne war nun dieses alles verdächtig.

„Nehmen Sie Herrn Meyer mit Liebe auf, so „wie Er gewiß mit Liebe zu Ihnen kommt. Herr Meyer „ist ein treflicher Mann, den Sie aber weit besser aus „seinen Briefen werden kennen lernen, als aus dem „persönlichen Umgange.“

„Gott lohne Ihnen alle Barmherzigkeit — die Sie „an meinen Colonisten ausüben werden.“

„Wenn Ihnen dieser Brief nicht gefällt, so werden „Sie doch gestehen müssen, daß es der Brief eines offen„herzigen und ehrlichen Mannes ist, (ich kannte einen „Seigneur, welcher, wenn er jemanden recht grob behan„delte, immer dazusetzte: Je suis franc.) der immer Ihr „Freund war, dessen Freundschaft erst in diesem Jahre „erkaltet ist, und der gerne Ihr sehr guter Freund bleiben „wird — wenn Sie es wollen.“

Endlich, dachte ich, ist es Zeit, dem Narren die Maske abzunehmen. Ich schrieb einen Brief, den er freylich nie geträumt hatte. Alles wurde nun mit Salz und Pfeffer bestreuet, wo ich zuvor immer Honig aufgestrichen hatte. Ich dachte nun, wie Lichtenberg sagt: „Wenn man einem vernünftigen Manne einen Hieb geben kann, daß er toll wird, so sehe ich nicht ein, warum man einem tollen nicht einen sollte geben können, daß er klug wird.“ Ich war wohl sicher, daß er meinen Brief Niemanden zeigen, am wenigsten an die Kaiserin schicken würde, denn der Ritter war hier ganz in naturalibus hingestellt. Ich hatte freylich den

Brief in voller Hitze, aber auch ganz im Geiste eines Seelenmahlers hingeschrieben, und selten will man gerne ein so sehr getroffenes Bild, wenn das Original häßlich ist, der Welt vor Augen legen.

Ich schrieb ihm, daß ich ihn zwar nie für einen großen Arzt, aber doch für meinen Freund, und ehrlichen Mann gehalten, mich aber hierinnen am greulichsten betrogen hätte. Ich meldete ihm, daß ich ihm als einem Manne, der immer gelobt seyn wollte, und immer auf gewisse Art fragte: lobt mich die Kaiserin? will sie mir nichts schenken? rc. nur allzeit das Schöne und Angenehme berichtet hätte, was ich hätte aufhaschen können: daß aber auch die Kaiserin dieses und jenes nicht zu seinem Lobe gesprochen oder geschrieben hätte; daß nie die Rede davon gewesen wäre, ihn als Leibarzt kommen zu lassen, rc. rc. rc. Ich versicherte, daß ich ihn und seine Freundschaft in hohem Grade verachtete, und nie wieder haben möchte. Kurz, ich hatte ihm die Nativität so gestellt, daß er auf der Stelle hätte sterben müssen, wenn ihn wahres Ehrgefühl beseelt hätte.

Zimmermann starb nicht, so wie er auch auf meine Hiebe nicht klug geworden war; er wartete ein Jahr ab, lauerte auf schicklichen Zeitpunkt, und suchte hernach die bereits erwähnte kalte und feige Rache an mir auszuüben. Ich hätte nur gewünscht, daß die Kaiserin von ihm meinen Brief, weswegen er mich anklagte, in originali verlangt hätte. Er konnte

unmöglich, wenn er nicht ganz Ehren- und Sinnenlos geworden war, Gebrauch von dem Originale machen. Die Kaiserin, welche wußte, mit welchem Enthusiasmus ich Freundschaft gegen Zimmermann hegte und ausübte, hätte es am besten einsehen können, daß gerade Wahrheit die Grundlage meines bitteren Briefes war.

Ich muß hier noch einige Punkte berühren, wie der argwöhnische Egoist dazu kam, mich als seinen Feind zu betrachten, und auf die schändlichste Weise zu behandeln. Er war der Mann, der sich in alles mischen wollte, welches soweit gieng, daß er Tobacksfabriken und Käsefabriken in Vorschlag brachte. Es gab freylich noch manchen Ausländer, welcher sich zum Reformator von Rußland, vielleicht von einer halben Welt, tüchtig fühlte. Man findet aber schon fast allenthalben Leute, welche eben dasselbige unternehmen könnten, wenn sie es, da sie das Land kennen, für schicklich und ausführbar halten würden. Die letzte Unternehmung von Zimmermann sollte die Anwerbung seiner medizinischen Kolonisten seyn.

Da ich nun der Mann bin, der sich gar nicht in fremde Geschäfte mischen und nichts dirigiren mag, und doch mit Leib und Seele Freund von Zimmermann war, so warnete ich ihn immer, sich nicht in fremde Sachen zu mischen. Ich zergliederte ihm die schlimme Seite der Russen, oder jener, welche sich in Rußland

aufhalten, und sah vielleicht damals manche Gegenstände schwärzer, als sie wirklich waren.

Unglücklicher Weise reisete ein vertrauter Freund von mir, der selige Professor Ferber, aus Rußland. Ich gab diesem einen Brief voll vertrauter Warnungen, aber auch bitterer Details über die Menschen in Petersburg mit. Ich bath ihn, den Brief außer Rußland auf die Post zu geben.

Es ist auch ein besonderes Unglück, wenn man in einem fremden Lande seine ersten Bekanntschaften mit Mißvergnügten macht. Diese Leute sehen alles schwarz, und wir gelangen endlich dazu, blos durch ihre Brillen zu sehen. So habe ich wahrgenommen, daß ein einziger mißvergnügter oder übelgesinnter Gesandter, besonders wenn er sich einen Ascendant über die andern zu erwerben wußte, auf ganz Europa einen widrigen und zweydeutigen Eindruck über den Hof, wo er sich aufhielt, und welcher ihm gehässig war, verbreiten konnte. Eben so hatte ich das Schicksal, sogleich im Anfange einige Mißvergnügte zu Vertrauten zu bekommen.

Also dieser vertraute Brief, den Freund Ferber mitgenommen und nach Hannover geschickt hatte, gab erst Zimmermann das volle Maaß, um mit desto mehr Grund einstens gegen mich auftreten zu können.

Er hatte schon lange seinen Groll im Herzen, argwohnte, daß ich etwa Schuld daran wäre, daß er bisher noch nicht außerordentliche Geschenke erhalten hätte;

daß ich aus Neide seine Projektenmacherey möchte abgelehnt haben, daß ich etwa auch Schuld daran wäre, daß er nicht mit einem Paradewagen und Heyducken nach Rußland, wohin er nun so gerne reisen wollte, wäre abgeholt worden.

Es lag ihm noch ein besonderer Argwohn auf dem Herzen, den er mich so oft empfinden ließ. Die Kaiserin sagte einmal zu mir, schrieb es mir auch, daß sie von Moskau aus an Zimmermann, wegen seines Meyers und übrigen Kolonisten geschrieben hätte. Ob es wirklich geschehen war, zweifle ich sehr. Sie sagte mir noch manche Dinge, die sich in der That anders fanden. So sagte sie mir z. B.: „Voltaire hat sich alle Mühe gegeben, mit mir in Briefwechsel zu kommen; ich habe mich aber nie mit ihm eingelassen,“ da sich doch mehrere Briefe von der Kaiserin bey Voltaire fanden. Unterdessen hatte ich alsbald meinen vermeynten Freund benachrichtigt, daß ihm die Kaiserin geschrieben hätte. Es war aber kein Brief angekommen. Das war nun Jammer und Noth bey einem so eitlen und schwachen Manne. Er schrieb mir mehrmals deswegen, glaubte endlich gar, äußerte es sogar bey Einigen seiner Aerzte, daß ich diesen Brief, aus welchem er eine große Glückseligkeit erwartete, unterschlagen hätte.

Zimmermann voll Grolls und Argwohns, hatte mir schon lange Zeit gar nicht mehr geantwortet. Ich gutherziges Schaf handelte blos nach Ueberzeugung

meines Herzens; es fiel mir gar nicht ein, etwas Verdächtiges zu argwohnen; ich fuhr fort, einmal wie das andere, an ihn im vertrautesten Tone zu schreiben, so wie ich an keinen andern Deutschen geschrieben habe.

Er war so schlau gewesen, abzulauern, bis er Materialien genug gesammelt hatte, um mich mit Nachdruck angreifen zu können, und bis ich Blößen genug gegeben hatte, welches er besonders bey dem Ferberischen Briefe erreicht zu haben glaubte. Alsdann brach er auf einmal los, fiel wie ein Donnerwetter aus, um mich auf russischem Boden zu vertilgen. Schon vorher, bevor er sich in seinem Grimme zeigte, hatte er mir in mehrern Briefen den Rath ertheilt, wieder nach Deutschland zu kehren, welches er meiner Gesundheit für zuträglicher hielte. Ich bemerkte erst später, daß schon damals sein Herz voll Groll und Argwohn gewesen war.

Es war nun freylich, wie so vielmal in meinem Leben, hier wieder der Fall gewesen, wo mir meine ehrliche und sorgloße Offenherzigkeit zum größten Nachtheile geworden war, und wo ich mit Simonides sagen könnte: Schweigen hat mich noch nie, aber Sprechen (Schreiben) schon oft gereuet. Daß es doch eine so gefährliche Sache ist, redlich und offenherzig zu Werke zu gehen! Daß doch so Manche sich als Lehrer der Moral aufwerfen mögen, welche sich in ihren Handlungen auf der schlechtesten Seite zeigen!

Am ärgsten hatte ich es bey Zimmermann verdorben, daß ich ihm schrieb: „Ich habe Ihren letzten Brief der Kaiserin nicht kommunizirt, weil sie mir an selbigem Tage schrieb, daß sie einen Kurier an Sie abgeschickt hätte.“ „Wenn sie (so lauten ihre Worte) an Herrn Zimmermann schreiben wollen, so schicken sie mir heute oder Morgen ihren Brief. Ich schicke einen Kurier mit der Resolution über Meyer ꝛc. nach Hamburg.“ Ich glaubte es recht klug gemacht zu haben, und hatte nun bey Z. vollends alles verdorben. Sein Brief enthielt, wie seither fast alle, wieder Angelegenheit wegen seinem Meyer, Heucheley und Betteley. Ich wußte nun nicht, was der Kurier überbracht hatte, und dachte, wenn die Kaiserin etwa durch selbigen schon erfüllt hat, was Zimmermann wünscht, so muß es ihr unangenehm seyn, noch durch einen Brief daran erinnert zu werden. Ich hielt ihn also zurück, schrieb es an Zimmermann, daß ich diesen Brief an mich nicht mitgetheilt hätte, weil ich erst abwarten wollte, was durch den Kurier geschehen wäre. Zimmermann hatte aber diesen läppischen Brief als sein Meisterstück betrachtet, obwohl es einer der kürzesten aller seiner Briefe war, und konnte mir es nie verzeihen, daß ich ihn nicht sogleich der Kaiserin zu lesen gegeben hatte. Wir waren nun schon ganz entzweyt, und ich mochte persönlich kein Wort mehr über ihn mit der Kaiserin sprechen. Doch war ich so redlich, daß ich

nicht Ursache daran seyn wollte, daß er etwa nicht erhielt, was er durch diesen Meisterbrief erwartet hatte. Ich gab ihn also dem Grafen Anhalt, daß er ihn der Kaiserin überreichen möchte. Er übergab ihn; sie las ihn, und schickte mir ihn wieder zurück.

Hier ist der kraftvolle bedeutende Brief von Wort zu Wort:

Hannover 6. Januar 1786.

„Taurien, Taurien, — ist mein erster Gedanke des Morgens wenn ich aufwache, und mein lezter Gedanke des Abends bevor ich einschlafe."

„Mit unaussprechlicher Sehnsucht erwarte ich von Ihnen die Antwort der Monarchin auf meine Memoriale vom 6. und 27. Dezember. Ach hätten doch diese Memoriale können zusammen in Petersburg eintreffen! Das lezte vom 27. erfüllt alles was die Monarchin wünscht und verlangt. Es empfielt auch den Dr. Meyer in Hamburg, nicht nur als einen Mann, der als Arzt für das ganze Königreich Taurien treflich wird zu brauchen seyn, sondern auch als ein Mann der dort für den Fürsten Potemkin im politischen Fache in der größten Ausbreitung brauchbar wäre. Von seinem Feuereifer für den Dienst der großen Monarchin gäbe alles, was ich Ihnen sagen könnte, doch immer einen allzuschwachen Begriff."

„Aber nun muß ich, in einem fort, Wasser in seinen Wein gießen, bis ich Antwort auf meine Memoriale

habe. Ich muß alles in Unthätigkeit erhalten, wo durch einen Funken, durch ein Wort, alles in Feuer und Bewegung käme!“

„Am 4. Januar erhielt ich durch einen unbekannten Weg, ihr Brieflein vom 10. Dezember. O dieses Brieflein, dachte ich beym Erbrechen, wird voll von Taurien seyn.“

„Kein Wort von Taurien stand in dem Brieflein. Aber unaussprechlich rührende Worte der schönsten, größten und liebenswürdigsten Seele auf dem Throne und auf dem Erdboden. Eine solche Seele war nie.“

„Ich will alles redlich beantworten, so redlich und aufrichtig, als wenn ich selbst vor dem Engelsantliz stünde.“

„Nach der Schweiz hatte ich Lust mich zu verkriechen, als ich im vorigen September dachte, es könnte wohl Krieg in Deutschland werden.“

„Ich hasse den Krieg, und scheue alles Elend das mir darin bevorstünde: Einquartierungen, Krankheiten, Armuth und Tod. Aber ich bin zu arm, um auch in der armen Schweiz von meinen Revenüen leben zu können. Die Furcht vor dem Elende des Kriegs, die Ueberzeugung, daß ich in Deutschland ein Bettler werden müßte, und doch in der Schweiz nicht könne leben, machten mich äußerst melancholisch. Die wenigen kleinen Kapitalien die ich habe, liegen in Deutschland in öffentlichen Fonds, und diese würden im Kriege alle bankrott. Dieß, und dieß allein, gab mir das Heimweh.“

„Aber nun die schönen, großen, guten und lieben Worte; „Ich darf mein Wort nicht sagen. Ich habe schon vor einem Jahre gesagt und abgesagt, weil Ich sah daß ihr:s Freundes Gesundheit darunter leiden könnte?“

„Das sind Engelsworte! O Gott, solche Worte sind der höchste Innbegriff allererhabenster, sanftester und schmelzendester Liebenswürdigkeit auf Erden!“

„Lieber Weikard, Sie sagen mir: wie wäre es, wenn ich einstens käme und holte Sie ab? — Ich antworte: wie wäre es dann, wenn ich auf vier Wochen nach Petersburg oder Czarskozelo käme?“

„So wäre es. Die Monarchin würde vielleicht auf einen Augenblick neugierig seyn, wenn man Ihr sagte, Zimmermann ist vor der Thür. Und dann, wenn Sie mich gesehen hätte, würde Sie sagen: Mon Dieu, n'est-ce que cela? Bey der zweyten Audienz hätte ich meinen Abschied!“

„Lieber Weikard, diesen Abschied könnte ich, von allen Kaisern und Königen in der Welt gar wohl ausstehen. Aber ein solches Wort, aus einem solchen Munde (vor dem Ablaufe der vier Wochen) — würde mich auf der Treppe von Czarskozelo tödten!“

„Adieu Weikard.

J. G. Zimmermann.“

Ich überlasse es nun jedem Leser, über die Absicht und den Inhalt dieses Briefs zu urtheilen. Ich muß aber doch auch hier einen Brief von der Kaiserin

herſetzen, welcher dieſen herzbrechenden Brief veranlaßt hat, und worauf er eigentlich Antwort ſeyn ſollte. Selbſt aus dem Briefe der Kaiſerin kann es jeder vernünftige Leſer abnehmen, ob ich für oder wider Zimmermann gearbeitet habe.

„Warum will ihr Freund ſich immer nach der Schweitz verkriechen, iſt das würklich Heimweh? Die Schweitzer ſind intolerante Leute. Dorten könnten ſich mehr Obereis finden. Ich darf mein wort nicht ſagen, ich habe ſchon vor ein jahr geſagt und abgeſagt weil ich ſahe das Ihres Freundes geſundheit daran leiden konte. ſagen ſie ihm das ehr ſich ihrrt wenn er meint das ich nicht mehr an ihm ſchreiben werde, aber überhäufen will ich ihm nicht den mann quälet ihm genug ohne mir mit Conſultationen.“

Dieſer Brief der Kaiſerin war eigentlich Antwort auf einen vorhergehenden Brief von dem jammernden Zimmermann. Als ſie nun auch den letzten herzbrechenden Brief erhalten hatte, ſchrieb ſie Folgendes:

„Ich habe geandtwortet auf alle Memoriale des H. H. Zimmermans. Das Verkriecher nach der Schweitz daucht nichts, dorten ſeynd die Leute zu intolerant und zu ſtolz geworden, und auch böß und abgünſtig. Wenn er komt, ſo ſoll er willkommen ſeyn. Ich bin jetzt in Czarskocelo. wenn H. H. Zimmermann vor der Thüre wäre, ſo würde ich geſchwindt die Thüre aufmachen und ihm bitten herein zu kommen,

und ich glaube wir würden alle beyde zugleich reden, und hernach ein jeder seyn wort sagen. So wie ich vom Fürsten Orlow [16] gehört habe so würde schwerlich die zweyte Audienz die letzste seyn. Ich kenne ihm viel zu gut und mehr wie er selber glaubt aus seinen Büchern als das ich von ihm Sagen Sollte mon dieu n'est-ce que cela. Das ist das schlechste was der H. H. Zimmermann je Hipochondrisiret hat. aber künftig Jahr um diese Zeit muß er mir nicht hier Suchen den da werde ich in Taurien in Taurien seyn. den 1ten May 1786."

Die Großen können sich manchmal äußerst gefällig und nachgiebig gegen Gelehrte äußern, wenn sie schon deren Schwäche übersehen; sie wollen für Gönner der Gelehrten passiren, und von diesen als solche ausposaunt seyn. Die Gelehrten machen sich lächerlich, wenn sie alle diese Begünstigungen auf die Größe ihrer Verdienste rechnen. Ich habe mir mehrmal vergebliche Mühe gegeben, dieses meinem Freunde auf glimpfliche Weise beyzubringen.

„Genommen ward der Trank, schreibt Zimmer„mann glorreich von dem kranken Friedrich." Mir schrieb die Kaiserin, welche vielleicht besser unter-

16 Fürst Orlow ist in Petersburg wahnsinnig geworden, und auch im Wahnsinne gestorben. Die Russen glaubten freylich, er hätte ein giftiges Kraut bekommen, weil sie überhaupt sehr an Vergiftungen glauben.

richtet war, am Ende eines Briefs: „Zimmermann „ist in Berlin wo er den K. v. Pr. von 74 jahren zu „kuriren angefangen hat, aber die Arzeneyen schmeißt „der Patient zum fenster hinaus, wie die kur abgehe „wirdt die Zeit uns lehren.“

Zimmermann erhielt für seine Bücher von der Einsamkeit das erste Billet von ihrer Hand und einen Ring. Die Kaiserin hatte ihrem Gesandten in Hamburg, von Groß, den Ring zugeschickt, welcher seinen Kammerdiener als Kurier nach Hannover schickte, um den schönen Ring dem Hofrath Zimmermann zu überbringen. Zimmermann schenkte ihm einen alten Louis (fünf Thaler in Gold), worüber der Gesandte sehr aufgebracht war, und dem Kammerdiener Verweis gab, daß er ihm das Goldstück nicht zurückgegeben hätte.

Ein anderer kaiserlicher Kurier brachte ihm Antwort und Vollmacht wegen Herrn Meyer und den andern medizinischen Kolonisten. Der Offizier, welcher als Kurier abgeschickt war, erzählte, daß er nach Hannover in Zimmermanns Wohnung gekommen wäre, und ein Stubenmädchen gefragt hätte: „Ist der Dr. Zimmermann zu Hause?“ Das Mädchen sagte: der Dr. Zimmermann ist nicht zu Hause. Ey, sagte der Offizier, ich muß zu ihm; ich habe Aufträge von der Kaiserin von Rußland an ihn. Ja, sagte das Mädchen, Sie werden zum Herrn Hofrath Zimmermann

wollen, der ist zu Hause. Z. kam in einer gepuderten Perrücke und Weste von Drap d'argent. Der Kurier übergab seine Depeschen, verlangte ein Rezipisse. D'abord Mr. le Courier! sagte Zimmermann, und brachte es.

Ich war hungrig und durstig, sagte uns der Offizier, ganz unbekannt in Hannover; es hätte mich gefreut, wenn man mir einen Gasthof genannt oder gezeigt hätte, wo etwas fürs Geld zu bekommen wäre.

Zimmermann hatte Spekulation auf den Wladimirorden. Er schrieb mir und verlangte Kopie von dem Portrait der Kaiserin, welches im Wladimirsaale hieng. Er glaubte, die Kaiserin würde von mir den Brief erhalten, und schon das Uebrige verstehen. Ich kommunizirte ihr den Brief. Einige Zeit hernach schrieb sie mir wegen andern Dingen.

Gegen das Ende hieß es: „Mein Portret so in dem „Wlad. Capitelsaal will ich für Herrn Zimmermann „copiren laßen im kleinen und werde es ihm über Ham„burg schicken, es ist schon befohlen." . . . . . . „Auf denen Beylagen Wegen Dr. Meyer und H. von „Falkenberg muß ich erst mit Fürst Potemkin „sprechen, den werde ich andtworten."

Ich habe schon oben erzählt, wie es Zimmermann weiter einleitete, um den Orden zu erhalten. Er mischte mich mit ein, wobey ich mich aber protestando verwahrte: da aber Niemand den Orden erhalten konnte,

wenn er nicht einigen Dienst dem Vaterlande geleistet hatte, so ersann die gute Kaiserin das Mittel, ihm den Auftrag zu geben, Aerzte und Wundärzte für ihr Reich zu werben.

„In ein Paar Tage," schrieb sie mir, " sollen sie „über Meyer und Falkenberg Andtwort kriegen „mit allen Conditionen, auch über das übrige.". Sie hatte aber diese Antwort mit dem eben erwähnten nach England reisenden Kurier gerade an Z... geschickt, welches mir desto angenehmer war.

In einem andern Briefe schrieb sie: „der Docktor „Mayer und der Herr von Falkenberg werden sehr „wohl in der Crimm oder Tauride ihre établissements „finden."..........

„Der Herr Hofrath Zimmermann irret, ich „habe nach meiner Zurückkunft aus Mosco wieder an „ihm geschrieben, (?) und glaube das er meinen Brief „schon längst bekommen hat, wenn er uns gute Leute „schaffen kann so ist seine proposition nicht zu verachten, „und alsden könten seine Briefe an ihnen und ihre an „ihm an Meinen gesandten in Hamburg addreßirt „werden."

„Den dritten Theil über der Einsamkeit habe ich „durchgelesen (??) und bey dem vierten bin ich jetzt (???) „und alle gefallen mir sehr wohl weil mir Zimmer„manns Seele und kopf gefallen."

Niemand war hitziger als ich, meinem Freunde solche Floskeln mitzutheilen. Endlich kam noch ein zuckersüßer Brief, den ich auch hier hersetzen will. Daß er bey Z. sanfteste Rührung gemacht haben muß, wird sich jeder Leser von selber vorstellen können.

„Des Herrn Zimmermanns Brief habe ich „durchgelesen, es ist mir lieb das meine Zeilen ihm haben „Freude gemacht. Warum soll ein Philosophe nicht „fühlen was Menschen fühlen? Ich laß mir erkundigen „wo mein Brief an H. Zimmermann geblieben ist. (?) „Der Fürst Potemkin wird sich freuen über die ver„sprechung guter Leute, er frägt mir tag täglich darnach. (?) „Das der Eingang des gesetzs von Adel Z. beyfal erhalten „hat wundert mir nicht den seine Seele ist vol Feuer. „Der Feldmarschal Rumenzow als er diesem Eingang „bey mir im Orignal laß sagte zu mir das dieser Eingang „nicht mit Dinte aber mit heller Flamme geschrieben „wäre."

. . . .

. . . .

„Sie H. Weikard und H. Z. schreiben alle beide „gutt, und sie können alle beyde zufrieden seyn mit „ihrer Schreibart."

„Sie thun mir alle beide zu fiel Ehre."

Ich habe also hier das Wesentlichste von meiner Geschichte mit Zimmermann angeführt. Natürlicher

Weise hätte ich noch weit mehr vorbringen können, wenn es mir nicht ohnehin schon leid gewesen wäre, meine Leser so lang mit dieser Geschichte unterhalten zu haben.

Ich zweifle gar nicht daran, daß es mir Mancher sehr übel nehmen wird, daß ich diese Saite berührt habe, so wie man bisher sich sehr daran gewöhnt hatte, mir alles übel zu nehmen, was ich zu meiner Vertheidigung that.

Ich habe schon oben erklärt, welchen Einfluß diese Geschichte in die Laufbahn meines Lebens gehabt hat. Ich habe auch gesagt, daß ich beynahe überzeugt bin, daß alles aus Krankheit hergerührt ist. Im Uebrigen mag es aber so ziemlich auf Eins hinauslaufen, ob mich jemand aus Krankheit, oder bey gesundem Verstande zu ermorden sucht. Oportet cognosci malos.

Ich glaube wenigstens, daß zu jener Zeit sein Verstand noch hätte die Oberherrschaft über seine Krankheit haben können. Als ich in Aachen war, schrieb er einmal an einen Arzt, dann an einen Hannövrischen Kavalier, Herrn von Hag oder Hack, wie mich dünkt. Bey beyden zog er die Gelegenheit herbey, Lobsprüche von mir zu machen, die ich aber bey diesen gar nicht mit Lob erwiederte. Er hat an mir als schlechter Mensch gehandelt, ist an Beyde meine Antwort gewesen. Genug von ihm!

Ich lüge nie: und wer mich genauer kennt, wird überzeugt seyn, daß ich nicht ein einziges verstelltes oder

unwahres Wort geschrieben habe. Wer die Briefe selber einsehen will, kann sie bey mir oder meinen Erben noch in Originali finden, wenn man es anders der Mühe werth achten wird, sie ihm zu zeigen.

Der Himmel bewahre jeden ehrlichen Mann vor solchen Freundschaften! Amen.

Reise nach Cherson und Ausreise aus Rußland.

Es ist das bisher Erzählte etwa das Hauptsächlichste von meiner Geschichte in Rußland gewesen, bevor ich zu Anfange des Jahrs 1787 zu jener großen, der sogenannten Taurischen Reise, kam; zu einer Reise, dergleichen wohl nie eine ist vollbracht worden, und nach aller Wahrscheinlichkeit keine ähnliche mehr vollbracht werden wird. Die Kaiserin hatte mich zu dieser glänzenden Reise schon den Sommer voraus bestimmt. Es ist hierüber ein kleines Brochürchen im Drucke erschienen, welches das Hauptsächlichste der großen Reise enthält.

So interessant im Ganzen diese sonderbare Reise war, so bitter und unangenehm wurde sie mir theils durch tägliche Gichtschmerzen, und am öftersten noch durch meine Reisegesellschaft gemacht.

In der Ungewißheit, wie ich noch bey der Kaiserin möchte angeschrieben seyn, da ich sicher vermuthen konnte, daß alle drey kurz vor der Abreise gegen mich ausgeführten Streiche ihr zu Ohren gekommen wären, ohne daß ich mich gegen zwey davon zu vertheidigen hätte Gelegenheit gehabt; in dieser zweydeutigen Ungewißheit hielt ich mich auf der ganzen Reise so ziemlich entfernt vom Hofe. Beym Kurmachen auf Galatagen stellte ich mich nur unter den großen Haufen, und vermied fast jede Gelegenheit, besonders bemerkt zu seyn.

Einmal hatte ich es nun so weit gebracht, daß ich der ausgezeichneten Gunst der Großen oder des Hofes just nicht mehr nöthig hatte. Ich war des Zutrauens eines großen Theils des Publikums versichert, und konnte mich ohne alle Hofgunst ernähren. Ich war nur bestrebt, keine Ungnade zu verdienen, oder mich keiner Strafe oder Versendung nach Siberien würdig zu machen.[17]

Ich muß hier bemerken, daß wir Gelehrten auch manchmal unsere stolzen Ideen in Rücksicht auf die Großen haben, und uns so glücklich fühlen, wenn wir ihrer Protektion entbehren können.

Uebrigens hatte ich durchaus keine Ambition, in Rußland eine größere Rolle zu spielen. Ich gestehe wohl, daß ich im ersten Jahre sehr gerne, besonders in Rücksicht auf meine auswärtigen Freunde und Feinde, wäre Leibarzt geworden, um welche Stelle ich mich jedoch auf keine Weise beworben habe. Aber späterhin hätte ich es gar nicht mehr werden mögen. Ich hatte nun erst eingesehen, daß eine solche Stelle meinem Karakter, meinem Hange zu einer literarischen Lebensart, und meiner Liebe zur Freyheit gar nicht angemessen war. Auch glaubte ich, daß das Amt eines Leibarztes für einen redlichen Ausländer bey einem unglücklichen Falle höchst gefährlich werden könnte. Ferner fand ich, daß es just keine große Ehre machte, eine Stelle zu begleiten, wozu der Barbierer

17 L'unique devoir du Sage est de ne mériter aucune reproche.

und Apotheker fast eben so gut als ich seine Ansprüche machen konnte. Ich glaubte auch damals, nach dem Gange der Dinge, daß vielleicht nie wieder ein eigentlicher Gelehrter zu dieser Stelle gelangen würde.

In Rußland am Hofe, so wie an den meisten Höfen, ist aber blos Hofgunst der Barometer, wornach sich das Betragen Anderer gegen uns richtet. Wer von der Kaiserin kam, oder von ihr einige Auszeichnung erhalten hatte, wie es mir (ich kann es ohne Prahlerey betheuern) oft geschah, der ist sicher, daß ihm Alles am Hofe Komplimente macht, und wenigstens dem Scheine nach, Achtung bezeugt. Alles dieses fällt weg, sobald man glaubt, daß es an Gunst des Hofes fehle. Il n'est pas bien à la cour, heißt es alsdann unter den Hofmännern.

„Der Fürst Orloff, so erzählte mir ein diplomatischer Augenzeuge, war natürlicher Weise als der Erste am Hofe betrachtet, so wie nachher Fürst Potemkin. Man bediente diese Männer fast besser, als die Kaiserin selber. Wollte der Fürst ausfahren, so bekam er einen der schönsten Wagen, und den besten Zug von Pferden, welcher im Stalle war. Es wurde bekannt, daß Orloff nicht mehr die Gnade der Kaiserin hätte. Er verlangte einen Wagen und Pferde zum Ausfahren. Der Stallmeister schickte ihm das Schlechteste, was er im Stalle hatte. Nun sehen Sie, sagte er zu dem anwesenden Fremden, wie es am Hofe geht! Vor wenigen Tagen

war der Stallmeister (mit einem Ordenssterne und Range eines Generalmajors, ein Liefländer) bey mir. Ich lag noch im Bette, streckte von ungefähr den bloßen Hintern zum Bette heraus. Er bemerkte es, und sprach davon. Ich sagte ihm: „komm und küsse ihn!“ Er kam und küßte mir den Hintern. Der Mann nun, der mir noch vor drey Tagen den Hintern küßte, hat mir heute die schlechteste Equipage seines Stalles geschickt.“

Ich war so gutherzig, meinen Reisegesellschaftern alle meine unangenehmen Fälle mit Zimmermann und Anderen zu erzählen. Ich selbst hielt mich vom Hofe fremd und entfernt. Natürlicher Weise schlossen sie nun, daß ich bey Hofe nicht mehr in besonderer Gnade stehen möchte: desto weniger hatten sie also Achtung für mich, suchten vielmehr mir allerley Unannehmlichkeiten zu verursachen. Ich wehrte mich so gut ich konnte, und verachtete die Elenden. Doch entstand hieraus für mich manche Bitterkeit, besonders zur Zeit, wo ich durch langwierige Gliederschmerzen reizbarer geworden war.

Wir brachten im Winter einige Monate in Kioff zu, unter welcher Zeit Freyherr von Dahlberg war Koadjutor zu Maynz geworden. Die Kaiserin wußte, daß mir diese Begebenheit große Freude machen würde. Ich wohnte über eine viertel, vielleicht halbe Stunde entfernt vom Hofe. Es kam ein kaiserlicher Reitknecht zu mir mit einem Briefe von der Kaiserin. Jeder Brief, den mir vorher die Kaiserin schickte, wurde mir durch

einen Reitknecht gebracht, deren immer einige bey der Kammer zum Ausschicken bereit stehen mußten. Der Anblick des Reitknechts war mir also nichts ungewöhnliches, und fiel mir weniger auf, als jener des teuflischen Gesichtes, des Kammermohrs, welcher jenesmal mit seinem Zettelchen kam.

Ich öffnete den Brief, gerieth ganz in Entzückung und antwortete auf der Stelle, wovon ich eigentlich den Innhalt selber nicht mehr weiß. Ich muß hier im Vorbeygehen sagen, daß ich nie Briefe konzipire. Das Abschreiben ist mir drückende Arbeit: dann schreibe ich dahin, denke unterweges etwas anders, und bringe am Ende einen verstümmelten Brief heraus, weil ich immer wieder das einleiten will, was ich in Gedanken oder voreilig hingeschrieben hatte. Ich hatte blos meinen ersten Brief an die Kaiserin konzipirt, und just erst beym Abschreiben verdorben, wie es mir die Kaiserin in ihrer Antwort selber zu erkennen gab. Die Kaiserin ließ den Brouillon, welchen ich ihr in Kioff mit dem Reitknechte zurück schickte, ins Russische übersetzen, und ad Acta legen.

Ich schickte den Brief der Kaiserin im Original an Graf Walterdorf, damals Domherrn zu Maynz und warmen Freund des Baron von Dahlberg, weil ich besorgte, der Herr Koadjutor möchte aus Bescheidenheit etwa keinen weitern Gebrauch davon machen. Ich schrieb meiner Tochter, daß Herr Graf, oder das

Kapitel das Original behalten könnten, wenn sie es verlangten. Ich hatte in Mannheim dem Herrn Bruder vom Herrn Koadjutor das Original mitgetheilt. Auffallend war es mir, daß Niemand mir dieses Aktenstück, welches vielleicht doch in einem künftigen Jahrhunderte von Werthe möchte gewesen seyn, abfordern mochte. Aber was soll man mit einem Briefe in einem Archive machen, der an keinen Grafen oder Baron, sondern blos an einen bürgerlichen Gelehrten geschrieben war?

Die Adresse war: „an Dr. Weikard.“ „Diesen „Augenblick empfang ich die sehr angenehme Nachricht, „das der Baron Dalberg zum Churfürstlichen Coadjutor „erwählt ist. Son mérite personnel la emporte sur „toutes les intrigues contraires. Das Maynzische „Kapitel muß ungemein gut besetzt seyn und sehr uneigennützig denken, welches allen Canonicis fiele Ehre „macht, absonderlich aber der erhabenen Denkungsart „des Grafen von Wallendorffs und Herrn von „Fechenbachs, welche beyde dem jetzigen Coadjutor „ihre stimme selbst gegeben und ihrer Freunde verschaft „haben. Mit der Zeit wirdt also Maintz einen großen „und rechtschaffenen Churfürsten haben. Dieses ist „meine Prophezeihung.“

Zu jener Zeit war die Kaiserin sehr für Herrn Koadjutor eingenommen, und nahm lebha ten Antheil an dieser Wahl. Unglücklicher Weise hatte es aber Herr Koadjutor bald wieder bey Kaiser Joseph, und bey

der russischen Kaiserin verdorben, als er den vom Könige von Preußen in Gang gebrachten deutschen Fürstenbund unterschrieben hatte. Es war der preußischen Parthie eine große Angelegenheit, den Bund auch von dem Koadjutor unterschrieben zu haben. Ein Menschenkenner, aus dessen Munde ich es habe, welcher hierüber gefragt wurde, gab ihnen den Rath, dem Herrn Koadjutor nur immer vorzudemonstriren, daß durch diesen Bund das allgemeine Menschenwohl zur Absicht genommen wäre. Das thaten sie, und er unterschrieb. Die Kaiserin arbeitete ernstlich, aber zu spät daran, diesen Plan des Fürstenbundes zu vereiteln. Sie bewog den sächsischen Gesandten dazu, eine Staffette in dieser Rücksicht an seinen Kurfürsten zu schicken, und ließ nach den Kunstgriffen des Postgeheimnisses durch den Postdirektor von Eck das Schreiben des Gesandten untersuchen, ob er auch seinem Kurfürsten vorgetragen hätte, was sie von ihm verlangte.

Ich sprach zu jener Zeit mit dem spanischen Gesandten Normandez von dieser Sache. Ein solcher Bund, sagte er, will wenig bedeuten; man muß nur etwas Zeit abwarten; man bringt endlich einen, dann den zweyten und dritten von dem Bunde ab, und am Ende wird er sich in sein voriges Nichts auflösen. Wirklich hat der Ausgang dieses berüchtigten Bundes, der eigentlich aus Furcht vor Joseph gebohren wurde, dieses fast just auf solche Weise gezeigt.

Als wir in Cherson waren, hatte sich das Reisegefolge durch die Dazukunft des Kaisers Joseph und durch den Anhang des Fürsten Potemkin sehr vermehrt. Es wurden also Kammerherren und andere, auch der Leibchirurgus nebst Staatsrath Koch, seinen Kanzellisten und ich zu Cherson zurückgelassen. Graf Besborodki oder seine Schreiber machten die Reiselisten nach der Krimme. Manche drängten sich nun auf allerhand Art bey, um bey der kaiserlichen Suite zu seyn. Ich habe deswegen keinen Schritt und kein Wort verlohren. Sogar der Hofapotheker drängte sich dazu, da er doch seine Reiseapotheke zurücklassen mußte.

Wir blieben 14 Tage in Cherson, wo ich Gelegenheit hatte, mich von dem dasigen Handel genau zu unterrichten. Auch waren dort wenige, welche nicht schon eine Reise in die Krimme, deren Anfang schon über dem Flusse ist, gemacht hatten, und viele Auskunft davon geben konnten. Dem lieben Leibchirurg war es am empfindlichsten, daß er von der Kaiserin, für welche er sich unentbehrlich glaubte, war zurückgelassen worden. Er wollte durchaus nicht, daß jemand glauben sollte, daß ihn die Kaiserin aus Gleichgültigkeit zurückgelassen hätte. Er sprach hierüber in einer Gesellschaft und zeigte die Nothwendigkeit, bey so angewachsener Gesellschaft und Mangel an Pferden und Platze selbst auch nöthige Personen zurückzulassen. Sogar ihr Kammerdiener Friseur, sagte er, mußte zurückbleiben. Ey, sagte

ich, die Kaiserin ließ zurück, was ihr entbehrlich schien, was den Kammerdiener Friseur betrifft, so hat sie schon lange geklagt, daß er sie so ungeschickt rupfte, worüber denn freylich mancher Anwesende heimlich lachte, und der Leibchirurg in die Lippen biß.

Wir traten endlich von Cherson aus unsere Rückreise nach Moskau voraus an, wo ich denn wieder Gelegenheit hatte, unterweges viele Dinge weit richtiger und unverstellter einsehen und beurtheilen zu können, als es bey dem Lärm der großen Suite wäre möglich gewesen.

Man kann sich kaum glücklicher fühlen, als ich mich hielt, da ich nun wieder einmal aus dem Hofgedränge gekommen war. Ich hatte mich ohnehin bisher fast als Fremdling am Hofe betragen. Ich stellte mich in die Reihe der Zuschauer, als die Kaiserin auf dem ersten Schlosse, Columna dünkt mich, bey Moskau ankam. Es rührte mich, zu sehen, mit welcher Miene der Schaam und Demüthigung sie durch die Reihen wanderte, da sie just erst an selbigem Tage die große Hungersnoth erfahren hatte, welche in ihrem Lande herrschte.

Ich nahm ein Quartier in Moskau, miethete mir einen Wagen mit vier Pferden, wofür ich den Monat hundert Rubeln bezahlte. Ich ließ mir das Essen vom Traiteur bringen, war ruhig und zufrieden.

Die Kaiserin hatte bey einem kurzen Aufenthalte in und um Moskau drey verschiedene Wohnungen bezogen. Jedesmal war mir Hofquartier angewiesen. Ich habe

aber von keinem Gebrauch gemacht, lebte vergnügt bey meinem Hauswirthe, dem redlichen Buchhändler Rüdiger.

Es war mein eigener Wille, auf 29 Tage, wie es in Rußland gebräuchlich ist, Urlaub zu nehmen, um nach Abreise der Kaiserin noch so lange in der großen Stadt bleiben zu können. Es äußerte sich aber ein noch besonderer Beweggrund hierzu. Ein russischer Herr ließ mich zu sich rufen, drang äußerst in mich, daß ich einen Monat bey ihm bleiben sollte. Er schenkte mir eine goldene Dose, versprach mir tausend Rubeln den Monat, wollte darüber Kontrakt aufsetzen lassen, worein ich mich aber nicht eingelassen habe, da ich ohnehin überzeugt war, daß er nicht lange mehr leben würde. Er starb nach der zweyten oder dritten Woche, und ich habe, nach russischer Sitte, nicht einen Rubel bekommen.

Am Tage der Abreise der Kaiserin wurde Graf Schwallow mit einer schweren Krankheit befallen. Ich mußte ihn behandeln und bey ihm bleiben, bis wir zusammen nach Petersburg reisen konnten, wozu über zwey Monate erfordert wurden. Unterdessen war es mir angenehm, die Stadt Moskau, ihre schönen Gegenden, und die Lebensart und Gesinnungen der Einwohner genauer kennen zu lernen.

Wir hatten zu der Reise die halbe Jahrgage als Geschenk erhalten. Ich hatte aber bey einer acht Monate langen Abwesenheit meine Einnahme von der Praxis

entbehrt, und auf der Reise achthundert Rubeln ausgegeben. Die drey Monate, wo ich in Kioff war, gieng ich fast nie Abends zu meiner Tischgesellschaft, welche ihre Speisen und Getränke von Hofe kommen ließen. Ich ließ mir Wein und Essen aus einem Gasthofe bringen. Ich hatte einen deutschen und einen russischen Bedienten. Der Russe mußte das Essen holen. Er gieng einstens Abends in dieser Absicht aus, und kam in zwey Tagen nicht wieder. Es zeigte sich, daß er Geschirr, Servietten und seinen Rock versoffen hatte.

Es war mir sehr interessant, diese Reise mitgemacht zu haben, doch hatte sie auch zu jener Zeit für mich viel Unangenehmes, wie es denn der Fall mit so vielen Begebenheiten unsers Lebens ist.

Die Kaiserin war unterdessen wieder in Sarscoselo, ihrem gewöhnlichen Sommeraufenthalte, angekommen. Da ich nun noch in Moskau zurückgeblieben war, fand man sehr bequeme Gelegenheit, Manches auf meine Rechnung auszustreuen. Man erzählte der Kaiserin, und suchte es ihr ganz wahrscheinlich zu machen, daß ich deswegen zurückgeblieben wäre, um von dort ganz aus Rußland zu wandern. Im Grunde war es freylich für jene Klasse elender Menschen Etwas ganz unbegreifliches, daß jemand sich freywillig von der Hofsuite trennen mochte. Ich unterhielt von Moskau aus mit Graf Anhalt und Mr. Rogerson, hauptsächlich in Rücksicht auf das Befinden des Grafen Schwallow

Briefwechsel. Die Kaiserin hatte beyde über die Beschaffenheit des Gerüchts von meiner Auswanderung befragt, und keiner konnte ihr hierüber etwas Zuverläßiges sagen.

Ich hatte freylich mehrmal Plane im Kopfe, wie ich einstens einmal meine Verwandten und Freunde in Deutschland, besonders meinen damals noch lebenden, lieben alten Fürsten zu Fuld, wieder sehen könnte; ich hatte aber bisher noch gar nichts Bestimmtes beschlossen.

Sobald ich nach Petersburg kam, besuchte mich der Leibchirurgus, freylich blos aus Neugier, nämlich um mich zu fragen, ob ich wirklich gesonnen wäre, fortzureisen? Ich erklärte ihm, daß ich noch zur Zeit von gar nichts wüßte. Aber, sagte er, die Kaiserin hat es öffentlich gesagt, und zwar mit dem Zusatze: je ne tiens personne.

Es ist nun eine große Frage, ob es wirklich wahr ist, was mir der Leibchirurg erzählte? Unterdessen kann ich es einer großen Kaiserin gar nicht übel deuten, wenn es der Fall gewesen wäre, daß ich in der That fortzugehen verlangt hätte. Ich habe wenigstens von Niemand andern gehört, daß die Kaiserin dieses sollte gesprochen haben.

Man hatte bey der Schiffahrt von Kioff gegen Cherson gesehen, daß ich mich meistens in meinem Zimmerchen aufhielt, und oft mit Schreiben beschäftigte. Ich schrieb doppelte Briefe an Freunde nach Peters-

burg, und ferner an meine Familie nach Deutschland, welches freylich eine Art von Tagebuch ausmachte, wovon ich aber selber kein Exemplar für mich behielt, und selber in Deutschland die Reisegeschichte aus den Briefen an meine Tochter wieder rekapitulirte. Ich hatte platterdings nichts geschrieben, was zum Drucke bestimmt war.

Unterdessen ist es immer eine gefährliche Sache, wenn man einmal dafür bekannt ist, daß man schreiben kann: und jene Frau hatte vollkommen Recht, welche bey dem greulichen Lärm über meinen philosophischen Arzt gesagt haben soll: wie froh bin ich, daß mein Mann nicht schreiben kann!

Ein Freund von mir aus der geheimen Kanzley des Grafen (nachher Fürsten) Besborodki versicherte mich, daß einige Große sich mit Mißvergnügen geäußert hätten, daß ich ein Werk über die Reise der Kaiserin im Vorrathe hätte.

Meine Gliederschmerzen, mein Mißvergnügen über meine Reisegesellschaft; die in Petersburg vorausgegangenen Verdrießlichkeiten, hatten mich freylich nicht zu fröhlicher Laune gestimmt. Ich betrachtete also nicht alle Dinge von der Seite, wie sie von Andern betrachtet wurden. Ich bemerkte allenthalben Farcen, und ein zusammenstimmendes Bestreben, die gute Kaiserin zu täuschen, und in glorreichen Ideen zu unterhalten. Da es ein eigner Fehler von mir ist, allenthalben zu gerade

und zu offenherzig zu schreiben, so hatte ich dieses auch in meinen Briefen nach Petersburg gethan. Ein unbescheidener Freund machte mehr Gebrauch in Gesellschaften davon, als er hätte thun sollen.

In einem despotischen Lande bebet alles vor jenem welcher das Herz hat, ungeschminkte Wahrheit frey zu sagen. Es hatte schon in Petersburg unter diesen sklavischen Menschen viel Lärm abgesetzt, daß ich mich unterstünde, solche Sachen zu schreiben. Fürst Potemkin, der natürlicher Weise unsere Briefe öffnen ließ, hatte einen gefunden, wo ich freylich etwas satyrisch seine Kunst bewunderte, bey unsern sehr schnellen Reisen doch seine Offiziere noch schneller zu transportiren, so daß die Kaiserin allenthalben, wo sie hinkam, wieder viele Offiziere fand, wobey ich doch so oft wieder die nämlichen bemerkte. Er hatte es selber der Kaiserin vorgetragen, welcher es, wie ich urtheilte, freylich keine angenehme Empfindung verursacht haben konnte.

Als ich wieder in Petersburg war, kam der türkische und schwedische Krieg zu Stande. Graf Nesselrode besuchte mich: wir sprachen vom Kriege, und von den Gefahren, welchen man dabey in Petersburg ausgesetzt seyn könnte, besonders wenn die Schweden, wie es zu jener Zeit das Ansehen hatte, die Oberhand erhalten sollten. In solchen Fällen ist es sehr gewöhnlich, daß der Russische Pöbel alle Ausländer als Verräther achtet, und ärger als der Feind sie mißhandelt.

Wenn ich an Ihrer Stelle wäre, sagte Graf Nesselrode, so würde ich Urlaub nehmen, auf ein Jahr nach Deutschland zu reisen.

Ich entschloß mich nun ernsthaft zu einem Plane, den ich bereits schon ziemlich im Kopfe hatte, und traf meine Einrichtungen darnach. Ich verlangte mit Anfange des Jahres 1789 Urlaub, um im Maymonate auf ein Jahr verreisen zu können. Ich hatte es berechnet, daß ich in Deutschland auch ohne Praxis oder Diensten würde zu leben haben. Freylich hatte hernach meine Rechnung durch das ungemeine Sinken des Kourses in Rußland, durch Krieg und andere nachtheilige Vorfälle einen starken Abzug gelitten.

Ich hatte mich seit meiner Rückreise von Moskau gar nicht mehr am Hofe sehen lassen, meistens um auf gewisse Art vergessen zu werden, und desto leichter Urlaub zur Reise erhalten zu können. Dessen ungeachtet erfuhr ich einigemal, besonders durch einen Kammerherrn, den ich dazu für beauftragt hielt, daß die Kaiserin bey Gelegenheit sehr rühmlich von mir gesprochen hätte. Viele drangen auf mich, selbst Besborodki ließ es mir durch Graf Schwallow sagen, daß ich doch wieder nach Hofe gehen, und mich der Kaiserin präsentiren möchte.

Ich zweifelte gar nicht daran, daß sie mich wieder gut aufnehmen würde: aber ich zweifelte daran, ob es wirklich aus aufrichtigem Herzen geschehen würde, da

ich einmal die Grille hatte, durch meine vorherigen Geschichten, und nun durch das Anbringen Potemkins und meiner Feinde, möchte die Kaiserin ihre vorigen Gesinnungen gegen mich geändert haben.

Ich trug auch Bedenken, mich wegen meinem Urlaub unmittelbar an die Kaiserin zu wenden, schrieb also an einen Kabinetssekretär Krapowizki, ersuchte ihn, für mich Urlaub von der Kaiserin zu verlangen. Meine Absicht gieng meistens dahin, Rußland ganz zu verlassen. Ich wollte mich nun nicht der Verlegenheit aussetzen, hierüber von der Kaiserin befragt zu werden. Gesetzt, sie hätte mich darüber ernstlich befragen wollen und bestimmte Antwort verlangt; was hätte ich in diesem Falle sagen sollen? Hätte ich ihr einmal zuversichtlich zugesagt, wieder zu kommen, so hätte ich Wort gehalten, und wenn ich auch darüber hätte zu Grunde gehen sollen. Ich wünschte aber mit ungestörter Freyheit reisen zu können.

Staatsrath Krapowizki, dermal geheimer Rath, besorgte bey der Kaiserin meine Angelegenheit. Ich hatte weiter nichts als Urlaub auf ein Jahr verlangt; sie ertheilte selbigen mit Fortdauer meines Gehalts auf ein Jahr.

Ich hatte also bey dieser Urlaubsgeschichte Glück gehabt. Einige Jahre früher bat ein alter kränklicher Arzt, der selige Staatsrath Lindemann, um Erlaubniß, aus dem Lande reisen zu dörfen, um seine Gesundheit

wieder herzustellen. Er wendete sich der Ordnung nach mit seinem Gesuche an Graf Besborodki, und ließ ihn fleissig erinnern. Dieser ließ die Bittschrift oder die Ausfertigung der Erlaubniß, nach seiner Gewohnheit, liegen, bis endlich der alte Arzt aus Zunahme seiner Unpäßlichkeit oder aus Ungeduld im achten Monate, nach übergebener Bittschrift, gestorben war. Glücklicher Weise hatte die Kaiserin kurz, ehe ich mit meinem Gesuche kam, die Geschäfte des Grafen Besborodki, wegen seiner ausserordentlichen Saumseligkeit, unter Drey vertheilt. Neue Besen kehren gut, sagen die Deutschen im Sprichworte, und mein lieber Herr Krapowizki war in zwey oder drey Tagen mit meinem Geschäfte fertig.

Es ist nichts so schwer, als wieder aus Rußland auszureisen. Man muß zuvor erweisen, daß man sich hat dreymal in die Zeitung setzen lassen. Ich hatte dieses besorgt; aber man forderte mir nun meinen Paß ab, womit ich herein gekommen wäre, oder man wollte etwas Schriftliches von der Kaiserin haben. Ich hatte jenen Paß nicht aufbewahrt, und eben so wenig das Billet von Krapowizki. Es war eine am Hofe und in der Stadt bekannte Sache, daß ich Urlaub hatte, fortzureisen; es war sogar Ordre an das Kabinet gegeben, mir noch auf ein Jahr meinen Gehalt auszuzahlen; aber dessen ungeachtet hieß es, daß man mir meinen Paß nur unter den so eben erwähnten Bedingnissen

ausfertigen könnte. Ich wollte weder Herrn Krapowizki, vielweniger die Kaiserin noch einmal behelligen, suchte die Sache mit Rubeln zu endigen. Mein Bruder hatte nachher eben so viele Mühe, den mir noch zugesagten Gehalt zu erlangen, obwohl er nur acht Monate betrug, denn ich war noch vier Monate länger in Petersburg geblieben, als der Termin meines Urlaubs war, wovon ich die Ursache erzählen will.

Ich war schon völlig zur Reise geschickt, hatte den Plan, über Warschau, Wien, Carlsbad zu gehen, wollte einen Hofklarinetisten, einen gebohrnen Böhmen, mit in sein Vaterland nehmen, und mein Name war schon dreymal in der Zeitung gestanden: da schickte die Fürstin Baratinski, gebohrne Fürstin von Holstein-Beck, zu mir, ließ mich sehr dringend bitten, noch so lange zu verweilen, bis sie mitreisen könnte. Sie war schon lange krank gelegen, ward aber immer schlechter. Ich bekam sie in die Kur, da die bisherigen Aerzte sie für unheilbar erklärt hatten, weswegen sie mir selbige desto lieber allein überließen. Ich erinnere mich noch, wie mich Damen, welche meine Freundinnen waren, warnten, nur keine Hoffnung zur Besserung zu geben, weil selbst Cruse sie für unheilbar erklärt hatte. Ich störte mich an nichts, gab herzhaft Hoffnung, und heilte sie, wodurch ich mir noch giftigen Haß der Aerzte zugezogen hatte.

Ich hatte mich bereden lassen, die Abreise der Fürstin abzuwarten, stellte aber vor, daß ich meinen

Klarinetisten bedauerte, welchem ich freye Reise versprochen hatte, wofür er denn von der Fürstin ein ansehnliches Geschenk erhielt.

Die Reise wurde noch durch Ueberreste von der Krankheit und allerhand Vorfälle bis in den August verzögert: und wir kamen erst nach einer Reise von dreyzehn Wochen in Frankfurt am Mayn an. Denn vierzehn Tage wurden noch in Riga, und drey Wochen in Leipzig, wo just Messe war, zugebracht. Ich war bey meiner Hinreise durch Berlin und Westpreußen gekommen, half nun treulich dazu, daß wir die Herausreise von Mietau durch preußisch Lithauen über Dilsis, und dann über Danzig, durch Pommern, und Frankfurt an der Oder machten.

Ich werde hier eine kleine Episode über die Behandlung dieser Prinzessin von dem Generalgouverneur und Andern anführen, weil man sich vermuthlich zu jener Zeit auch in die Ohren gesagt hatte: elle n'est pas bien à la Cour.

Die gute Dame wandte sich mit ihrer Bittschrift, um Erlaubniß zur Reise für sie und ihren Sohn, an ihren Kurator, Herrn Generaladjutanten und Oberhofmeister der jüngern Großfürsten, Soltikoff. Dieser Freund und Verwandte von der Prinzessin trug die Bittschrift über drey Monate in der Tasche nach, und hatte das Herz, oder das Gutbefinden seiner Gemahlin nicht, sie der Kaiserin zu übergeben. Die unpäßliche Prinzessin,

welche noch gerne bey guter Jahreszeit in die Bäder reisen wollte, litte hierbey äußerste Gemüthsunruhe. Sie schrieb selber an den General und die Generalin; sie sprach alle mögliche Freunde an; kurz, sie that alles, um den Generaladjutanten oder dessen Gemahlin so weit zu bringen, daß ihre Bittschrift übergeben würde. Endlich geschah dieses schwere Geschäft: aber nun wurden doch noch einige Wochen zur Expedition erfordert.

Während dieser geraumen Zeit war man freylich noch nicht auf Reisegeld und Befriedigung der Schuldner bedacht gewesen. Ich bin aber überzeugt, daß noch selten ein Russe die nöthigsten und wichtigsten Stücke vor der letzten Stunde besorgt habe. Man sollte glauben, daß sie, wie Jean Paul sagt, nie daran denken abzureisen, als unterweges. Mancher ließ erst am Vorabende noch seine Kisten bestellen: das entlehnte Reisegeld wurde manchmal noch am Vorabende verspielt. In der letzten Stunde muß nun Rath schaffen, wer kann.

Die Prinzessin war zu gut, zu freygebig, nie zu einer ordentlichen Wirthschaft gewöhnt, und daher meistens mit ihren Finanzen in Unordnung. Sie war aber sehr reich, eine der reichsten in Rußland, und hätte leicht bey etwas Ordnung wieder alles ausbessern können. Damals, als sie verreisen wollte, drangen ihre Schuldner am meisten auf sie. Es wurden selbigen schriftliche Anweisungen gegeben, womit die meisten sich begnügen

ließen. Einige Galanteriekrämer, welche meistens der Prinzessin ihr Aufkommen zu danken, und ihr die Waaren in übertriebenem Preise aufgeschwätzt hatten, worunter sich besonders ein Franzos auszeichnete, ließen sich nicht mit Anweisungen befriedigen. Sie wollten durch Wechselbriefe prompte Bezahlung haben.

Die Prinzessin erfuhr nichts von allem diesem; und um ihre Unruhe zu stillen, ließ man sie einstweilen gegen Riga reisen, in Hoffnung, daß unter der Hand sich alles würde in Ordnung bringen lassen. Wir reiseten fast ohne Geld, ohne Paß, auf welche Art wir freylich nicht weiter als Riga kommen konnten. Man überredete die Fürstin, daß Paß und Geld alsbald nach Riga folgen sollten.

Allein gedachte Schuldner kamen uns noch unterweges nach. Sie hatten die Prinzessin bey dem Generalgouverneur, Graf Bruce, verklagt, und dieser überprompte Richter ließ uns bis nach Riga incognito durch einen Aufseher begleiten, damit wir nur nicht etwa unterweges desertiren sollten: denn die Ausreise von Riga war uns ohnehin versperrt. Die Kläger kamen also nach, und die Fürstin erhielt keinen Paß, bis diese erst mit den unterzeichneten Wechselbriefen zurückgekommen waren. So expedirte man eine Prinzessin, welche zwanzig tausend Bauern, und über 130,000 Rubeln Revenüen im Lande hatte, und für welche noch zur

Sicherheit der Bezahlung ein warmer Freund sein ganzes, wiewohl nicht sehr glänzendes, doch für alle Schulden überflüssiges Vermögen verpfänden wollte.

Wie glücklich fühlten wir uns, als in Riga der General, Graf Wittgenstein, zu uns kam, uns Geld und Paß mitbrachte! Unterdessen that uns der Generalgouverneur von Riga, Graf Brown, viele Ehre an; auch Andere suchten uns den Aufenthalt angenehm zu machen. Der Graf hätte gewünscht, daß ich in Riga bleiben möchte.

Was nun bey der Abreise von Petersburg meine Person betrift, so kann ich ohne Eigenliebe versichern, daß vielleicht noch nie die Abreise eines Arztes beym Publikum solche Sensation gemacht, als die meinige. Ich übergehe es hier, einige ganz auffallende Beweise anzuführen. Es wurden mir von einer Gesellschaft von Vornehmen schmeichelhafte Propositionen gemacht. Es war aber einmal mein fester Entschluß, wieder nach Deutschland zurückzukehren. Ich sah wohl voraus, daß ich in Deutschland auf einem weit geringern Fuße würde leben müssen. Ich fuhr in Rußland mit vier Pferden, einem Kerl auf dem Bocke und einem Vorreuter. Ich wohnte und lebte, troz einem vornehmen deutschen Seigneur. Ich gehe nun in Deutschland zu Fuße, lebe einfacher und bin doch merklich dicker geworden, als ich in Rußland war. Durch Alter, Mangel an vorhin

gewohnter Bewegung, und durch hundert verdrießliche Vorfälle wird mir nun freylich eine Abnahme meiner vorhin raschen Kräfte jährlich merkbarer.

Ein großer Kopf hat behauptet, daß wir erst zu den größten Dingen tüchtig werden, wenn unsere Kräfte des Geistes und Körpers bereits in Abnahme sind. Ich wünschte sehr, daß meine gegenwärtige Arbeit für die Meynung dieses würdigen Mannes als einiger Beweis hätte gelten können. Ich zweifle aber sehr hieran. Leser, welche mich länger kennen, mögen hierbey den Ausschlag geben. Das Schlimmste bey der ganzen Geschichte meines Lebenslaufs ist, daß ich unter der Hand am 27. April in das sechzigste Jahr meines Alters gekommen bin, wo hernach, wie mich einstens ein Mann von Erfahrung versicherte, jedes Jahr für fünf zu gelten pflegt.

Aufenthalt in Frankfurt, Maynz, Aachen.

Ich war mit der Prinzessin von Holstein-Beck endlich nach Frankfurt gekommen im Herbste 1789. Sie hatte Lust, noch länger in Leipzig zu zögern. Ich drang aber sehr auf unsere Abreise, und war entschlossen, allein wegzureisen, worauf sie denn endlich Leipzig verließ.

In Leipzig hatte ich zur Meßzeit den Herzog von Meiningen, nebst andern zur herzoglichen Verwandtschaft und zum Hofe gehörigen Personen angetroffen, welches mir vieles Vergnügen machte.

Meine Frau und Tochter hatten nach meiner Abreise aus Deutschland nach Rußland, Fuld verlassen, sich in Erfurt niedergelassen, und waren endlich von da nach Maynz gezogen, wo meine Frau ein kleines, aber in allem für eine kleine Haushaltung gemächliches Haus gekauft hatte. Ich sehnte mich also, zu meiner Familie nach Maynz zu kommen, besonders da meine Tochter seit meiner Abwesenheit mehrmals unpäßlich gewesen war.

Ich hatte meiner Familie Rendezvous nach Frankfurt gegeben, reisete auch bald auf einige Tage nach Maynz. Die Prinzessin miethete unterdessen Quartier auf der Zeil, fieng förmliche Wirthschaft an, nahm eine Köchin, Pferde u. s. w. Sie wünschte, daß ich ebenfalls in Frankfurt bleiben möchte.

Wenn man aus Rußland kömmt, wo alles theuer ist, und auch es an Geld nicht fehlt, so fällt es nicht sogleich auf, wenn man uns die Sachen ziemlich theuer bezahlen läßt. Die Prinzessin wollte sechs Monate in Frankfurt bleiben. Ich ließ mir also durch einen Bekannten ein Quartier, ihr gerade gegenüber miethen, bekam ein meublirtes Vorzimmer, ein Schlafzimmer, ein Zimmer für meinen Bedienten, nebst Bett und Bettzeug. Hiefür mußte ich den Monat 88 fl. bezahlen. Erst nach einem oder zwey Monaten fand ich, daß dieser Hauszinns doch zuviel Geld wegnähme, und faßte den Entschluß, nach Maynz zu ziehen. Mein Hauswirth protestirte, da es mein Geschäftsmann auf sechs Monate gemiethet hatte. Ich mußte also bleiben oder mich abfinden. Die Prinzessin erfuhr es, warf mir monatlich hundert Gulden aus, und ich bin die sechs Monate in Frankfurt geblieben. Wir waren kurze Zeit in Frankfurt angekommen, als mir die Prinzessin durch Graf Wittgenstein wollte hundert Louisd'or für die Sorge auf der Reise auszahlen lassen. Ich weiß nicht just mehr, in welcher Stimmung ich zu jener Zeit gewesen bin; aber so viel weiß ich, daß ich das Geld nicht annahm, worauf denn hernach dieser monatliche Gehalt ausgesetzt wurde, wobey ich für Hausmiethe, meinen Bedienten und andere Auslagen noch nicht ausreichte, meistens aus Ursache, weil ich erst kürzlich aus Rußland kam, wo ich bisher mit Gehalt und Verdienst im

Jahre gegen eilf und zwölftausend Gulden Einnahme hatte.

Bald hierauf schrieb man mir, daß mein Vater im Fuldischen unpäßlich wäre. Ich fuhr sogleich nach Fuld und auf meinen Geburtsort Römershag. Er befand sich besser, und ich hatte den Vorsatz, nun einige Zeit zu Eichenzell bey meinem seligen Freunde, Oberjägermeister von Breitenstein, zuzubringen. Ich war aber kaum zwey oder drey Tage bey ihm, so bekam ich eine Estaffette, daß die Prinzessin unpäßlich geworden wäre, worauf ich alsbald wieder meinen Weg nach Frankfurt nahm.

Ich hatte die Grille, nicht mehr praktische Arzeneykunst auszuüben. Ich hatte lange und viel praktizirt, war mit allen Unannehmlichkeiten der Praxis bekannt geworden, und wollte nun blos über meine Erfahrungen nachdenken, und im Stillen blos nach Willkühr studieren. Wirklich bin ich auch erst in Heilbronn von diesem Vorsatze abgegangen.

Mein gewöhnlicher Trieb zur Thätigkeit mußte doch auf irgend eine Art befriedigt werden. Ich schrieb also in Frankfurt ein Werk, welches vielleicht auch noch zum Drucke kommt, wenn nicht unterdessen die Mäuse es fressen; ich schrieb in Maynz die Fragmente, welche so mancherley Folgen hatten; ich schrieb in Aachen und Spaa. In Mannheim verfertigte ich eine neue Ausgabe meiner medizinischen Schriften, und lieferte noch eine Brochüre ohne Namen des Verfassers. Im Anfange, als ich nach

Heilbronn kam, wurde der Entwurf einer einfachern Arzeneykunst oder das Brownische System, ausgearbeitet; dann schrieb ich noch mein praktisches Handbuch, die neue Ausgabe des philosophischen Arztes und manche andere Sachen.

Es war nie meine Gewohnheit, an dem Orte, wo ich mich niederließ, mich sogleich um Bekanntschaften zu bewerben, woher mir denn immer Zeit zum Studieren und Schreiben blieb, besonders so lange ich noch nicht in häufige praktische Geschäfte verwickelt war. Es ist fast allezeit ein sicheres Anzeigen, daß jene Aerzte, welche am meisten schreiben, die wenigsten praktischen Arbeiten haben.

In jenem Winter kam eine Gesellschaft von französischen Kindern nach Frankfurt, welche Schauspiele gaben. Meine Prinzessin, die überhaupt gerne wohlthätig war, hatte sich vorzüglich für diese Kinder interessirt. Es kostete sie viel, und die Kinder hatten wenig Vortheil davon. Ihre Passion war so, wie aller russischen Damen, viel einzukaufen. Sie kaufte also eine Menge Galanteriewaaren, die man sie sehr theuer bezahlen ließ, und doch für die Kinder den Werth nicht hatten. Außerdem ließ sie selbige nach Gunst austheilen, nämlich so wie sich ein Kind mehr als das andere bey ihr einzuschmeicheln wußte, wodurch dann selbst unter den Kindern Mißvergnügen entstand, und sie also für ihr Geld wenig Dank einärndete.

Bey uns war der russische General, Graf Wittgenstein, welcher die Oberaufsicht über die Oekonomie der Prinzessin übernahm. Er hatte vom siebenjährigen Kriege eine große Schmarre über Nase und Wangen, welche ihm, als alten Generale, bey einer großen und starken Statur ein ehrwürdiges Ansehen gab. Fürst von Nassau, der Chef des östreichischen Kürassierregiments, welcher sich in Frankfurt aufhielt, sagte ihm mehrmals, daß er ihm wegen dieser Schmarre neidig wäre.

Der Senator Narischkin, ein Kurator und Freund von der Prinzessin, kam alsdann auch noch zu uns, und hat die Fürstin nach der Zeit auch wieder nach Rußland begleitet. Ich hatte bey meiner Abreise Urlaub auf ein Jahr verlangt. Da ich mich aber wegen der Prinzessin noch vier Monate in Petersburg aufgehalten, und hierauf zu spat in Deutschland ankam; so war die Zeit verflossen, um noch mineralische Bäder zu gebrauchen, welches doch meine Hauptabsicht gewesen war. Ich schrieb also von Frankfurt nach Petersburg, verlangte Verlängerung meines Urlaubs, welche mir die Kaiserin auf unbestimmte Zeit ertheilte.

In Frankfurt war damals bey Herrn Eßlinger eine artig eingerichtete Lesegesellschaft. Graf Wittgenstein und ich giengen einmal hin, pränumerirten jeder mit zwey Laubthalern für ein halbes Jahr. Ich bin aber nie wieder hingekommen, theils weil ich keinen Gesellschafter hatte, der mit mir gieng, und andern=

theils, weil ich mich zu Hause beschäftigte. Der Graf kam in die adlichen Gesellschaften, und ist auch selten oder nie wieder in die Lesegesellschaft hingekommen.

Die adlichen Gesellschaften in Frankfurt bestehen entweder in ganz nagelneuen Adlichen oder in einigen Wittwen und Invaliden von Höfen, welche nun in Frankfurt einen Theil der vornehmen Gesellschaft ausmachen wollen.

Außerdem pflegen die Angesehensten von der Kaufmannschaft auch ihre besonderen Gesellschaften zu geben.

Es war damals die Geschichte des Krebses, den die Kaiserin von Rußland haben sollte, ganz besonders im Gange. Es hieß, ein Wundarzt von England und Mr. Petit aus Paris wären berufen. Da wir nun dieses widersprachen, so zeigte sich ein Kaufmann so voll Rechthaberey, daß er sagte: „was ist dagegen einzuwenden? Unser Haus hat ja das Geld dazu hergeben müssen. Die Krebsgeschichte war nicht wahr, und das Kaufmannshaus hatte nichts zur Reise der berufenen Wundärzte hergegeben.

Die Prinzessin, die man in Petersburg für verloren gab, war noch voll dankbaren Gefühls gegen mich, als ihren Retter. Sie gab Auftrag an den berühmtesten Künstler Falkonet nach Paris, meine Büste in Bronze zu verfertigen, welche wir endlich in Aachen erhielten. Ich glaube, daß sie gegen zwey tausend Franken gekostet hat. Auf dem Wege nach Peterhof hatte die Prinzessin

ein Landhaus mit einem Garten, in welchem ich mir ein Plätzchen ausgewählt hatte, wo ich im Schatten saß, in das Meer sehen und die Schiffe beobachten konnte. Dort, wo mich die Prinzessin oft hatte sitzen sehen, sollte die Statue angebracht werden. Soviel ich aber weiß, ist der Garten verkauft, und die Büste mag nun in irgend einer Rüstkammer stehen. Doch weiß ich nicht, was daraus geworden ist, als sie nach Petersburg gebracht wurde.

Zu jener Zeit war Hurter, ein bekannter Schweizer, mit seinem Sohne in Frankfurt. Er war lange in England gewesen, brachte elektrische und andere physikalische Maschinen mit, welche eigentlich sein Sohn zu behandeln wußte. Er zeigte seine Gemälde in Emaille, welche wirklich sehr fein gearbeitet waren, und sich vorzüglich unter dem Vergrößerungsglase gut auszeichneten.

Hurter, der Schweizer, hatte sich zum Herrn von Hurter umschmelzen lassen. Sonderlich, daß die Schweizer, wie Zimmermann, Girtanner rc. so sehr auf Titel sahen, und für Aristokratie kämpften! Eigentlich sind die Schweizer die deutschen Engländer, wenn es auf Geiz, Grobheit und Stolz ankömmt.

Bey Erinnerung an die Schweizer fällt mir hier eine Geschichte ein, die ich in Rußland erlebt hatte. Ein Russischer Kammerherr, Mettleff, war in Frankreich und Italien gewesen. Auf einer Reise von oder nach Italien nahm er einen Schweizer zur Gesellschaft.

Als sie durch die Schweiz passirten, gab ihm der Schweizer ein geschriebenes Buch, und sagte zu ihm: „nehmen Sie es zu sich, ich war Kanzellist oder Archivar in Bern, und wenn das Buch bey mir gefunden wird, so werde ich gehenkt." Mettleff nahm das Buch. Unterdessen wurde der Schweizer krank und starb.

In Rußland schenkte mir Mettleff das Buch, weil es deutsch geschrieben war, wovon er nichts verstand. Ich las darinnen, und fand alles Abscheuliche von der Verfassung von Bern. Es waren in dem Buche Tabellen von Rechnungen, und die Geschichte von Bern, von ihrem Ursprunge an, bis auf jene Stunde.

Sind die Berner so schlecht, als sie hier geschildert sind, so soll es die Welt wissen, dachte ich; sind sie es nicht, so werden sie sich vertheidigen. Kurz, ich wollte das Buch, welches eine rothe Decke von Pergament hatte, und in Form eines Musikbuchs länglich gebunden war, in die Presse geben. Es waren aber manche schweizerische Ausdrücke darinnen, die ich nicht verstand. Es kam ein ehemaliger Ladendiener von einem in Petersburg gewesenen Buchhändler Logan, ein schlimmer Diener eines schlimmen Herrn, zu mir. Ich zeigte ihm das Buch, und äußerte meine Absicht, und meine Bedenklichkeit wegen der unverständlichen Ausdrücke. Sogleich entfuhr ihm der Gedanke: „wenn es die Berner „bekämen, würden sie es theuer bezahlen." Ferner sagte er, in dem Hause, wo ich wohne, sind vier Schweitzer;

ich will mir diese Wörter erklären lassen. Ich gab ihm aus meiner gutherzigen Albernheit das Buch, und habe nachher weder ihn noch das Buch wieder gesehen.

Ich sprach einstens mit seinem jenesmaligen Herrn, dem geschickten Buchdrucker Knorr, welcher beynahe auf unvermerkte Art den Druck oder die Lettern der russischen Sprache nach und nach verschönert, und den Alkoran verlegt hat. Ach, sagte er, es war ein tückischer, betrügerischer Kerl, auf den ich immer scharfes Aug haben mußte. Kurz, ich sah das Buch nicht mehr, welches mir bey der jetzigen Zeit äußerst interessant gewesen wäre.

Ich war noch in Rußland, wo mir ein Mahler aus Mannheim zwey kleine Gemälde, in Emaille, schickte, als Nachahmung von Hurter; er schickte mir zugleich einen kleinen Kopf von Friedrich II. zum Geschenke. Das Päckchen war mit vierzig, sechzig oder einer ähnlichen Summe von Louisd'or an Werthe bezeichnet, wofür ich theures Porto bezahlen, und sie hernach wieder zurückschicken mußte. Der gute Mann hatte eine üble Auswahl getroffen. Er schickte einen Christuskopf und das Portrait von dem verstorbenen Kurfürsten. Mit beyden war in Petersburg kein Glück zu machen. Der Hof war just zu selbiger Zeit über den Kurfürsten aufgebracht, weil der vom Kaiser Joseph vorgeschlagene und von der Kaiserin unterstützte Austausch von Bayern gegen die Niederlande nicht war zu Stande gekommen, und ein Christuskopf

stimmte nicht zur Fröhlichkeit. Ich ließ die beyden Köpfe durch Herrn von Nikolai am großfürstlichen, nachher kaiserlichen Hofe zeigen. On trouve l'effet un peu dur, war die Antwort.

Ich hatte sie aus gemeldeten Ursachen der Kaiserin gar nicht zeigen mögen. Ich befürchtete, daß ich schlimmer damit abkommen möchte, als der selige Handelsmann Weihnacht mit einer großen schön gemalten Wachtparade von Herzog Karl von Würtemberg. Er zeigte ihr das Bild, both es zum Kaufe an: „Geht „mir weg, sagte sie, mit dieser Charlatanerie!“

Es war zur Zeit, wo wir in Frankfurt ankamen, die französische Revolution in vollem Gange. Ich schaffte mir viele der zahllosen oft ganz unbedeutenden Brochürchen, die in Paris herausgekommen waren an. Endlich traf Narischkin die Anstalt mit der Tochter von Diderot, deren Vater er einstens nach Petersburg geführt hatte, daß sie uns alles schickte, was sie nur irgend des Schickens würdig hielt.

Ich hatte durch Herrn Eßlinger den dritten Theil von Mirabeau Histoire Secrette de Berlin erhalten. Es war ein kleines Octavbändchen, ob es wirklich von Mirabeau war, will ich nicht entscheiden. Das ganze Bändchen enthielt nichts als eine derbe Schilderung des Illuminatenordens. Ich habe schon oben die Geschichte und den Inhalt des Werkchens erzählt, welches mir, ich weiß nicht auf welche Art, entkommen

war. Es zeigte unter andern, daß der Orden schon aus dieser Ursache zur Barbarey bringen müßte, weil es der Plan war, künftig auf mögliche Weise zu trachten, daß alle Stellen im Staate mit Illuminaten besetzt würden.

Mir fiel hier eine Geschichte ein, die ich in Fuld zu Zeiten der Jesuiten erlebt hatte. Der Vicedom von Maierhof erzählte bey Hof am Tische, daß er die geheime Konstitution der Jesuiten in lateinischer Sprache auf eine besondere Weise erhalten hätte. Ein Domherr von Piesport, der just am Hofe wohnte, verlangte sie von ihm. Von Maierhof gab sie ihm, geschrieben, wie er sie erwischt hatte. Nach einiger Zeit forderte er das Brochürchen wieder zurück. Hr. v. Piesport erzählte, ein ordentlich gekleideter Bürger wäre an einem Sonntage zu ihm gekommen, hätte eine Empfehlung vom Vicedom ausgerichtet, und das Manuskript über die Jesuiten zurück verlangt. Also war es auf einmal für beyde, wie für mich die Illuminatengeschichte, verloren.

Ich lernte zu jener Zeit noch einen geschickten Mechanikus und Physiker Ries kennen. Er ist durch Verfertigung der englischen Lampen bekannt. Er hatte sich zwey Franklinische Oefen machen lassen, deren jeder im ganzen Tage mit einem halben Pfund Kohlen geheizt, und dabey das Zimmer von unreiner (zu jener Zeit phlogistischer) Luft gereinigt wurde. Ich gab hiervon

dem Grafen Anhalt in Petersburg Nachricht, und machte ihm den Vorschlag, solche Oefen in seinem Kadettenkorps, wo man etwa sechshundert Oefen hatte, einzuführen, worüber er mir aber keine Antwort ertheilt hat.

Zu Frankfurt hielt sich auch zu jener Zeit der Bruder unsers Grafen Wittgenstein auf, der französische General und Ludwigsritter. Er war einstens Page in Mannheim gewesen, und hatte sich dort durch gewisse Talente ausgezeichnet, empfohlen und verhaßt gemacht. Er hatte nachher die Tochter eines reichen Straßburger Banquiers Kämpf geheyrathet, von welcher er nun getrennt lebte und einen kleinen Sohn bey sich hatte. Kämpf hatte ihn durch ein Testament enterbet, weswegen er troß aller Revolution in Frankreich, seine Stelle beyzubehalten suchte. Er kehrte auch wirklich wieder nach Frankreich zurück. Es war in Paris oder Versailles ein Ludwigsfest, wo sich die Ritter, ihrer fünf- oder sechshundert an der Zahl, um den König versammelten, blos in der Absicht, ihn los zu machen, und von der Stelle zu bringen. Sie trugen ohnehin ihre Degen, und jeder hatte Pistolen in der Tasche, wodurch die Wache getödtet oder entfernt werden sollte. Die Sache wurde entdeckt, und die Nationalen umzingelten die Ritter, entwaffneten sie, behandelten sie mit Maulschellen, Fußtritten ꝛc. welches in seiner Art einzige Ludwigsfest uns vom Generale getreulich geschildert wurde.

Wittgenstein, im Herzen immer Royalist, wurde endlich bey der Armee angestellt, und bekam ein Korps zu kommandiren. Er wurde aber auch hiervon bald wieder als Arrestant nach Paris geführt, und hatte das Schicksal, nebst andern von den Septembermännern im Gefängnisse ermordet zu werden.

Wir warteten in Frankfurt die Ostermesse ab, während der Zeit Herr Professor Plattner aus Leipzig mit dem ihm in Leipzig überlassenen Sohne der Prinzessin samt seinem eigenen Sohne, noch zu uns kam, wo wir gegen Ende Aprils 1790. nach Maynz giengen, dort eine Jacht mietheten, und bis Kölln auf dem Wasser fuhren. Der Sohn vom Herrn Plattner besaß schon Geschicklichkeit im Zeichnen, war Schüler von Oeser, und amüsirte sich und uns unterweges damit, die schönen Gegenden abzuzeichnen, worauf sie von Kölln über Düsseldorf, nach Kassel und wieder nach Leipzig reiseten, wir aber nun im Frühlinge uns nach Aachen begaben, wo der ganze Sommer zugebracht wurde.

Wir besahen freylich unterweges zu Bonn und Kölln, was man uns da Vorzügliches zeigen konnte; zu Bonn in der Hauptkirche die schöne Statue in Bronze, die h. Helena, Mutter des Konstantinus M. kniend und ein Kreuz in der Hand haltend.

Zu Kölln im Dom den Kirchenschatz, besonders das Grab der drey Könige, mit vielen großen edlen Steinen geziert; viele Kirchenfenster mit Figuren von gefärbtem

Glase. In der Petrikirche zeigte man uns ein schönes Gemälde von Rubens, welcher in Kölln gebohren seyn soll. Das Gemälde stellt den Apostel Petrus vor, wie er vom Kreuz genommen wird. Wir besahen die Arbeiten eines berühmten Drehers in Elfenbein, und einige andere. Vorzüglich durchgiengen wir die Kabinette des Baron Hübsch, wo ihm die Prinzessin noch russische Münzen zu seinen Seltenheiten schenkte.

Wenn man vom Rheine her gegen Kölln ankömmt, so hat die Stadt mit ihren vielen Kirchen und Thürmen ein prächtiges Aussehen, aber nicht so, wenn man auf der Landstraße dahin gelangt. Ich hätte lieber in Bonn als in Kölln wohnen mögen.

Aachen war ein Ort, der mir gefiel. Der Bettler sind beynahe so viel als in Kölln; aber zu jener Zeit auch viele wohlhabende Leute, viel Manufakturen und Handel. Die Gegend hat mir sehr gefallen, und ich wunderte mich nicht, daß Karl M. Aachen zu seinem Sitze gewählt hatte. Ich hätte selber dort wohnen mögen. Ueberhaupt sagte man mir in Aachen: wer gemächlich und gut leben will, muß zwischen Maas und Rhein zu wohnen trachten. Das nahe Limburg liefert die unvergleichliche Butter, Lüttich die Gartenfrüchte, Holland die Seeprodukten. Ich habe dort das Hundert Austern für einen Gulden gegessen, die natürlicher Weise viel besser waren, als man sie zu Wien genießt.

Es ist meistens eine wichtige Bemerkung, daß die Zahl der Bettler mit jener der Mönche im Verhältnisse steht. Die Frage wäre nur, ob man erst anfangen soll, die Bettler oder die Mönche auszurotten?

In Aachen sind 3324 Häuser, und etwa 34000 Einwohner.

Man zeigt in der Kapuzinerkirche am hohen Altar ein Gemälde von Rubens, welches die Mutter Maria vorstellt, wie sie ihr Kind ernährt. An einem Seitenaltar ist ein Gemälde von Jordans zu sehen. Im Dom sind manche kostbare Sachen zu bemerken. In der Mitte ist das Grab von Karl M. ein Viereck mit weißen Steinen belegt, oben darüber in der Höhe hängt eine Krone, so groß als das Grab ist.

Ich sah am neunten Julius das sonderbare Fest, welches alle sieben Jahre gefeyert, und als eine große Revenüe für die Stadt betrachtet wird. Unter Abfeuerung der Kanonen werden die Reliquien ausgehoben und zehn oder vierzehn Tage lang dem Volke gezeigt oder ausgehängt. Der Zulauf des Volks ist hiebey außerordentlich, weswegen dieses Fest der Bürgerschaft sehr einträglich ist. Außen vor der Kirche werden viele Bänke hingesetzt, deren sich die Zuschauer gegen eine geringe Abgabe bedienen dürfen. Man zeigt hier einen Gürtel von Christus, ein Hemd von Maria, das Tuch, worauf das Haupt Johannis gelegen hatte, heilige Windeln vom Christuskinde, und ähnliche Raritäten, welche

der große Karl aus den heiligen Ländern herbeygeschafft hatte.

Es fiel einstens eine dieser heiligen Windeln einer Frau, die ohnehin im Rufe der Frommheit (der Bethschwesterey) stand, auf ihren Kopf. Die Pfaffen erklärten sogleich, daß die Haube dieser Frau durch solche Berührung nun auch geheiligt wäre. Die heilige Haube ward sogleich mit vielen Zeremonien und Glückwünschungen der Frau abgenommen, und wird noch als Reliquie gezeigt. Solche Wirkung ist meines Wissens noch nie durch die vom Pabste geweihten und nach Wien geschickten Windeln zu Stande gekommen.

Mit allen diesen heiligen Reliquien wird dem Volke der Segen ertheilt, welches sonst nur bey Katholiken mit der Monstranz geschieht.

Natürlicher Weise müssen bey solcher Gelegenheit, wo man so viele heilige Sachen mit Andacht anstaunt, auch Wunder geschehen, und Teufel ausgetrieben werden. Hieran hat es nun an keinem Tage gefehlt. Nur ist es gefährlich, hierbey als Zeuge zu seyn, wie es manche deutsche und französische Herren erfahren haben. Gähling wirkt das Mirakel auf Einen von den Zuschauern, als wenn er durch einen Magnetiseur wäre zum Somnambule gemacht worden. Alle Zuschauer taugen freylich nicht dazu, so wenig als es unsern Magnetiseurs gelingt, aus jedem Subjekt einen Somnambule zu machen. Es müssen schon Herz, Hirn und Nerven dazu gestimmt

seyn, sonst kann weder Magnetismus noch Mirakel etwas ausrichten.

Also auf einmal fängt ein Kerl oder eine Frau an, Grimassen zu machen. Alles ruft nun: „das Mirakel ist an ihm.“ Das Volk umringt ihn, bethet laut, nimmt ihn mit sich fort durch die Stadt, oder in eine andere Kirche. Wehe dem, welcher etwa zugegen ist, oder diesen Wahnsinnigen auf der Straße begegnet, seinen Hut nicht abnimmt, nicht auf die Knie fällt, oder mit dem Haufen fortwandert. Er bekommt Stockschläge mehr als er tragen mag, man heißt ihn Gös (gueux, soll einen Reformirten ausdrucken) und mißhandelt ihn auf allerhand Weise.

Ich hatte mehrere von den Pfaffen kennen gelernt, welche mit dieser Zeremonie beschäftigt waren, und ich bin ganz überzeugt, daß keiner in seinem Herzen an die Posse geglaubt hat: allein als Volksbetrüger thaten sie ihre Schuldigkeit. Wir beyde, soll Minister Wöllner einem alten Freunde, welcher ihm Vorwürfe wegen des Religionsedikts machte, geantwortet haben, brauchen nicht an Jesus zu glauben, aber das Volk muß es thun.

Wenn die große Prozession durch die Stadt geht, welches jährlich am Frohnleichnamstage geschiehet, wo alle Geistlichen, alle Zünfte u. s. w. mitgehen, wird auch der große Karl mit herum getragen, welcher mehr als zwölf Schuhe in der Größe haben mag, mit einer ungeheuren neufrisirten Perücke. Der Kopf ist beweglich,

und auch die Augen im Gesichte. Ein Kerl, der unter der Figur steckt, zieht manchmal an den Augen, daß sie sich bewegen; und wenn Karl vor dem Rathhause vorbeygetragen wird, so beugt er den Kopf, und macht sein Kompliment. Von allem diesem bin ich Augenzeuge gewesen, und könnte noch mehrere Anekdötchen liefern.

Bey der großen Prozession werden allerhand Statuen und Reliquien mit herum getragen. Hierunter zeichnet sich ein kleines Kistchen aus; welches einer kleinen Geldkiste (Cassette, Schatulle genannt) ähnlich sieht. Niemand wollte wissen, was darinnen enthalten war, weil Karl in allerley Sprachen darauf hatte schreiben (graviren) lassen, daß sich Niemand unterfangen sollte, dieses Kistchen zu öffnen. Nach meiner Meynung mag es ein heiliger Penis gewesen seyn.

Die Zahl der Bettler in Aachen ist jedem Fremden auffallend. Glücklich ist jener, welcher hart genug ist, sie im Anfange alle abzuweisen, wie es meistens die Vornehmen und Reichen pflegen. Unterdessen habe ich diese Menschengattung nirgends besser dressirt gefunden; sie sind freundlich, dienstwillig. Sie heißen den Fremden Marquis, Comte, Général und Evêque. Diese Titel sind mir auch alle zu Theile geworden. Sie lernen bald ihren Mann kennen. Wenn man nun ungefähr nicht mit Münze versehen ist, oder eben nicht Zeit oder Lust hat, den Bettlern zu geben; so verfolgen sie nicht, wie anderwärts, sondern fragen nur: „ein andermal? nicht

wahr, ein andermal? — oder auch: morgen, übermorgen?" Sobald man sich nun auf ja einläßt, so sind sie auch richtig um die bestimmte Zeit wieder bey der Hand, und erinnern an das Versprechen.

Die Ursachen dieser häufigen Bettler sind wohl mancherley. Erstlich die große Anzahl der Fabrikanten, welche heyrathen, viele Kinder zeugen, und sie aufs Betteln schicken. Dann die Schwäche der Polizey oder Obrigkeit. Alle Stellen wurden durch Mehrheit der Stimmen von Bürgern erhalten, woher denn Niemand es mit irgend einem, auch dem ärmsten Bürger, verderben wollte, woraus denn allerley Unfug entstand. Ferner Müssiggang, Liederlichkeit, und endlich die Vielheit der Pfaffen, da es doch einmal scheint die Fügung des Himmels zu seyn, daß an jedem Orte die Zahl der Bettler mit jener der Mönche im Verhältnisse stehen soll.

Wenn man gegen Abend durch eine Straße geht, so trifft man ehrbar gekleidete Weibspersonen kniend an, welche einen zinnernen Teller in der Hand halten, wohin die meisten Vorübergehenden etwas Geld ablegen. Ihr Gesicht ist mit schwarzem Tuche bedeckt, so daß man sie nicht erkennen kann: die übrige Kleidung ist ebenfalls schwarz und anständig. Sie knien und bethen ganz still, ohne etwas zu verlangen. Es heißt, es wären Dürftige, welche sich des Bettelns schämten.

Nichts ist appetitlicher, als die Fleischhäuser in Aachen. Saubere Weiber sitzen da in zierlicher Klei-

dung: das Fleisch liegt auf schneeweißen Servietten, und so verkaufen sie es. Ueberhaupt herrschet in Häusern und Küchen, auf holländische Art, schon große Sauberkeit. Man bedient sich meistens der Steinkohlen in Küchen und Kaminen.

Zum Beweise, daß das Aachensche Mineralwasser reich an Schwefel ist, werden Stücke von Ziegelstein oder gebackenem Steine in die Hauptquelle geworfen, welche hernach allzeit nach einigen Jahren geöffnet wird, wo sich denn die Steine mit dem reinsten Schwefel überzogen finden. Auch zu meiner Zeit wurde dieser Behälter geöffnet: und der Magistrat hat mir ein schönes Stück geschwefelten Steines zum Geschenke gemacht.

Der Geist der Unruhe war zu jener Zeit in diese Gegenden gekommen. Zu Aachen hatten die Bürger ihre Rathsherren vom Rathhanse geprügelt, worüber überhaupt Streit und Unordnung entstand, weswegen Kommissarien zugegen waren: von Preußen der Herr von Dohm, dann einer von Trier, und einer von Kölln oder Westphalen.

In Lüttich war völlige Rebellion: der Bischof und die Domherren waren fortgejagt, welche sich denn fast alle in Aachen aufhielten. Reichstruppen, vorzüglich die Mainzer, führten Krieg mit den Lüttichern.

In Brabant war Aufstand und Krieg, weswegen auch viele Brabänter, welche dem Hause Oestreich anhiengen, ihre Zuflucht in Aachen suchten.

Endlich kamen die Schaaren französischer Emigranten von verschiedenem Schrot und Korne. Bertin, welcher es unter Ludwig XV. bis zum Minister gebracht hatte, war schon ein Jahr früher in Aachen angekommen. Ich habe wohl vorausgesehen, sagte er, daß Frankreich nicht mehr werde bestehen können. Er hatte also seine Sachen zu Gelde gemacht, und sein Vaterland verlassen. Die Prinzen waren aus Frankreich entkommen, und suchten unter vielen Versprechungen und Drohungen allen Adel und alle Royalisten zum Emigriren zu bewegen, und an sich zu locken. Alles emigrirte nun, die meisten blos, weil sie Andere ebenfalls emigriren sahen. Das Emigriren war zur Manie geworden.

Die Vornehmsten von Frankreich kamen meistens nach Aachen. Manche blieben, andere reiseten zu den Prinzen oder weiter. Es ist unbegreiflich, welchen Aufwand diese Leute bey ihrer Ankunft machten. Sie verschwendeten das Geld auf alle mögliche Weise. Alle waren überzeugt, daß sie in wenigen Monaten wieder in Frankreich mit größerm Rang und Glücke eintreffen würden.

Das Sonderbarste war, daß sich die Meisten der vorzüglichen Ehre rühmten, ganz nahe am Lanternisiren, welches zu jener Zeit im Gange war, gewesen zu seyn. Es kam auch der Abbe Chatte, welcher sich des Verdienstes rühmte, die Familie Polignac aus Paris gerettet zu haben. Abbe Sabathier de Castries war

unter allen der geschäftigste, wie es gemeiniglich alle Tollhäusler sind. Die Geschichte der Lütticher und Brabänter war ihm eine große Angelegenheit. Zu Lüttich kam eine sehr gut geschriebene Zeitung heraus in Oktav, Journal de l'Europe, dünkt mich; der Verfasser davon hatte dem intriguanten, heftigen und stolzen Abbe einstens die Nativität gestellt, so treffend als es nur möglich war. Der Lütticher schrieb frey, besonders in der Sache von Lüttich und Brabant. Sabathier, Freund mit Graf Trautmannsdorf und Andern, hatte den Plan und auch die Hoffnung, ein Zeitungsmonopol für jene Gegend zu erhalten, unter dem Vorwande, lauter gute Grundsätze zu verbreiten. Man bediente sich also des infamen Mittels, allen Postämtern zu verbieten, keine Lütticher Zeitung mehr aufzunehmen oder passiren zu lassen. Sie war also auf einmal aus der Welt geschafft. Schwache Fürsten sind so geduldig, solche Befehle gelten zu lassen. Leute die keine Könige oder Fürsten sind, müssen sich ohnehin solchen Postdespotismus gefallen lassen.

Sabathier war schon in der Bastille gesessen, war im Anfange für die Revolution in Frankreich gewesen; kämpfte aber bald gegen sie, weil man nichts aus ihm machen wollte, wurde unterdessen doch rasend, wenn er erfuhr, daß man etwas von Frankreich entreißen wollte. Er kam nachher nach Wien, schmeichelte sich bey Fürst Kaunitz ein, und hetzte so viel er konnte, zum Kriege. Er kam endlich als Wahnsinniger zu Wien in

Ketten, wurde wieder leidentlicher und reisete nach Erfurt. Ob er sich noch dort aufhält, weiß ich nicht.

Er schrieb in Aachen la Valise décousue, hierauf einen Tocsin aux Rois. In diesem sagte er, daß wirklich kein Potentat von Kopf und Energie existirte, als die Kaiserin von Rußland. Als der König von Schweden nach Aachen kam, ließ er geschwind den Bogen umdrucken, und schrieb, daß kein würdigerer Potentat von Kopf und Herz existirte, als Katharina und Gustav Adolph. Er hatte noch andere Werkchen geschrieben. Ich weiß nicht genau, ob es auch von ihm gilt, was Antoine Diannyère[18] von einem Sabathier schreibt. Mich dünkt, daß man mir es von ihm erzählt hat: „Un „homme, Sabathier, ose imprimer sous son nom „(de Condorcet) une compilation intitulée: Diction„naire de trois Siècles, où tous les écrivains sans „talens et sans courage étoient loués, et où tous „les autres étoient déchirés.“

Von der Sittenlosigkeit und Impertinenz, und von der Feigheit, wenn sie ihren Mann fanden, welches denn in Aachen, wo auch viele Demokraten hingekommen waren, oft geschah; überhaupt von den Untugenden dieses Emigrantenvölkchens, könnte ich besondere Beyspiele anführen. Ich will hier nur erzählen, daß sich

18 Esquisse d'un tableau historique de progrès de l'esprit humain. p. 6 Geschrieben von Condorcet, und herausgegeben von Diannyére, 1797.

unter selbigen ein gewisser, mit dem blauen Bande gezierter, Marquis oder Comte d'Eccarts befand, welcher eine wichtige Rolle spielte. An ihn kam Geld aus Holland. Er warb Andere zu Offizieren, zum Pferdekaufe rc. Vermuthlich wurde dieses Geld aus Paris übermacht. Es hatte sich schon einige Jahre ein armer Franzos in Aachen aufgehalten. Er war mit Maillebois aus Frankreich gekommen, um in Holland gegen Preußen zu dienen. Da aber nachher wegen Frankreichs ohnmächtigem Zustande aus der ganzen Sache nichts geworden ist; so blieb er in Aachen, wo ihn eine Wittwe für ihren eigenen Leib unterhielt. Sie ernährte ihn, gab ihm Geld; doch konnte sie nicht so viel geben, als er zum Spiele rc. nöthig hatte. Kurz, er war oft so dürftig, und in solchen Umständen, daß man ihn nicht gerne im Zimmer dulden mochte, wo schon Mancher eine Uhr gemißt hatte. d'Eeccarts machte ihn auf einmal reich. Er kaufte nun Pferde, divertirte sich und wurde Major genannt. Auch sah ich einstens sechs Pagen ankommen, welche uns Russen vertrauten, daß sie der König geschickt hätte, um unter den Prinzen zu dienen. Eben dieses habe ich auch aus dem Munde von Gardisten.

Bouillé ließ eine herzbrechende Proklamation ergehen, daß er fremde Armeen in Frankreich führen würde, um Alles zu vertilgen, wenn sich nicht Alles auf der Prinzen und des Königs Seite wenden würde.

Eben so erschien eine Belobungsproklamation an einige Husarenregimenter, welche zu den Prinzen gegangen waren. Meine Prinzessin war so prinzlich, daß sie solche Proklamationen geschwind nachdrucken ließ, um sie desto besser in Umlauf zu bringen. Sie wünschte nichts so sehnlich, als recht viel Geld zu haben, um es den Prinzen geben zu können, so wie der Kurfürst von Trier sich die fünf Millionen zurückwünschte, welche sein Palais zu Koblenz gekostet hatte, blos um sie auch noch den Prinzen geben zu können.

Die gute Prinzessin war freylich hauptsächlich zu solchen Grundsätzen durch ihren Narischkin gestimmt worden. Ich kann vielmal schweigen, aber doch mag ich nicht gerne anders reden, als wie ich im Herzen denke. Hieraus mag nun schon einige Vorbereitung zu der Brouillerie, welche erst in Holland vollständig wurde, veranlaßt worden seyn. Ich werde hernach noch diese Geschichte berühren. Es ist eine schlimme Sache in der Welt, daß so viele Menschen, welche ganz andere Erziehung, andere Organisation des Hirnes, und ganz anderes Interesse haben als wir, von uns doch so gerne prätendiren mögen, daß wir just so denken und handeln sollen wie sie!

In Aachen hatte ich Bekanntschaft mit Doktor Veling, welches mir viel Vergnügen machte. Er war freylich dem Trunke etwas ergeben, hatte aber übrigens ein gutes Herz, gesunden Verstand, Munterkeit,

Witz. Wir giengen täglich spazieren, welches meiner Gesundheit zuträglich war: zuweilen kamen wir in kleine Gesellschaften. Es war noch ein Bekannter von mir, ein Musikus, aus Rußland, nach Aachen gekommen, welchem wir denn auch manche fröhliche Stunde verschafft haben. Er war vernünftig, ehrlich und gutherzig, also schon in diesen Punkten für unsere Gesellschaft gemacht. Ich erhielt hierbey wieder ganz meinen lustigen Humor, wie ich ihn vorhin in Fuld unter meinen vertrauten Freunden hatte. Ich kenne kein größeres Vergnügen, als wo man unter vertrauten, redlichen und lustigen Freunden sich ohne alle Zurückhaltung gerade so zeigen kann, wie man wirklich ist.

Der ganze Sommer war nun in Aachen verbracht. Im Herbste unternahmen wir eine Reise nach Holland. Wir reiseten von Aachen nach Düsseldorf, blieben dort einen oder zwey Tage, um die Gallerie zu besehen, wo man uns schon einige Gemälde nach neuem französischen Geschmacke zeigte, deren ich nachher besonders in Harlem in dem Sommerpalais von Hoppe mehrere sah. Es ist bekannt, daß die Italiäner das Dunkle in Gemälden lieben: hier war alles hell, freundlich; es waren Frühlingsgemälde, gegen die Winterarbeit der Italiäner.

Von Düsseldorf kamen wir nach Xanten, Kleve, wo schon große Alleen anfangen. Wir hatten einen Zufall mit dem Wagen vor dem Thore, worauf ich zu Fuße hinein gieng. Zu jener Zeit trug ich noch hinten

eine runde Locke, und ich hörte die preußische Schildwache sagen: Das ist ein Kapuziner, so wie in Berlin eine Schildwache sagte, da ich mit noch jemand zum Thore hinausgieng: es sind Hebräer. Wir gelangten endlich nach Nimmwegen, wo wir uns wieder einen Tag aufhielten, die schönen Gegenden, das Belvedere ꝛc. besahen. Nimmwegen ist noch keine solche Wasserstadt (mit so vielen Kanälen), wie es die übrigen holländischen Städte sind.

In Holland mußte zu jener Zeit alles Livree vom Statthalter tragen, nämlich Orangenfarbe, wenn man nicht vom Pöbel mißhandelt seyn wollte. Sogar die fremden Gesandten und die Komödianten auf dem Theater trugen Orangenband. Meine Prinzessin wollte ganz ihre Devotion bezeigen, behieng Kopf und Brust mit Orangenbande, so daß es bey unserer Ankunft die schon etwas kalt gewordenen Nimmweger selber frappirte. Sie bemerkte es, und begnügte sich nachher mit einem geringen Bändchen. Ich hatte entweder gar nichts, oder etwas ganz unbedeutendes von dieser Orangenfarbe, trug sie doch manchmal für den Nothfall in der Tasche.

Wir kamen nun nach Utrecht, besahen vorher die berühmte Herrnhuterey unterweges, worunter auch Grafen und Baroninnen waren. Zu Utrecht bemerkte ich schon allgemeines Mißvergnügen und Unordnung. Wir sahen da das große Modell vom Tempel Salomons, die

schönen Spaziergänge. In dem Gasthofe, wo wir waren, beobachtete ich Morgens eine besondere Erscheinung. Ein Franzos war da und wollte abreisen, hatte eine kleine Kalesche zu einem Pferde, an welche ein Holländer spannen und fortfahren sollte. Der Franzos kam immer aus dem Gasthofe, brachte einen Pack nach dem andern, den er auf das Kütschchen lud. Der Holländer stand dabey, sah trotzig zu. Da nun der Franzos der Päcke recht viele gebracht hatte, so spannte mein Holländer aus, und gieng mit seinem Pferde davon. Ich sprach mit dem Wirthe darüber, der mir zu verstehen gab, daß der Franzos die rechte Art nicht gewußt hätte, mit den Holländern umzugehen. Er sagte: les Bataves, il faut les traiter avec du miel, et les Allemands avec Hohlmichderteufel. Er glaubte wohl, daß ich ein Russe seyn möchte, weil er mir zu verstehen gab, daß der Holländer feineres Gefühl, als die Deutschen hätten.

In Utrecht erhielten wir auf Anweisung des Magistrats die schönste Jacht, um damit nach Amsterdam zu fahren. Man passiert hier drey sogenannte Meere, welche das sind, was man in Deutschland einen See heißt: das eigentliche Meer ist See in Holland. Man zeigte uns unterwegs die Inseln oder Schanzen, wo sich die Holländer gegen die Preußen gestellt hatten, meistens ohne Pulver und Bley, da die ganze Geschichte Verrätherey oder abgedroschener Handel war. Auf diesem Kanale begegnen sich so viele Schiffe und Jachten, wo

einige hinunter, die andern herauf gehen. Alle sind mit Pferden bespannet, und die Schiffer haben ihre Regeln, wie sie sich verhalten müssen, daß das eine Schiff über das Seil des andern hinwegschiffen kann.

Zu Amsterdam haben wir uns vierzehn Tage aufgehalten, Rathhaus, Admiralität, das Haus der ostindischen Kompagnie, Börse, Kadettenhaus, Findelhaus, und beynahe alles Merkwürdige besehen. Ich erinnere mich nicht mehr, ob es auf der Admiralität oder im Hause der ostindischen Gesellschaft war, wo ein Mann mit einem ungeheuren Magnete saß, und da seine Kunststücke machte. Er hat uns endlich auch unsere Messer oder was wir von Stahl und Eisen hatten, magnetisch gemacht. Diese Dinge, dachte ich, müssen nun magnetisch wirken, sie mögen wollen oder nicht: und hierinnen bestehet blos der Unterschied von thierischen Magnetiseurs, welche nichts wirken können, wenn nicht ihr Gegenstand schon vorher Anlage hatte, magnetisch oder gar als Somnambüle zu erscheinen, d. i. wenn Sie oder Er sich nicht schon vorher einbildeten, daß sie magnetisabel wären; so wie Niemand Gespenster sieht, der nicht vorher daran geglaubt hat. Von verabredeten Betrügereyen will ich hier gar keine Erwähnung machen. Wir besuchten auch das französische Theater, so wie es in allen übrigen großen Städten geschah. Ich durchlief fast den ganzen Tag die Stadt, ließ mich freylich immer über die Brücken durch meinen Bedienten führen, und

hatte so ziemlich alle Straßen und Gegenden kennen gelernt.

Allenthalben fand ich Mißvergnügen und Traurigkeit, wegen der unlängst vorhergegangenen Behandlung und Umänderung durch Preußen, wovon uns viel erzählt wurde. Alles Literarische war gesunken, und man fand überall schöne und seltene Bücher und andere Kunstsachen zu verkaufen. Es waren nun Soldaten in der Stadt, welches vorher nicht gewesen war; die westindische Kompagnie war ganz gefallen; die ostindische nahm täglich ab, und die Bank war auf dem Punkte zu failliren. Es gieng alles darauf los, daß, wie die Engländer wollten, Gras auf dem Platze der Börse wachsen sollte. Die Schadloshaltung für alles dieses war, daß sie die Orangekokarde tragen durften, ja tragen mußten.

Die Marine wurde vernachlässigt; den Statthalter amüsirte man mit Wachtparaden seiner Landtruppen; die reichen Kaufleute gaben meistens ihr Geld nach England; ein englischer und nun auch ein preussischer Abgeordneter dirigirten unter Mitwirkung der Statthalterin alles. Es war Plan, Holland zum Vortheile Englands zu Grunde zu richten. Als Harris (nachher Malmesbury) noch Gesandter im Haag war, sagte er: Les Hollandais sont des grenouilles, mais nous ne voulons pas, qu'ils soient des grenouilles françaises, mais ils doivent rester des grenouilles hollandaises — anglaises, hatte er sagen wollen. Hoppe sagte: moi

j'ai été le premier, qui a arboré le pavillon du Stadthoudre. J'ai besoin de lui, et il a besoin de moi. Hoppe, ein Schotte von Geburt, war unverheyrathet, seine Niecen waren an Engländer verheyrathet, wohin also auch das große Vermögen zu seiner Zeit fallen mußte. Jährlich wurden bey ihm auf vier Wochen die Bücher zur Einsicht hingelegt, wo es sich gewöhnlich fand, daß 500,000 Gulden Ueberschuß waren. Er hatte 24 Kommis, wovon der erste jährlich 30,000 Gulden Gehalt bekam.

Die Preussen hatten, wie man uns in Amsterdam erzählte, dreyhundert Kanonen von Amsterdam weg und nach Danzig geführt, wo sie zum Theile an Schweden verkauft wurden. Alles verrieth, daß sich Holland zu seinem Untergange neigte.

Ich kaufte mir einige französische Werke, unter andern auch: Synonymes latins par M. Gardin Dumesnil, seconde édition; Pharmacopée du College royale de Médecins de Londres, zwey Quartbände; le Guide d'Amsterdam etc. bey einem Buchhändler, und ließ mich mit ihm ein wenig über den literarischen Zustand ein. Unter andern sagte er mir: „wir verlegen kein lateinisches „Werk mehr. Ich hatte neulich noch ein Manuskript; „weder ich, noch ein Anderer mochte es in Verlag nehmen; „wir schickten es nach England, wo es angenommen „wurde; nicht just, als wenn sie noch Latein läsen oder „verständen, sondern sie drucken es blos aus Ostentation."

Ein französischer Bischof hatte in Amsterdam eine ganz ausserordentliche Ausgabe von lateinischen Klassikern verakkordirt. Es sollten ganz wenige Exemplare abgedruckt werden, blos für ihn und einige Freunde. Es mußten ganz neue Lettern gegossen werden, nebst andern ausserordentlichen Zierrathen; überhaupt sollte da ein Lux herrschen, desgleichen noch nicht war gesehen worden. Der Akkord war zum Erstaunen. Ich habe die ungeheure Zahl der Louis vergessen, die für diese Buchdruckerpracht akkordirt waren. Das wenigste waren zwanzig tausend Louis, wenn es nicht noch weit mehr gewesen ist. Die eingetretene Revolution hat vermuthlich der Welt diese prächtige Arbeit, vielleicht auch den Bischof, entzogen.

Von Amsterdam reiseten wir nach Harlem, wo uns Herr Hoppe in seinem schönen Palais ein Frühstück hatte zubereiten lassen. Wir ließen uns die große Orgel spielen, besahen sonst noch das Merkwürdigste, und reiseten von da nach Haag, wo wir einige Tage verbrachten.

In diesem angenehmen Orte trafen wir Bekannte und Freunde an. Der Graf Keller war preussischer Gesandter, seine Gemahlin, eine Gräfin von Wittgenstein, war in dem Hause der Prinzessin Hollstein-Beck erzogen. Der russische Gesandte war der jetzige Graf und Ambassadeur in Paris, Kalitschef. Beyde haben uns Diners gegeben. Es fand sich eine Gesellschaft französischer Schauspieler im Haag. Das Naturalienkabinet des Statthalters war wegen der vielen

Land- und Seethiere aus andern Welttheilen, und wegen anderer Seltenheiten, merkwürdig.

Rotterdam hätte bey mir als Aufenthaltsort den Vorzug vor Amsterdam erhalten. Die Statue des Erasmus wurde gemeiniglich nur als Statue des Philosophen gezeigt. Die Glockenspiele sind nach meinem Dafürhalten in Rotterdam die vorzüglichsten in Holland gewesen.

Wir passirten nun Gorcum und so weiter bis Mastricht, wo wir uns wieder auf unser geliebtes Aachen begaben.

Erst in Holland bemerkte ich, daß Narischkin der Prinzessin eine zur Unzeit angebrachte Höhe in den Kopf gesetzt hatte. Unsere Gesellschaft bestand aus der Prinzessin, ihrer Tochter mit deren Gemahl, Grafen Trestoi, und mir. Hier sollte nun bey Tische eine Distinktion gemacht werden, da man mir weißen Moselerwein, den ich gegen die vorher in Rußland gewohnten stärkeren Weine durchaus nicht mochte, vorstellen ließ; die Anderen tranken rothen französischen Wein. Dieses Betragen ärgerte mich aufs äußerste, und ich gab es manchmal derb zu erkennen. Sobald wir nun nach Aachen kamen, miethete ich mir eine Kutsche und fuhr damit nach Maynz, wo ich den ganzen Winter verblieb, und ganz im Stillen lebte.

Es war um jene Zeit die Krönung des Kaisers Leopold, wo ich denn auch einen Tag und eine Nacht in Frankfurt verbrachte.

Unterdessen hatte die Prinzessin den Plan gefaßt, in die Schweiz und nach Italien zu reisen. Sie kam nach Maynz, wollte mich auch mitnehmen. Ich ließ mich aber durchaus nicht dazu bewegen. Um ganz auszuweichen, fuhr ich mit meiner Tochter nach Mannheim, wo sie uns, vermuthlich ohne mich wahrzunehmen, auf unserer Rückreise begegnete.

Sie hatten das Merkwürdigste in der Schweiz besehen, durchreiseten fast ganz Italien, waren in Turin, Florenz, Genua, Rom, Neapel rc. gewesen, hatten sich endlich satt an Tauben gegessen und satt an Marmor gesehen, reiseten zurück und waren herzlich froh, als sie wieder in deutsche Gasthöfe gelangten. Sie kamen just zur schönsten Frühlingszeit über Augsburg durch Schwaben, wo sie Deutschland auch als ein schönes Land gefunden hatten.

Als sie nun wieder durch Maynz kamen, mußte ich es der Prinzessin, und vorzüglich ihrer Tochter, welche Kindbett in Aachen halten wollte, versprechen, wieder zu ihnen zu kommen. Ich ließ sie einsweilen nach Aachen fahren und kam hierauf mit meinem Bedienten nach. Ich bemerkte aber bald, daß es doch einigen Unterschied machte, wenn man mit einer Prinzessin und wenn man als Bürgerlicher allein reißt. Wir wurden sogar durch Preußen nicht von Mauth wegen angehalten, blos in Boulangen mußten wir uns mit den Pohlen abfinden. In Kölln und Aachen ist vom Visitiren keine Frage

gewesen. Da ich aber nun allein durch Kölln kam, sollte ich mich sogleich am Thore der Mauthvisitation unterwerfen. Ich zankte tüchtig mit dem Unteroffiziere, welcher mir diese Zumuthung machte, welches aber ganz fruchtlos war. Um nun aber auch nicht nachzugeben, kehrte ich um, und fuhr außer der Stadt vorbey. In Aachen ärgerte ich mich noch mehr, als ich da wieder am Thore angehalten wurde. Ich stritt heftig. Dr. Veling kam dazu, und endigte den Zwist, da er dem Visitator ein Trinkgeld gab.

Die Kaiserin wußte unterdessen mit dem Könige von Schweden Friede zu machen. England und Preussen waren zu jener Zeit gegen Rußland gestimmt, und wollten die Parthie der Türken nehmen. Preussen hatte Schwedens König zum Kriege gegen Rußland aufgehetzt, ihm in der ersten Kampagne 24000 Mann versprochen, und ihn hernach allein kämpfen lassen, wie es der König selber noch in Aachen und Spaa bey jeder Gelegenheit erzählte.

Rußland befand sich im Anfange der Kampagne des Kriegs mit Schweden in einer sehr kritischen Lage. Bey Petersburg waren fast keine Truppen; die Stadt war wirklich in Gefahr. Man wußte es aber einzuleiten, daß sogleich fünf Regimenter dem Könige den Dienst versagten. Die Preussen schickten nicht die versprochene Hülfe. Russische Truppen wurden auf mögliche Weise herbeygeschafft. Der König kam endlich stark ins Gedränge,

und die Kaiserin profitirte davon, ihn schnell, ohne Preussens Einmischung, zum Frieden zu bringen.

Katharina und Gustav, die sich zuvor auf allerhand Weise beleidigt hatten, waren nun auf einmal ausgesöhnt, und der König sprach mit Entzücken von seiner Baase Katharina. Wenn er in seine Hitze kam über die französische Geschichte, so setzte er meistens dazu: je suis sûr, que ma cousine l'Imperatrice pense de même que moi.

Die Engländer hatten zu jener Zeit immer noch Lust, sich an Rußland zu machen. Denn Engländer sind Freunde oder Feinde, wie sie es nach ihrem Kaufmannsgeiste für ihr Interesse am vortheilhaftesten finden. Zur Zeit, wo Orloff gegen die Türken ausschiffte, halfen sie mit Lebensmitteln, mit Matrosen, Schiffsreparation und allem Möglichen; aber dermal hatten sie eine ganz andere Spekulation gemacht. Sie wollten jetzt den Türken zu Hülfe kommen. Sobald sie nun hörten, daß der König von Schweden Friede mit Rußland gemacht hatte, wußten sie wohl, daß es ihm am Gelde am meisten fehlte. Sie bothen ihm vier (oder acht — ich erinnere mich nicht genau mehr) Millionen Pfund Sterling an, wenn er ihnen seine Flotte oder wenigstens seine Häfen zum Gebrauche überlassen würde.

Die Kaiserin erfuhr es bald, schickte dem Könige den Graf Pahlen, und einen jungen Russen als Sekretär, welche ihn nicht verlassen, und genau beobachten

mußten. Sie ließ ihm vorstellen, daß er durch ihre Beyhülfe jetzt eine Rolle spielen sollte, die für ihn die glänzendste und ganz seinem Karakter angemessen wäre. Er sollte der Mann seyn, der dem König von Frankreich ganz wieder zu seinem vorigen Ansehen verhelfen würde.

Hierzu versprach sie ihm Geld und Leute, und schickte keins von beyden. Gustav eilte nach Aachen unter dem Vorwande, die Bäder zu gebrauchen, und nahm nicht Eins. Graf Pahlen fand alsbald auch für seinen Zustand die Bäder höchst nöthig, und reisete mit dem Könige, um allen englischen Einfluß abzuwenden, und hat auch wirklich zum Scheine einige Bäder gebraucht.

Pahlen hatte den König mit allen seinen Schwächen kennen gelernt, gab ihm immer in Gesellschaften ein Stichwort, wo er seine Fanfaronnaden auskramen konnte. Von Aachen war der König einstens inkognito abgereiset, und soll bis nach Saint Cloud gekommen seyn, wo denn natürlicher Weise die Projekte zur Flucht des Königs von Frankreich, zu welcher der schwedische Gesandte, Graf Fersen, hernach das Meiste beytrug, zur Reife kamen.

Der König mochte vor Ungeduld bersten, daß er weder Truppen noch Geld auftreiben konnte, um einen Kreuzzug gegen Frankreich zu machen. Artois kam zu ihm, wo denn sehr kluge Sachen verabredet wurden. Der König schickte von Aachen nach Holland, Venedig, Kassel, und Niemand wollte Geld hergeben.

So groß die Freude war, als Fersen mit der Nachricht nach Spaa kam, daß der König gerettet wäre; so herzbrechend war die bald darauf folgende Bothschaft, daß man den König wieder als Gefangenen nach Paris geführt hätte. Der König von Schweden eilte nach Aachen, erkundigte sich hastig, ob man nicht in der Geschwindigkeit nur tausend Mann zusammenbringen könnte. Er wollte einstweilen mit tausend Mann seinen Ritterzug beginnen. Nichts wollte nach Wunsch gehen.

Ich muß hier noch eine Bemerkung anbringen, über den bekannten Lafayette. Ein kluger Spanier kam nach Aachen; ich sah ihn auch wieder in Spaa. Er sprach besser Französisch als alle Emigrirten, war voll Verstand, aber wahrscheinlich Emissär von Lafayette, von welchem er immer sprach. In Aachen sagte er einem Freunde, Lafayette hätte ihm gesagt: le Roi sortira de Paris, ou ma tête sautera en l'air. In Spaa war Duc d'Aiguillon mit einer russischen Dame. Die Emigrirten vermieden seine Gesellschaft, weil sie auf ihn, als Schwiegervater des Lafayette, Mißtrauen hatten, wobey er sich aber sehr klug benahm. Auf einmal kam die Nachricht, daß der König aus Paris gebracht, und gerettet wäre. Nun sprang er frohlockend unter die Emigrirten: „nicht wahr, Lafayette ist ein ehrlicher Kerl?" Der König wurde aber wieder gefangen, und ich fand Duc d'Aiguillon mit seiner Dame in äußerster Bestürzung, so daß sie sich außer

Stande fand Arzeneyen zu gebrauchen. Man schließe nun hieraus, was man will.

Unterdessen hatten die Engländer weiter kalkulirt, und auch den Plan, Rußland zu bekriegen, aufgegeben. Fox hatte sehr kräftig gegen diesen Krieg gekämpft. Die Kaiserin von Rußland ließ seine Büste verfertigen, welches die französischen Emigrirten und manche deutsche Vornehme sehr übel nahmen. Wie, sagten sie, die Büste eines Demokraten?

Ich war hier auf einmal in eine bis Spaa reichende Erzählung übergegangen, ohne noch vorgetragen zu haben, auf welche Weise wir nach Spaa gekommen sind!

Von meiner Seite mag es blos das Merkwürdigste seyn, daß ich mit einem Haarzopfe an diesen Kurort kam, und selbigen bis auf diese Stunde beybehalten habe.

Natürlicher Weise habe ich in meiner Jugend, wie andere Christen, einen Haarzopf getragen. Ich war noch sehr jung, da ich als praktischer Arzt angestellt wurde, und wünschte mir ein älteres Aussehen zu geben, weswegen ich eine Perücke trug. Nichts ist mir aber in meinem Leben lästiger geworden, als zu jener Zeit die Perücke. Mein Kopf war ohnedem meistens in Hitze, und in unserer besten Welt fehlte es mir so selten an Gelegenheiten, wo Einem der Kopf ohnehin warm gehalten wird; und die Perücke vermehrte noch meine Kopfhitze auf die beschwerlichste Weise. Ich war nun nach

und nach älter oder mannhafter geworden, warf die Perücke ab, trug die Haare, so wie sie waren, ließ endlich hinten eine runde Locke formiren, ungefähr so, wie sie die Kanonici tragen.

In Gruners Augen war diese runde Locke kein geringer Fehler. Er hieß mich in seinem Allmanach einen eleganten Rabiner. Das hatte nun weiter gar nichts zu bedeuten, wie alles was Gruner von andern Menschen schreibt. Aber wichtiger war die Locke, mit der ich auch aus Rußland gekommen war, als ich nun von Aachen nach Spaa reisen wollte. Es war Revolte in Lüttich gegen Bischof und Domherren; und unterweges wurden Reisende angehalten und durchsucht, ob kein Domherr im Wagen war? Die unglückliche Locke war nun Schuld daran, daß man mich in Aachen meistens für einen Lüttícher Domherrn hielt. Solches Unheil von einer Haarlocke war wohl dem Jenenser Professor nicht beygefallen, sonst hätte er noch mit mehr Grunde über selbige eifern können. Die Prinzessin war nun voller Angst, getraute sich gar nicht, mit mir zu reisen, aus Besorgniß, man möchte mich als Lütticher Domherrn gefangen nehmen oder gar ermorden, und ihr widrige Ereignisse verursachen. Sie hatte also keine Ruhe, bis die Locke cum infamia kassirt, und ein Zöpfchen daraus gebildet war.

Sobald nun mein Kopfhaar in diesem Stande der Vollkommenheit war, reiseten wir ohne ängstige Besorgniß

nach Spaa zu. Wir gehörten freylich noch zu den Ersten, welche da angekommen waren. Da wir aber allda drey ganze Monate verblieben, so erlebten wir alles Geräusch, welches vielleicht je an diesem Kurorte gewesen ist. Nie waren so viel Franzosen beysammen in Spaa gewesen, als in diesem Jahre der Auswanderung; auch war die Anzahl der Engländer größer, als sie in gewöhnlichen Zeiten gewesen ist.

Alles, was von Franzosen Vornehm oder Bedeutend war, hatte sich damals in Spaa versammelt: die Damen Lambale, Montmorency ꝛc.; von Männern Dubreuil und eine ungeheure Menge von anderen. Hier wäre es leicht gewesen, manche Männer kennen zu lernen, welche in der Folge große Rollen gespielt haben, z. B. Sieyes. Ich lernte Marat, unbedeutenden Arzt und Hofmedikus von Artois, kennen, harmonirte aber gar nicht mit ihm. Er, ein rasender Royalist, überhaupt ein halbwahnsinniger Mensch, wollte, daß die Deutschen gegen die Franzosen zu Felde ziehen; und ich, daß sie bey einem Kampfe, der sie nichts angienge, zu Hause bleiben sollten. Mich dünkt, ich sehe ihn noch, wie er in dieser Disharmonie unserer Meynungen in Hitze schrie: Comment? on ne peut pas laisser dépérir un Royaume etc. Als ich mich zu Mannheim aufhielt, las ich einstens im Moniteur, daß Jemand, dessen Namen ich nicht behalten habe, öffentlich die Motion machte: je demande, qu'on declare, que Marat est

en démence. Diese Motion hatte meinen ganzen Beyfall, und ist vermuthlich von einem einsichtsvollen und ehrlichen Manne gemacht worden.

Daß er in der Folge in Paris den wüthenden Demokraten machen mußte, war Verstellung und Plan von Prinzen und ihren Rathgebern, um zu bewirken, daß recht viele Greuelthaten ausgeübt würden. Sogar der Königsmord soll royalistische Anstiftung gewesen seyn, weil sie glaubten, alsdann das Volk und die andern Mächte desto wirksamer zu reizen, und desto eher den Thron für einen Bourbonischen Nachfolger zu sichern. Marat, sagte man mir, war nebst andern von Spaa nach England gereißt, um sich dort in der Pittischen oder teuflischen Politik genau und umständlich unterrichten zu lassen. Der arme Lux von Maynz, welcher mit Forster nach Paris gekommen war, hatte nur gesagt: das Mädchen, welches den schlechten Menschen erstach, hat wohl daran gethan, und mußte seinen Kopf unter die Guillotine geben. Solchen Anhang hatte der größte Bösewicht unter den theils bestochenen, theils vernunftlosen Mitgliedern des Nationalkonvents!

In Spaa befanden sich die drey Schwestern, preussische Prinzessinnen, nämlich Ferdinand, der Bruder Friedrichs II. mit seiner Gemahlin und Familie; die Herzogin von Wirtemberg, deren Gemahl Eugenius hernach regierender Herzog wurde, und die verwittwete Landgräfin von Kassel. Der Kurfürst von Kölln, Sohn und

Bruder eines Kaisers und regierender Kurfürst, that dem Kurorte die Wohlthat, durch sein einfaches leutseliges Betragen den stolzen Ton der Andern herabzustimmen, und unbedeutend zu machen.

Die vornehme Montmorency soll gesagt haben, daß sie am Kurorte Niemanden ihres Gleichen hätte, weswegen sie freylich am meisten mit ihren Bedienten und ihrer Kammerjungfer konversirte. So fand sich in Bonn der Kammerdiener von Artois sehr beleidigt, als er bemerkte, daß ein Kammerdiener des Kurfürsten mit ihm am Tische saß. Man hatte ihm diesen Mann wegen seiner Fertigkeit in französischer Sprache beygesellt. Wie, sagte er: mein Herr ist der Bruder des Königs? und mein Herr, sagte der andere, ist Bruder und Sohn eines Kaisers! und regierender Fürst.

Die Herzogin von Wirtemberg erwies mir ausgezeichnete Höflichkeiten. Sie lud mich zum Tische, und mehrmals mußte ich zu ihr zum Kaffee kommen. Sie unterhielt sich viel mit mir über Rußland und andere Gegenstände, und sagte, daß ihr meine gerade, ungeheuchelte Sprache so sehr gefiele. Prinz Ferdinand und seine Gemahlin waren mir ebenfalls zugethan. Die verwittwete Landgräfin ward meine Patientin in Gesellschaft eines Arztes von Spaa, bezeigte mir Höflichkeit, und lud mich noch bey ihrer Durchreise in Frankfurt zur Tafel. Der Kurfürst von Kölln verlangte vom Gesandten, Grafen Romanzow, daß er mich ihm präsentiren sollte, wozu

es besonders Anlaß gab, weil er eine Engländerin, die er im Jahre zuvor kontrakt hatte herumtragen gesehen, jetzt im Saale spazieren sah, und von ihr erfuhr, daß ich sie ohne Mineralwasser hergestellt hätte. Er unterhielt sich mit mir, und äußerte viele Leutseligkeit. Auch versicherte mich jemand, daß er Schuld daran gewesen wäre, daß man mich mehrere Jahre nachher zur Konsultation zum Erzherzog Karl berufen hatte.

Dazwischen gab es freylich einen just nicht angenehmen Vorfall, dergleichen aber schon mancher praktizirende Arzt wird erfahren haben. In meiner ganzen medizinischen Laufbahne war mir nichts mehr zuwider, als wenn eine Dame der andern dadurch die Kour machen wollte, daß sie selbiger ihren Arzt aufdrang oder gar zuführte. Ich mochte nie Arzt von jener seyn, welche auf mich kein eigenes Zutrauen hatte.

Die Tochter vom Prinzen Ferdinand war mit einem deutschen Fürsten verlobt. Anglomanie war zu jener Zeit noch allgemein. Die Prinzessin wollte lieber einen Engländer als Deutschen zum Manne. In dieser Rücksicht war eine Reise nach England im Vorschlage. Die Partheien waren hierüber getheilt. Die Freunde oder Freundinnen der Prinzessin stimmten für, und jene von des Königs Parthie wider die Reise. Durch Gutachten von Aerzten sollte die Sache wichtiger werden; das Wasser zu Bristol oder sonst ein englisches sollte als unumgänglich nöthig vorgeschlagen werden. Es wurde

mir auch diese Zumuthung gemacht, die ich aber ganz von mir ablehnte. Nun wurde die Prinzessin wirklich unpäßlich oder stellte sich doch so. Mit innigem Widerwillen geschah es, daß ich mich durch die Frau Herzogin und die Gemahlin des Prinzen Ferdinand, die Mutter der Patientin, zu selbiger führen ließ. Zwey junge Aerzte, ein deutscher, Namens Kazenberger, und ein Engländer, welcher in Berlin gewesen war, hatten sie seit einigen Tagen als Aerzte besucht. Ich trat zu ihr in Begleitung genannter Damen; ich machte mein Kompliment, bedauerte, daß sie unpäßlich war. Sie gab keinen Laut von sich. Ich sprach noch etwas, und sie machte es wieder so. Ich merkte nun wohl, daß es Vorsatz war, mir keine Sylbe zu antworten; ich setzte also keine Frage mehr, sagte etwas Allgemeines, und entfernte mich. Ungezogenheit, dachte ich, kleidet eine Prinzessin so wenig, vielleicht etwas weniger, als eine gemeine Dirne. Ich dachte vielleicht noch mehr, dessen ich mich hier nicht mehr erinnern mag. Oft hat es mich schon gereuet, daß ich nicht sogleich gesagt habe, was ich dachte. Ein andermal fand ich es besser, wenn ich es blos beym Denken hatte bewenden lassen. Wenigstens war ich nicht in der Lage, Ungezogenheiten geduldig einstecken zu müssen. Wie es nun weiter gieng, ist mir unbekannt, und kümmert mich auch nicht im Mindesten; doch weiß ich so viel, daß aus der Reise nach England nichts geworden ist.

In Spaa hörte man noch viel von der Lütticher Empörung. Es lagen Maynzer Soldaten da, und weil man sie für zu unkräftig hielt, wurden auch östreichische Freykorps herbeygerufen. Eine gewisse Gesellschaft, woran der Bischoff Theil hatte, besaß das Monopol über Spiel, Redouten ꝛc. Ein Bürger hatte mit Beyhülfe eines Engländers ebenfalls ein Haus zu Spiel und Redoute gebauet. Unter dem Bauen wurden ihm allerhand mögliche Chikanen gemacht; und als es nun ausgebauet war, wurde es mit Soldaten besetzt, daß Niemand hinein gehen konnte. Sehr viele Bürger von Lüttich und Spaa saßen und starben im Arreste, manche wurden sogar an den Pranger gestellt. Die Kommissarien und Soldaten von Maynz, Kölln, Trier, hatten die Sache gar säuberlich, mit bischöflicher Beyhülfe, geendigt. Zu jener Zeit war der Status quo, wie weiland Europens Gleichgewicht, noch das Steckenpferd der politischen Kabale. Alles, sagten sie, muß zuvor wieder in Statu quo hergestellt seyn, hernach können die Bürger ihr Recht — in einer andern Welt suchen. Auch der kluge Artois sagte in Aachen beym Könige von Schweden, daß in Frankreich alles, etwa einige Kleinigkeiten ausgenommen, auf den vorigen Fuß müßte gesetzt werden; nämlich wieder auf den Fuß, auf welchem es doch nach der Einsicht aller Vernünftigen nicht länger mehr hatte bestehen können.

Es war sehr passend, daß der Kaiser Joseph Spaa das große Kaffeehaus von Europa geheißen hat. Blos wer spielt, ist allda von einiger Bedeutung; und um alle Leute schon zur Mittagszeit in den Saal zu nöthigen, und zum Spiele zu locken, wird kein schattenreicher Baum, keine schattige Allee gelassen. Kein Ort in Europa verdiente es so, als dieser, wie Sodoma vertilgt zu werden. Jährlich werden da Leute durch das Spiel um ihr ganzes Vermögen gebracht, wovon sich denn manche am Ende aus Verzweiflung entleiben. Aber dieses löbliche Monopol mußte wieder hergestellt werden. Dafür ließ man aber auch einen gewissen Grafen, damals Liebling vom köllnischen Kurfürsten, und Ritter vom deutschen Orden, welcher hernach in Pyrmont ein Freykorps für englischen Sold errichten wollte, die erste kleine Bank, mich dünkt von 4000 Louis, gewinnen, und machte ihm das Kompliment, daß man es ihm gern gönnte, da sein Kurfürst meistens dazu geholfen hätte, daß sie dieses Monopol wieder erhalten hätten.

Die Banquiers hatten diese Summe verlohren und noch einige widrige Schicksale gehabt; doch hatten sie, als ich von Spaa abreisete, wie mir es einer von der Gesellschaft gestand, 35000 Louis gewonnen. Warum wohl die meisten geistlichen Fürsten so gerne die Spieler begünstigt haben!?

Um so einen Spieltisch, wo so mancher sein ganzes Vermögen verliert, sich auf seine Lebenszeit unglücklich

macht, oder gar mit dem Selbstmorde endigt, wovon ich in Aachen und Spaa ein Beyspiel sah, um solchen bedeutenden Tisch versammeln sich denn viele vornehme und geringere Zuschauer, so wie sich die Zuschauer in Spanien beym Stiergefechte, und die alten Griechen bey den mörderischen Kämpfen ihrer Athleten amüsirten. Wir nennen freylich jenes barbarische Zeitvertreibe: aber unsere Spiele, wo man durch Wagestücke oder meistens durch Betrügereyen einander um alles Vermögen bringt, und ins Unglück stürzt, sollen Unterhaltung für besser gesittete Menschen heißen!

Die Mineralquellen in Spaa sind entfernt von einander: man miethet also sich Reitpferde zum Spazierenreiten und um die Quellen zu besuchen. Ich hatte auch das meinige. Bey der Quelle Tonnelet sind Bäder, die aber wenig besucht werden. Ein Bad kostet noch einige Groschen mehr als einen Laubthaler. Dafür hat man die Ehre, auf einer großen Tafel eingeschrieben zu werden. Doch war es mir angenehme Empfindung, hier den Namen meines Bruders, welcher einstens von Paris nach Spaa gekommen war, zu finden.

Es sind auch dort sogenannte Sturzbäder von kaltem Wasser, für Narren oder Engländer, die sich das Vergnügen machen wollen, sich mit dem Kopfe ins kalte Wasser zu stürzen, dann davon zu reiten, und etwa in der Redoute ein erhitzendes Frühstück zu nehmen.

In Spaa waren, wie gewöhnlich, französische Schauspieler, wo das Entree einen kleinen Thaler kostet. Ferner gab es Konzerte von einem kleinen, ganzen bis zu zwey Laubthalern. 'Eine französische Sängerin nahm zwey Laubthaler. Ich wollte auch diese Seltenheit hören, gieng hin, und ärgerte mich über einen alten mit dem blauen Bande gezierten Stockfisch von französischen Emigranten, neben welchen ich zu stehen kam, welcher immer den Takt dazu mit seinem Stocke oder Fuße stieß.

Was die Tafel anlangt, so wird man sie selten besser als in Spaa antreffen; nur ist sie theuer, wenn sie gut seyn soll, von einem bis zu zwey Laubthalern. Man hat das gute Hammelfleisch von Ardenne, Wildpret, die gute Limburger Butter, und täglich kommen Karavanen von Lüttich mit Obst, Gemüs und allerley Eßwaaren.

Es wird doch auch erlaubt seyn, etwas von Freudenmädchen zu sagen. Sie bestehen aus Lüttichern und Französinnen. Sie stehen vor der Hausthüre, präsentiren sich, laden auch zum Besuche ein. Im Anfange geht das so ziemlich gut mit ihnen. Wenn aber erst die rechte Spielzeit kommt, so wird alles so vertieft ins Spiel, daß die armen Mädchen ganz vergessen, und blos noch der Zeitvertreib für Bediente werden. Doch halten sie sich weit sauberer als in Aachen, weswegen auch venerische Ansteckungen weit seltener als in Aachen waren. Jedes Mädchen hat zwey Waschbecken, eins für sich, und eins für den Gast, wo

sich denn beyde vor und nach dem Spiele reinigen. In Aachen darf ein Fremder so zu sagen, kaum durch die Stadt fahren, so ist er angesteckt.

Außer diesen guten Mädchen giebt es nun vornehmere, Französinnen und Engländerinnen, welche in zierlichen Wagen fahren. Bey diesen ladet man sich zum Nachtessen, welches denn funfzehn, bis fünf und zwanzig Louis kostet, und also nicht Jedermanns Sache ist. Doch wissen sie zuweilen manchen Liebhaber zu fesseln, wo es meistens am Ende große Summen kostet. Eine davon kam ihrem Liebhaber, einem Prinzen, noch bis Aachen nachgereißt, und mußte mit achtzig Louis abgekauft werden.

Es war zu jener Zeit sehr Mode geworden, sich mit jungen Mädchen von eilf oder zwölf Jahren abzugeben. Wirklich fanden sich einige von diesem Schlage da; andere wurden von alten Kupplerinnen zur Schau geführt, wobey noch besonders die Absicht war, solche Mädchen, welche durch solche Gewaltthätigkeit gemeiniglich unfruchtbar werden, für die Zukunft zum Venusdienste desto brauchbarer zu machen.

Ich muß doch auch hier noch eine Geschichte anführen, welche zwar zwey Jahre vor meiner Anwesenheit sich zugetragen hatte. Es hielt sich eine Französin in Aachen und nachher in Spaa auf, welche durchaus nur unter dem Namen Picqaß bekannt geworden war. Sie war ganz blond am Kopfe, hatte aber am Leibe eine pech-

schwarze Stelle, welche sie für einen halben oder ganzen Laubthaler besehen und untersuchen ließ, wodurch sie den Namen von Picq aß bekam.

Der durch seine Gefangenschaft und Flucht in Siberien bekannt gewordene Beniovski war nach Spaa gekommen. Er hatte schon Etwas über seine Gefangenschaft und Flucht geschrieben, und war unvorsichtig genug, es zu vertrauen, daß er noch mehr Manuskript in seinem Pulte hätte, wodurch er sich noch an Rußland rächen wollte. Man gewann das Picq aß; sie mußte trachten den Beniovski verliebt zu machen, und endlich nach Gebrauche der andern zum Abendessen einzuladen. Unterdessen wurden die Bedienten von Beniovski auch amüsirt und ganz besoffen gemacht. Andere brachen den Pult auf, nahmen das Manuskript heraus; das Picq aß verschwand; und Beniovski fand nun, was die eigentliche Absicht seines Abendessens gewesen war.

So war einstens ein Franzos durch einen bekannten Russen aus dem Haag entführt und nach Rußland gebracht worden. Es ist ein feiner Spitzbub, sagte der Russe, als er der Kaiserin die Nachricht brachte. Du mußt doch noch ein feinerer Spitzbub seyn, sagte sie ihm, daß du ihn bis hierher hast bringen können. Er saß in Kexholm, einer finnischen Festung, in einem erbärmlichen Loche. Er ward krank, hatte Blutspeyen und allerley schlimme Zufälle. Er bekam einen menschlichen deutschen

Kommandanten, der ihm zwar nicht gestattete, selber zu schreiben, doch berichtete mir der Kommandant, was der Kranke ihm aufgetragen hatte. Er gab ihm auch meine Briefe zu lesen. Der Gefangene ließ mich bitten, in keiner andern Sprache, als der französischen, zu schreiben, da er keine andere verstände. Wer er war, wodurch er die Kaiserin beleidigt hatte, ist mir unbekannt.

Ich speisete einstens irgendwo zu Gaste, wo auch just dieser Kommandant hingekommen war. Er nahm mich an das Fenster im Vorzimmer und sprach mit mir von dem Patienten. Auf einmal sagte er mir: „Sie wissen doch wer Er, und welches seine Geschichte ist?“ Ich sagte ihm, daß mir nichts von allem diesem bekannt wäre. Ich will es Ihnen sogleich erzählen, sagte er; und indem er anfangen wollte, traten mehrere Seigneurs ins Zimmer, die auch zu diesem Mittagessen kamen, welche uns sogleich unterbrachen, und uns ins andere Zimmer, wo der Hausherr und schon einige Gäste waren, mit sich, wie mit einem Strohme fortrissen. Nachher gab es gar keine Gelegenheit mehr, daß wir uns alleine sprechen konnten.

Ich hatte mich hier ein wenig von Spaa verirrt; es wird aber desto weniger zu bedeuten haben, da ich just auf dem Punkte war, zu erzählen, daß wir endlich nach einem drey Monate langen Aufenthalte wieder von Spaa abgereiset sind.

Freylich gäbe es der Dinge noch sehr viele, welche ich vor der Abreise erzählen könnte. Ich übergehe sie. Doch will ich nur noch erwähnen, daß ich einstens in Gesellschaft eines Italiäners eine amüsante Reise machte, nach Malmedy, wo die berühmten Lederfabriken, ein großes Kloster, auch Mineralquellen sind, und nach Stablo, wo ein Fürstbischof herrscht, und zwölf Mann Soldaten, ein Kloster und Kirche, aber viele heilige Dummheiten hat. Es gehört doch wohl auch zur Geschichte dieser Reise, daß ich bemerke, daß mein Italiäner beym Aussteigen und Einsitzen, welches oft geschah, immer wieder den Platz zu behaupten suchte, den er zuerst gehabt hatte. Ich begriff nicht sogleich die Ursache hiervon, doch lauerte ich ein wenig hierauf bey der Nachhausekunft, und bemerkte, daß sein Bedienter einen Dolch aus der Kutschentasche von jener Seite holte. Wie gut war es nun, daß ich mit ihm nicht in Streit gekommen war, da ich außer einem Zahnstocher von Federkiel nichts Spitziges bey mir hatte! Ich erinnerte mich hier eines Italiäners, kaiserlichen Hauptmanns, welcher durch Fuld kam, und allda bey dem Domdechant speisete. Nach Tische wollte er bey diesen geistlichen Herren beweisen, daß er sich als eifriger katholischer Christ betrüge, holte seinen Rosenkranz heraus, wobey ein Dolch mit hervorkam, und auf die Erde fiel.

Zu Aachen wurde nun der Plan festgesetzt, daß wir nach Wien reisen, und dort den Winter zubringen

wollten. Ich wünschte zuvor noch einige Tage in Maynz zuzubringen, reisete also etwa acht oder mehrere Tage voraus dorthin. Als ich nach Koblenz kam, sah ich das Emigrantenunheil. Viele hatten eine Miene voll Stolzes, Zuversicht und Impertinenz. Andere fand ich finster und nachdenkend. Auf der Höhe in der Nähe von Ehrenbreitstein sah ich diese adelichen Reiter in militärischen Uebungen. Einer hatte ein großes, der andere ein kleines Pferd. Ich bemerkte, daß jener, welche vor das Glied traten, um zu kommandiren oder etwas darein zu schwätzen, beynahe halb so viel waren, als jener, welche in Gliedern hielten. Im Ganzen dünkte mich aber, daß ein Duzend guter Husaren das ganze Korps würde in die Flucht gejagt haben.

Ich kam nun nach Nassau, wo ich zu Mittag speisete. Ein wohlgezogenes Mädchen bediente mich am Tische. Ich bemerkte, daß es auch schon mit Emigranten exerzirt hatte. „Sie haben Halsweh, sagte ich, wie lang schon?" Erst seit einigen Tagen, antwortete es durch die Nase. Sie sind schon länger krank, sagte ich; lassen Sie sich kuriren, und schenkte ihm einen Laubthaler.

Ich kam nun nach Nastädten, wo ich anderthalb Tage mußte liegen bleiben. Der Posthalter konnte mir keine Pferde geben, weil der Landgraf in der Nähe auf einer Jagd wäre, wo man etwa die Pferde brauchte. Wenn ein Fürst reißt, so sind alle bürgerlichen Reisenden just gar nicht mehr in Betracht genommen. Im Gasthofe

war die Tochter, ein passables Mädchen, mit dem ich mich zu unterhalten suchte. Es konnte mir nicht genug erzählen von einem Kourier der französischen Prinzen, welcher kürzlich aus Rußland in vollem Jubel gekommen wäre, jedem Postillon einen Louisd'or, und allen Menschen Geschenke ertheilt hätte. Das Mädchen zeigte mir die schönen Halstücher und andere Sachen, die es von ihm erhalten hätte, both sie mir zum Kaufe an, doch theurer noch, als man sie in Buden hätte kaufen können. Ich kaufte nichts, und reisete nach Schwallbach zu. Allda erfuhr ich, daß Aufstand in Maynz wäre mit Handwerkspurschen, welche die Universitätssäle gestürmt, einige Professoren und Studenten mißhandelt, dabey auch einige Uhren ꝛc. zur Beute gemacht hatten, hernach in der Stadt herum schwärmten, eine französche Revolution vorstellen und eine Volksregierung einführen wollten; Soldaten und Bürger in Schrecken setzten.

Ein Hauptanführer von diesen Kerls war ein Ungar. Ich war hernach Augenzeuge, wie der preussische Gesandte von Stein sich bey Frau von Cudenhofen blos für diesen Ungar, der ihm vermuthlich von seinen Bedienten war dringend empfohlen worden, interessirte, daß er ungestraft durchkommen mußte. Es ist ein allgemeines Unheil, daß sich Protekteurs so gerne in unbillige Sachen mischen! Von den Hofprotektionen ist es ohnehin bekannt: des protégés si bas, des protecteurs si betes!

Als nun die Prinzessin mit ihrer Gesellschaft nach Maynz kam, so war die Frage, welche Straße man über Dresden, Prag, nach Wien nehmen sollte? Ich mochte nicht noch einmal über Fuld und Leipzig reisen; gab mir alle Mühe, die Sache so einzuleiten, daß wir über Wirzburg, Bamberg, Bayreuth nach Dresden die Route nahmen, wiewohl ich am Ende, durch den verwünschten Weg gegen Bayreuth wenig Ehre eingelegt habe. Die Straße durch Waldung war äusserst schlecht und enge; das Geleise unserer Wagen weit, und so hatten wir fast halsbrechende Arbeit, um nach Bayreuth zu kommen. In Bayreuth suchten wir einen Tag auszuruhen, so wie es auch schon in Wirzburg geschahe. In beyden Städten besahen wir, was merkwürdig war. Meine Russen fanden nach den italiänischen Palais das Wirzburgische als das schönste, was sie bisher in Deutschland gesehen hatten.

Wir kamen nun in die unten ausgehöhlt seyn sollende Stadt Freyberg, wo wir junge Russen antrafen, welche dort die Bergwerkskunde studierten. Sie kamen sogleich zu uns, wußten uns vortrefliches Bier zu verschaffen, und unterhielten sich mit uns von russischen und deutschen Begebenheiten.

In Dresden haben wir uns vierzehn Tage verweilt. Es versteht sich, daß wir da das grüne Gewölbe, die vorzüglich an italiänischen Gemälden so reiche Galerie, die Sammlung von Kupferstichen und andere Merkwürdig-

keiten besehen haben. Ich suchte einen Hofmahler, Herrn Dolz, auf, den ich in Rußland hatte kennen gelernt. Er führte mich zu dem berühmten Porträtmahler, Graf, verschaffte mir die Bekanntschaft und Freundschaft mit Dr. Pezold. Ich lernte Herrn Berger, Professor Titius und andere kennen, die mich freundschaftlich behandelten. Einer dieser Männer war unlängst in Wien gewesen, hatte die Bekanntschaft einer gewissen Gräfin gemacht, welche wie mehrere andere, den Fremden artiger und freundschaftlicher begegnete, als es an manchen fürstlichen Höfen gewöhnlich ist; dabey noch wußte die Dame sich mit ihm über Lektüre und Kunstsachen zu unterhalten. Er war nun voller Wonne und glaubte eine wichtige Rolle bey der Dame gespielt zu haben, und noch immer in lebhaftem Andenken zu seyn. Er trug mir dringend auf, dieser Dame sein Kompliment zu machen. Ich hatte Gelegenheit, sehr oft zu der Gräfin zu kommen und sie genau kennen zu lernen. Ich sprach einstens auch von Dresdner Gelehrten, und entledigte mich seines Auftrags. Es war ihr nicht möglich, sich seiner Bekanntschaft zu erinnern. Natürlicher Weise kommen nach Wien der Gelehrten viele; alle dünken sich sehr wichtig, und sind überzeugt, daß man ihren ganzen Werth eingesehen habe, und ganz voll von ihnen sey, sobald man ihnen höflich und freundschaftlich begegnet. Es sind mir mehrere solcher Fälle bekannt geworden.

Wir fanden in Dresden als russischen Gesandten den Baron Meßmacher, dessen Bekanntschaft ich schon in Kurland und Petersburg gemacht hatte. Auch sein Vorfahrer, der Fürst Beloselski, ein denkender Kopf, hielt sich noch in Dresden auf, und kam hernach wieder in Wien auf seiner Reise nach Turin zu uns.

In Dresden war zu jener Zeit deutsches Schauspiel, und kleine italiänische Opera. Ich besuchte beyde, und bewunderte die fromme Stille, welche da im Parterre herrschte. Es schien, als wenn man in der Kirche wäre. Vor Anfang des Schauspiels kamen die Prinzen Max und Anton, worauf die Stille noch andächtiger ward. Die Prinzen in ihrer Loge öffneten dünne schwarze, in Quart gebundene Bücher, und mir schien es, als wenn diese Zöglinge von Jesuiten einstweilen zum Zeitvertreibe gebethet hätten. Ich gieng, einstens Nachmittags in die Kirche, wo auch der Hof oben in einer Art von Loge war. Ich zog mein Fernglas heraus, betrachtete das Altarbild von Mengs. Mein Gesellschafter mahnete mich, das Glas einzustecken, zeigte mir die Trabanten oder Heyducken, welche hier und dort standen, und mir etwa Verweis geben möchten. Als die Vesper geendigt war, gieng beynahe alles Volk aus der Kirche, außer der Hof und einige alte Weiber. Ich wollte doch bemerken, was jetzt noch folgen würde, und hörte, daß man anfieng, einen Rosenkranz zu bethen. Nun gieng ich aus der Kirche, und war froh, daß ich kein Prinz oder

sonst eine vornehme Person am Hofe war. Ich hatte mich in meiner Jugend schon bey meiner alten Tante ganz satt an Rosenkränzen gebethet.

Von Dresden reiseten wir jetzt gegen Prag. Auffallend war es mir, da ich diese in dem kleinen bayerischen Kriege, oder wie es Friedrich nannte, im bayerischen Prozesse, von Oestreichern besetzte, und dennoch von den Preußen forcirte Pässe sah. Ich glaubte aber, daß in unserm letzten Kriege noch auffallendere Dinge geschehen sind. Wie gut ist es, daß ich nichts hiervon verstehe, und also weder dafür noch dawider sprechen kann!

In Prag haben mir wieder einige Tage zugebracht, wo wir im Gasthofe zum Bade wohnten. Der Sohn vom Hause studierte Arzeneykunst, war ein offener und gut gebildeter Kopf, der mir manche angenehme Unterhaltung gewährte. Es war noch italiänische Opera da, indem kurz vorher die Krönung Leopolds vorgegangen war; auch besuchten wir das böhmische Schauspiel, da die Sprache so viele Aehnlichkeit und gleiche Herkunft mit der russischen hat. Man gab ein Ritterspiel, wobey sich die Akteurs besonders durch schönen Wuchs und schöne Physiognomien auszeichneten. Wir besahen das Schloß auf dem Berge, reiseten endlich weiter nach dem Orte unserer Bestimmung für den Winter, nach Wien, oder in östreichischem Ausdrucke, nach der Wienstadt zu.

Ich fand die böhmischen Feldhühner von vorzüglichem Geschmacke, und bemerkte, daß die Becker alles

mürbe (mich dünkt auch anderes) Backwerk dicht mit Mohnsaamen bestreut hatten. Diese guten Leute, dachte ich, müssen wohl einsehen, daß die größte Glückseligkeit im Schlafe oder gar im ewigen Schlummer besteht. Zu dieser letzten Glückseligkeit hat der letzte Krieg wieder vielen Tausenden die Gelegenheit gegeben, obwohl es manchem angenehmer gewesen seyn mag, mit Mohnsaamen als mit Kugeln und Bajonetten eingeschläfert zu werden. Mir geht es hier wie einem Knaben, welcher mir einstens sagte, er möchte gerne sterben, wenn es nur im Schlafe geschehen könnte. Aber just zur Unzeit ließen die böhmischen Feldbecker den Mohnsaamen weg.

Die unendliche Zahl der Statuen des heiligen Johannes von Nepomuk, welcher deswegen mit abgeschnittener Zunge ins Wasser geworfen wurde, weil er dem Könige nicht aus der Beichte der Königin entdecken wollte, ob und wie vielmal er wäre Hahnreih geworden, wird auch jedem Reisenden in die Augen leuchten. Glück für alle Beichtväter, daß die Großen zu unsern aufgeklärtern Zeiten von einer so gewöhnlichen Sache nicht mehr so großes Aufheben machen! Ueberhaupt ist in allen Stücken Toleranz mehr der Genius Säculi geworden, nur nicht gegen Menschenverstand und Aufklärung, welche im Allgemeinen noch gar nicht die Sache der Großen seyn wollen, und nicht seyn werden.

Ich hatte bisher von Maynz bis Wien meistens freye Luft und Aussicht gehabt. Als wir nun in dem

dumpfigen Wien eingefahren und auf der hohen Brücke bey dem Gastgeber Wolff einlogirt waren, fühlte ich eine Art von Beklemmung und Mißbehagen. Ich lief sogleich durch die Straßen, um wenigstens einen größern Platz zu finden, wo man freyer schnaufen könnte. Ich fühlte recht den Mangel an reiner Luft, oder, nach neumodischer chemischer Sprache, an Oxygene. Nach und nach gewöhnt man sich wohl auch daran, in verdorbener Luft zu existiren, so wie die Frösche in Sümpfen leben.

In Würzburg und überhaupt im katholischen Deutschlande hatte ich freylich in meiner Jugend von Wien eine sehr große Idee bekommen; sie ward aber schon sehr abgestumpft, da mir einstens eine sehr geistreiche Dame in Petersburg sagte, als ich von Wien sprach: je connais votre bête Vienne. Unterdessen hörte ich auch wieder später Deutsche und auch Italiäner, welche mir sagten: es giebt nur Ein Wien in der Welt. Ich hatte nun Gelegenheit, es selber kennen zu lernen.

Ich habe in Wien fünf Monate mit der Prinzessin Holstein-Beck oder Baratinski zugebracht, miethete mir nachher ein Quartier, fieng eine förmliche Haushaltung an, und bin noch vier Monate da geblieben, bis mich meine fatale Gelbsucht ärgerlich über Wien und alles machte, und ich dann wieder von Wien abzog.

Ich hatte den Plan gefaßt von Wien über Polen wieder nach Petersburg zu reisen. Wirklich hatte ich einen großen Koffer von Wien nach Lübeck geschickt, um

ihn nach Petersburg einzuschiffen. Als aber dieses geschehen war, bekam ich Nachricht aus Petersburg, daß seit meiner Abwesenheit in Petersburg Quartier, Pferde, Wein, und alles doppelt im Preise gestiegen wäre. Ich bekam Rendezvous von meinem Bruder, daß er mit Frau Gräfin Schwallow und geheimen Rath Streckalow nach Frankfurt käme, um von dort nach Karlsruhe zu reisen, und die Braut des Großfürsten Alexanders, jetzigen Kaisers, abzuholen. Ich sollte also zu ihnen nach Frankfurt kommen, welches ich auch sogleich unternahm, wo ich hernach noch vierzehn Tage in dieser Gesellschaft in Frankfurt, Wiesbaden und Maynz zubrachte.

Bey der Nachricht von meinem Bruder schrieb ich sogleich nach Lübeck, wollte meinen Koffer wieder ausgepackt und nach Mainz geschickt haben. Es wurden Leute angestellt, welche gegen die Gebühr das ganze Schiff durchsuchten, aber meinen Koffer nicht finden konnten. Er kam also nach Petersburg, mußte hernach wieder zurückgeschifft, und wieder von Lübeck zu Lande nach Maynz gebracht werden, und ist durch diese Spazierfahrt wirklich ein sehr theurer Koffer geworden.

Ich werde aber doch auch zuvor etwas von meiner Geschichte in Wien erzählen müssen, bevor ich von Maynz oder Frankfurt rede. Ich werde meine Leser nicht mit Beschreibung von Wien, oder mit Erzählungen ennuyiren, welche schon von hundert Reisenden sind

vorgebracht worden. Es wird sich aber immer Etwas finden, was man noch bey keinem Reisebeschreiber gelesen hat.

In Wien sind über zweyhundert Aerzte. Es ist ganz natürlich, daß sich hierunter mehr schlechte als gute finden. Die schlechteren wollen sich doch auch beym Publikum bekannt machen, und schreiben Brochüren, die oft dumm genug ausfallen. Im protestantischen Deutschlande werden Aerzte von dieser Klasse Rezensenten, und nehmen eine Miene an, als wenn sie wirklich Gelehrsamkeit oder Menschenverstand besäßen, welches doch bey Gott! der Fall äußerst selten ist. Wenn sie nun Schwäche oder Albernheit bey einem dummen Wiener Arzte, der unter ihnen zum Rezensenten wäre gebohren gewesen, entdecken, so wird dann überlaut über Wiener Aerzte geschrien. Die Jünglinge schreyen ihren Lehrern nach, und das Iha wird allgemein.

Ich habe elende Aerzte in Wien gefunden. Aber auch immer waren Männer dort, welche alle deutsche protestantische Fakultäten weit überwogen. Eben so war es auch der Fall mit den Aerzten in Italien. Ich könnte hier so viele Italiäner und Wiener nennen, gegen welche sich gewiß kein Jenenser würde haben stellen mögen, wenigstens nicht so, wie sich der jüngere Frank gegen das Jenenser Orakel, Hufeland, in Betreff des Nervenfiebers gestellt hat. Wie klein steht da der Jenenser gegen den Wiener! Man betrachte noch van Swieten,

de Haen, Guarin, Goll, Störk, Stoll, Sallaba und so viele andere. Freylich sprechen die Wiener Aerzte nichts von Turgescenz, Plethora abdominalis und vielen ähnlichen Dingen, welche keinen Sinn haben, und eben deswegen nur gewissen Professoren heilig sind, welche, ohne das geringste dabey zu denken, dergleichen Ausdrücke immer im Munde oder in der Feder haben.

Was ich hier von Aerzten sage, gilt auch von den übrigen Gelehrten. Denis, Alxinger, Birkenstock, Schmitt, Retzer, Pezel und so mancher andere verdienten es doch wirklich nicht, daß man auf protestantischen Universitäten, von Wiener Gelehrten überhaupt, mit Geringschätzung sprach. In jedem Fache hatten sie in Wien Männer, die allen Niederdeutschen das Gleichgewicht hielten. Alxinger hätte sich an Menschenverstand, Gelehrsamkeit und Witze, mit allen nordischen Schöngeistern messen können. Auch war vor acht oder zehn Jahren ein Zeitpunkt der Eifersucht zwischen Oestreich und Preußen, wo aber die östreichischen Schriften fast durchaus eine Ueberlegenheit zeigten. Keine preussische Schrift ist wohl jener des alten Sirachs gleich gekommen. In Wien fehlt blos wieder ein Joseph ein einsichtiges Gouvernement, welches den Gelehr Freyheit giebt, wie es einstens Rezer sehr sch einem Gedichte vorgebracht hat, und welches v guten, brauchbaren Köpfen Auswahl zu treff

Leider! wird aber gerade so verfahren, als wenn es auf weiter gar nichts angesehen wäre, als wieder alle Dummheit und Barbarey im Lande einzuführen. Man sollte fast mit Lichtenberg bezweifeln, daß wir das Werk eines höchsten Wesens, und nicht vielmehr zum Zeitvertreibe von einem sehr unvollkommenen zusammengesezt worden sind. Friedrich II. hätte so gerne seine Brandenburger klüger gemacht, und vermochte es nicht; daher er bey Gelegenheit eines Aufstandes über ein verbessertes Gesangbuch schrieb: ich werde zu meinem Gott sagen: bon Dieu! bêtes vous me les avez donné, et bêtes je vous les rends.

Ich bedaure immer die Fürsten, die solche Menschen zu Ministern und Räthen haben. Kein Mensch wird es den östreichischen Prinzen absprechen, daß sie alle höflich, gutherzig, bescheiden, vernünftig, und redlich sind. Die unglückselige Pfaffenerziehung, eingeschränkte oder tückische Räthe und Minister hindern es, daß sie nicht nach eigener Ueberzeugung und Einsicht handeln können. Geherzte Selbstherrscher, ohne Narren oder Despoten zu seyn, sind ohnehin in der ganzen Welt eine Seltenheit. In Wien ist weder am Hofe noch bey Gelehrten so viel Selbstgenügsamkeit und Bramarbas, als im nördlichen Deutschlande. Man hat den Unterschied in Frankfurt zur Zeit der Kaiserkrönung Leopolds zwischen Prinzen gar deutlich bemerkt.

Wer in der politischen Lage Oestreichs genauer will unterrichtet seyn, muß das Werkchen lesen: Anekdoten

schmutzigen Pöbel wie in Petersburg und Neapel. Es war ein prächtiger Anblik, da der türkische Gesandte seinen Einzug machte. Man ließ ihn mit Fleiß ganz um die Stadt herum reiten, und dieser ganze Umkreis war stufenweise mit einer ungeheuren Menschenzahl, gewiß einigen Hunderttausenden, die alle gut gekleidet waren, umstellt, welches meiner russischen Gesellschaft äußerst auffallend war.

Es ist nicht just die Lieblingssache der Wiener, sich mit Wissenschaften und Lektüre abzugeben; unterdessen bezeugen sie gegen jeden Mann von Verdienst oder gegen Gelehrte eine gewisse Achtung, deren Mancher nicht würdig war.

Ich traf in Wien einige Italiäner an, mit welchen ich in Petersburg oft Umgang hatte: den neapolitanischen Kapellmeister Cimarosa, der hernach in Italien nach vielen Verfolgungen gestorben ist, und einen Angiolini, welcher ebenfalls nach Italien gieng.

Kaiser Leopold hatte wieder mehr Lux am Hofe eingeführt als es zu Josephs Zeiten gewöhnlich war. Unter andern hatte er viel auf das Theater gewendet. Es wurden italiänische Akteurs, Sängerinnen und Sänger berufen, worunter sich ein gewisser Maffoli vorzüglich auszeichnete. Cimarosa hatte eine neue Opera komponirt, welche mit vielem Beyfalle aufgeführt wurde.

Zu jener Zeit war in Wien der russische Admiral Graf Czernitscheff. Seine Aerzte hatten ihn außer Landes geschickt, wie es bey russischen Aerzten Gebrauch ist, wenn sie mit einem Patienten nicht recht in Ordnung kommen können. Czernitscheff war ein Mann in den siebenziger Jahren, welcher immer heftig in Leidenschaften gewesen war. Es befiel ihn nach seinem Mittagschlafe in Petersburg ein Schlagfluß. Auf Erbrechen, welches entweder von selber kam, oder, wie mich dünkt, von einem Wundarzte bewirkt war, fieng er an, wieder

angestaunt worden. Er wählte also zuerst die Reise nach Wien, freylich nicht mit solchem Prunke wie vorhin, doch immer noch glänzend genug. Er hatte Gemahlin und Tochter bey sich, einen gewissen Bibikoff als Gesellschaftskavalier, einen Wundarzt, Hausmeister, zwey Heyducken, einen Koch und Bedienten im Ueberfluß, und mußte im Luprestischen Hause für den zweyten Stock monatlich hundert Dukaten für Quartier mit Meubeln zahlen.

Sobald er nach Wien kam, wurde von Aerzten votirt, daß der Schlagfluß von Hämorrhoiden gekommen wäre. Man setzte Blutigel an den After, wobey er viel Blut verlohr. Der Erfolg war, daß von der Stunde an nun auch die Zunge gelähmt wurde.

Zu dieser Zeit kam ich mit meiner Prinzessin nach Wien, wo mich denn der Graf bald zu sich verlangte.

Der Arzt des Grafen war ein sehr allgemeiner Praktikus, Schreiber, dessen Tochter mit dem Sohn, vom Leibarzte Lagusi versprochen war, oder umgewendet, Schreibers Sohn mit der Tochter von Lagusi. Hierbey war noch als Handlanger Dr. Wolff, nachheriger Leibarzt vom Erzherzog Karl. Ich wußte also wohl, daß ich hier einer scharfen Kritik würde ausgesetzt seyn, nahm auch, wie immer, die Männer für gelehrter, als sie wirklich waren. Ich setzte also vorerst ein Gutachten in französischer Sprache auf, über die Ursachen und die erforderliche Behandlungsart dieses Schlagflusses. Ich schrieb, wie mich dünkt, mit Wärme und Einsicht. Ich hörte, daß die Aerzte gesagt hatten: c'est un sermon d'un Academicien, und wollten es auf die Probe ankommen lassen.

Ich hatte hierbey freylich nicht geträumt, daß ich noch dadurch indirekte Ursache an dem Tode des Kaisers Leopold werden sollte. Ich muß es aber unter uns gestehen, daß ich wirklich zu dem Tode des Kaisers das

Briefe nicht geschah, so bekam er das mal de cour und ward zum Sterben krank.

Eben eine solche Geschichte war jetzt an zwey Posttagen vorgegangen. Der Graf wurde niedergeschlagen, äußerst unruhig, hoffrank. Ich erfuhr, daß die Aerzte eine Aderöffnung vorgeschlagen hatten. Der Mann war alt, mager und also die Pulsader etwas deutlich zu fühlen, woher der Puls für einen harten Puls erklärt wurde. Ich widersetzte mich dem Blutlassen. Wolff, der

freylich noch sein Glück machen wollte, fand den Puls nicht hart, wenn wir beyde beysammen waren, fand ihn aber auch hart, sobald er mit Schreiber allein beym Patienten war.

Wir kamen endlich zusammen. Ich wollte, welches ich so oft gethan und fast allzeit bereuet habe, den Weg der Bescheidenheit und Nachgiebigkeit einschlagen. Ich sagte: wir wollen das Aderlassen noch einige Tage verschieben, wir wollen unterdessen auf zwey oder drey Tage Versuche mit kühlender (antiphlogistischer) Nahrung und Heilmethode machen, und wenn sich der Patient bey dieser besser befindet, so können wir hiermit fortfahren, auch im nöthigen Falle noch eine Aderlaß dabey anwenden. Auf diese Art, dachte ich, wird den antiphlogistischen Aerzten einigermaßen nachgegeben, und doch dem Patienten am wenigsten Schaden zugefügt. Aber alle Vorstellung war umsonst; Blut sollte genommen werden. Ich stellte den üblen Erfolg vom Aderlassen in Petersburg und von den Blutigeln in Wien vergeblich vor. Ich hatte kühlende Nahrung und Arzneyen blos aus Nachgiebigkeit vorgeschlagen. Auf einmal rief Schreiber in Gegenwart des Patienten hitzig aus: êtes-vous sûr de guérir le malade avec vos rafraichissants? Ich noch hitziger rief: êtes-vous sûr de ne pas tuer le malade avec votre saignée?

Nun gab es freylich eine Verwirrung. Ich wollte durchaus nichts mehr mit der Krankheit zu thun haben,

nach Wien, sah kachektisch aus. Ich war so unvorsichtig, dem verstorbenen Lucius nach Maynz zu schreiben: Leopold wird nicht lange mehr leben. Ich sah die Gefahr meines Briefes erst nachher ein, da man gerne hätte behaupten mögen, daß Leopold wäre vergiftet worden. Man hätte also argwöhnen können, daß ich Mitwissen davon gehabt hätte, vielleicht selber vom Jakobiner-komplot gewesen wäre.

Es war ein kalter Tag am 27ten Hornung, wo Kaiser Leopold mit Karl von Lichtenstein nach Schönbrunn fuhr, sich dort viel in ungeheizten und unbewohnten Zimmern aufhielt, um Aenderungen in der Einrichtung vorzunehmen. Er kam zurück, ward krank, bekam Fieberfrost, sogleich mit Ohnmacht. Vermuthlich sollte es einen schweren Typhus geben.

Am 28ten am Dienstage Morgens wurden die Aerzte berufen. Lagusi, Schreiber (der nicht Leibarzt war), und lauter harmonirende Männer wurden dazu genommen. Leibarzt Guarin kam nicht dazu. Man hielt Konsilium, und beschloß, mir und meinem Grafen zum Trotze inflammationes occultas zu demonstriren.

Es wurde Blut abgezapft, und heilig versichert, daß sich der kleine Puls nach selbigem erheben würde, besonders da der (durch Atonie) aufgedunsene Unterleib zuverlässig geheime Entzündung enthalten sollte. Das Blut war genommen, aber der Puls noch nicht größer, sondern kleiner geworden. Die verborgenen Inflammationen müssen tief stecken, hieß es, und man öffnete zum Zweytenmale die Ader. Immer noch kein starker Puls. Es mußte also an selbigem Tage zur vierten Blutabzapfung kommen.

Es war recht ärgerlich für die schöne Theorie und den guten Willen, mich an einem so vornehmen Patienten von meinem Unglauben zu bekehren, daß sich der Puls

heiligen Sakramente reichen sollte. Verwirrt lief sie aus dem Zimmer und rief: Himmelsakrament! Himmelsakrament! Man verstand sie endlich, rufte einen Priester, der aber zu spät ankam.

Man wird es nun begreifen, aber hoffentlich keinen üblen Gebrauch davon machen, daß ich Ursache an des Kaisers Tode geworden war. Aerzte können es sich zur Warnung seyn lassen, daß sie nie einen Leibarzt in seinen Meynungen stören wollen. Es kann zu gefährlich werden, wenn solche Männer

Gegenbeweise an ihren vornehmen Patienten machen wollen.

Die Sektion an dem verstorbenen Kaiser ward nun auch blos unter bundesverwandten Aerzten und Wundärzten vorgenommen. Da kam denn wieder kein Guarin, kein Hunczovski, u. s. w. dazu. Ein Wundarzt, der dabey war, sagte mir oberflächlich aus dem Sektionsberichte: „der Kopf war gesund, der „rechte Lungenflügel hatte nicht die gehörige Festigkeit, „die Leber war mürber als sie seyn sollte; die meseraischen „Gefäße enthielten schwarzes stockendes Blut; die Nieren „waren klein und trocken; das Herz schlaff, die Milz „schwach, am Darmkanale bemerkte man hier und dort „schwarze Flecken, welche stigmata gangraenosa geheißen „wurden.“

Leopold war gebohren im Jahre 1747, kam nach Toskana 1765, wo er 25 Jahre regierte. Er beherrschte die Erbländer zwey Jahre neun Tage, war Kaiser ein Jahr, vier Monate, zwanzig Tage, und erreichte das Alter von 45 Jahren.

Ein Menschenkenner erzählte mir, daß er Leopold in Italien gesehen und beobachtet hätte. Er half dem Volke in die Höhe, war freylich weniger auf den Vortheil des Adels und der Städte bedacht, weswegen ihn sein glückliches Volk segnete, die Vornehmen tadelten. Er war damals mager, hieng den Kopf, war nachdenkend und sprach sehr wenig. Der nämliche Beobachter sah

Leopold hatte mehr Wissenschaften und Einsicht als irgend ein Monarch seiner Zeit. Es ist ein Zeichen eines großen Regenten, wenn er nicht blinde Liebe für Soldaten und Edelleute hat, oder von diesen nicht vorzüglich geliebt wird. Unglücklicher Weise hatte er viel Italiänisches angenommen, war mißtrauisch, liebte Spionen, Delatoren, Inquisitionen 2c. Er zeigte allzudeutlich, daß er mehr für ein kleines Land, als ein großes Reich gepaßt hatte. Man hatte ihn gleichsam zum Kriege genöthigt. Er haßte den Krieg, und gab einigen Schriftstellern (seinen Eklektikern, wovon er Chef war) ingeheim die Weisung, in Werken von andern Rubriken immer etwas gegen den Krieg mit einfließen zu lassen. Zuverläßig hätte er es nicht so weit mit dem Kriege kommen lassen, als es unter seinem Nachfolger geschah.

Man wollte mich in Wien durchaus zu einem Eklek-

Geheimnissen dieses Ordens, dem ich aber nie beygetreten bin, genau unterrichtet. Ich schrieb in Maynz oder Mannheim eine Geschichte davon, schickte sie in das Journal von Schleswig, wo man sie etwas kastrirt abgedruckt hat. Ich hatte lauter zuverläßige Wahrheit geschrieben, an deren Aechtheit aber der Herausgeber zweifeln wollte, weil ihm hiervon noch nichts bekannt geworden war. Ich fand doch in der Folge, daß man im Obskurantenallmanach, auch anderwärts, Gebrauch von meinem Aufsatze gemacht hat. Eklektiker bildeten den eigentlichen Obskurantenbund, und widersetzten sich aller Aufklärung, welche bey ihnen Weltverwirrung hieß. Dieses ganze Korps ist nach und nach in dem Staube der Verachtung versunken. Immer wird der Heuchler am Ende vergessen und verachtet, und die Hochschätzung des Weisen vermehrt sich. Zimmermann war hierbey eifriger Korrespondent mit Aloysius Hofmann. Gruner gab sich in seinem Allmanach zu erkennen, und so konnte man jeden Andern an seiner Arbeit entdecken.

In Wien herrschte zu jener Zeit, vermuthlich auch noch, viel Anglomanie. Man fand jede Schlingeley artig, wenn sie von einem Engländer kam. Junge Leute ritten wankend und nachläßig, welches englisch seyn sollte; sie fluchten wohl auch ihr God damn it, wenn sie vom Pferde stiegen.

Ein böser Dämon hatte die französischen Emigrirten in alle Gegenden von Europa verbreitet, und vorzüglich

spiele auch, daß Madame Polignac mehrere artige Wiener Damen mit einem neuen Zweige von Wollust bekannt gemacht hätte, welches diesen vornehmen Damen schon allein der Mühe werth schien, die Nation durch Krieg zu vertilgen, welche eine so würdige Familie dazu bewogen hätte, aus dem Lande zu ziehen. Nach und nach wurden sie freylich kleiner, besonders da das Geld sich verminderte. Diana Polignac kam selber zu mir gefahren, als sie hörte, daß ich wegreisen wollte, um mir meine Wohnung abzumiethen, gestand ihre Armuth, und muthete mir zu, von ihr jährlich funfzig Gulden weniger zu nehmen, als ich selber bezahlen mußte. Ich gestehe meine Sünde, daß ich nicht Emigrantenliebe genug besaß, um ihr dieses aufzuopfern. Ich verlangte streng die Miethe, die ich selber bezahlen mußte, und erhielt sie auch nachher von andern Miethleuten.

Ich war einstens im Münzkabinet, und besah die seltenen Mün

worauf die Inschrift war: eripuit coelis fulmen, sceptrumque tyrannis. Ich verdollmetschte es dem Franzosen sehr wohlmeynend; mit der größten Indignation warf er die Münze weit von sich.

Ich hatte mir vorgenommen in Wien zu bleiben, miethete den ersten Stock in dem großen Lupreslischen Hause am Kärntner Thore auf drey Jahre, jährlich für 750 östreichische Gulden. Ich wohnte vier Monate allda, und hatte im Sommer den schönsten Auftritt zur Abendzeit. Ich sah gerade auf den Wall, wo im Sommer fast alle Damen, Mädchen und Männer spazieren gehen. Ich sah da an meinem Tische beym Abendessen Tausende der schönsten Weiber und Mädchen dicht an meiner Wohnung in mäßiger Höhe vorbeygehen, welche sowohl beym Abendessen als Schlafengehen keine unangenehme Empfindung hinterließen. Sonderbar war es, daß mir nach meiner Gelbsucht alles Weiße und Blonde so starke und angenehme Empfindung machte. Wie glücklich war ich da, so viele Blonde in weißer Kleidung vorüber gehen zu sehen! Morgens gab es andere Auftritte, die just nicht nach meinem Geschmacke waren. Am Thore war eine Hauptwache; nun kam da oft ein Geistlicher mit seiner Hostie, um einen Kranken zu versehen; die Wache mußte ins Gewehr treten, Offizier und Gemeine vor dem vorbeygehenden Priester auf die Knie fallen, nämlich vor dem Gotte, den er bey sich trug. Armer Lieutenant oder Hauptmann, dachte ich oft, was sagt

wohl dein Herz dazu, im Fall du helldenkender Mann, oder von protestantischer Religion bist?

Ich hatte eine schwere Gelbsucht zu überstehen, wahrscheinlich mit Gallensteinen, wobey ich vierzehn Tage lang mich auf alles erbrach, was ich genossen hatte, den schwarzen Kaffee ohne Zucker allein ausgenommen. Herr Guarin besuchte mich fleißig als Arzt, und stand mir freundschaftlich bey. Ich kenne keine schlimmere Krankheit als die Gelbsucht, welche uns so verdrießlich und boshaft gegen alles macht. Nun war mir Wien im äußersten Grade zuwider, und ich wäre zu jener Zeit nicht für zehntausend Gulden Gehalt geblieben. Ich eilete aus Wien zu kommen, sobald es nur meine Kräfte erlaubten, und bin etwa noch ein ganzes Jahr aufgebracht über Wien gewesen.

Sonderbar ist es, daß ich wenige Leute vom Stande gesprochen habe, welche nicht einstens in einem größern oder geringern Grade an der Gelbsucht gelitten hatten!

Das Unangenehmste in Wien war, wenn es lange nicht regnete. Man wird äußerst vom Staube gequält, und fast eben so vom Gestanke. Die Wienstadt ist klein, und in selbiger eine ungeheure Menge Pferde, für welche unten in den Häusern die Ställe sind, wovon man den Geruch hat, wenn man auf der Straße geht; außerdem sind auch andere stinkende Gegenden da, deren Geruch bey trocknem Wetter erhöhet wird. Die Häuser sind sehr hoch, und

man muß meistens Besuche von funfzig und achtzig Staffeln machen.

Es fanden sich manche Herrschaften und andere Personen, welche meine medizinische Hülfe verlangten; auch wurde ich zu einigen Konsultationen berufen. Es kamen aber unterdessen beynahe wöchentlich, vielleicht auch mir zu Ehren, ältere und neuere Verordnungen in der Zeitung zum Abdrucke, daß kein fremder Arzt in Wien praktiziren sollte, auch nicht einmal jener, welcher auf einer andern Landesuniversität, außer Wien, promovirt wäre. Ich befürchtete nun, daß mir bey irgend einer Konsultation ein Arzt ins Gesicht sagen möchte, daß ich nicht praktiziren dürfte, und gar nicht zur Konsultation fähig wäre. Um diesem vorzubeugen, gieng ich zu dem Regierungspräsidenten, Grafen Sauer, der mich sehr höflich empfieng, und mir schnelle Ausfertigung versprach; ich sollte nur in kurzem meinen Bedienten zu ihm schicken, wo ich es erhalten würde. Ich schickte einmal meinen Bedienten, dann einen schon lang in Wien lebenden Vetter von mir, hierauf gar nicht mehr. Ich wollte nun nicht mehr in Wien bleiben, und hatte mich nicht um ihre Erlaubniß zu praktiziren zu bekümmern. Unterdessen gieng die Sache den in Wien gewöhnlichen Geschäftsgang. Ich reisete nach Frankfurt, Maynz, brachte neunzehn Monate in Mannheim zu, war schon einige Zeit in Heilbronn, als ich aus dem russischen Gesandtschaftshause die Nachricht erhielt,

daß man ihnen für mich die Erlaubniß zu praktiziren zugeschickt hätte, die ich denn freylich in Wien liegen ließ. Man urtheile nun von dem Gange der übrigen Geschäfte in einer solchen Kaiserstadt, und preise sich glücklich, wenn man nichts allda zu suchen oder zu erwarten hat!

Wenn man Wien mit seinen Vorstädten auf einer Anhöhe übersieht, so giebt es eine prächtige Aussicht. So sah ich es einigemal auf dem Kallenberg bey dem Russischen Gesandten, Fürst Gallizin. Einmal speisete ich bey ihm auf diesem Berge, wo einige Damen und ein östreichischer General am Tische waren. Es war nun schon, wie es Leopold sich ausbedungen hatte, durch den bezahlten Dümourier der Krieg an Oestreich angekündigt. Jezt, sagte der Oestreichische General, haben uns die Franzosen den Krieg angekündigt; also können wir ihnen eine Provinz nach der andern abnehmen und sie behalten. Es gab eine Pause. Gallizin stocherte mit dem Zahnstocher, die Damen antworteten nichts, ich ohnehin gar nichts. Der General bemerkte es, und sagte endlich: es ist nur schlimm, daß so viele Festungen im Lande sind! — Wir schwiegen abermal alle.

Man sagt überhaupt, daß Aerzte gerne kannegießern. Die Ursache mag natürlich seyn. Sie kommen in allerhand Gesellschaften, haben viele Gelegenheit, Menschen kennen zu lernen, lesen auch meistens gerne, was aus der Presse kommt. Ich läugne es gar nicht, daß mich auch

mehrmals der Geist der Kannegießerey angewandelt hat. Mich interessirte das Wohl des Menschengeschlechts, von welchem ich ein Mitglied zu seyn die Ehre oder Unehre hatte; und ferner glaubte ich manchmal, eben so viele politische Kenntnisse zu besitzen, als ein Anderer, der als eine bedeutende Person betrachtet wurde. Ich hatte vielmal meine eigene Grillen, und fand doch am Ende, daß es gerade so ausfiel, als ich es vorhergesagt hatte. Ich bin überzeugt, daß noch mancher in Wien sich an das erinnert hat, was ich vom französischen Kriege prophezeihet hatte. Auch habe ich einstens ein anonymisches Brochürchen und einige Aufsätze in Druck gegeben, welche zwar durch Dummköpfe von Rezensenten sehr weggeworfen wurden, weil solche Menschen von solchen Dingen und der Zukunft nicht die geringste Einsicht hatten, die ich aber jetzt nach geendigtem Kampfe mit Ehre vorlegen könnte.

Es ist ein großes Unglück, daß wir andere Menschen gerade nicht anders denken sollen, als einige Narren, welche sich wichtiger und vornehmer dünken. Das erste, was ich bey dem Ausbruche des französischen Kriegs prophezeihete, war, daß ich allgemein behauptete, daß die Russen in Polen einfallen würden, sobald man im Kriege mit Frankreich wäre. Sie fielen ein, sobald sie nur wußten, daß die Ankündigung des Kriegs verabredet war. Ein Kourier brachte die Nachricht an Fürst Kaunitz, bey welchem noch einige Vornehmen

waren. Ein Augenzeuge versicherte mich, daß sie sich einander angesehen und kein Wort gesprochen hätten. Endlich sagte Einer von ihnen, vermuthlich der Erbärmlichste: „Rußland ist ja doch unser Freund, und wird uns auch etwas davon geben?“ Wirklich war man am Ende froh, nur einen geringen Antheil von diesem Raube zu erhalten, und schämte sich nicht.

Nach meiner Politik, die freylich nichts bedeutet hat, und nichts bedeuten kann, hätte vielmehr Oestreich gar nichts nehmen sollen. Mein Plan, als Plan eines Layen, war: Oestreich sollte bey der Allianz mit Frankreich bleiben, welche nun viel wichtiger und fester geworden wäre, da es die Allianz einer Nation, und nicht jene eines verdorbenen Ministers oder einer Mätresse gewesen wäre; alsdann sollte Oestreich mit Frankreich und etwa noch mit der Pforte und Schweden die Polen und eben so auch die Türken, gegen alle Teufel zu vertheidigen suchen. Ich hielte dieses für weit rühmlicher und nützlicher, als sich von ausschweifenden Prinzen, Emigranten und eigennützigen Kaufleuten (Engländern) als Subalternen und Miethlinge zu einem verderblichen Kriege verleiten zu lassen. Große Politiker müssen die Sachen freylich besser verstanden haben, weswegen es auch durchaus nicht gehen konnte, wie ich es daher gekannegießert hatte. Ich hatte freylich die Existenz Polens, als eines Mittelstaats, für die Ruhe von Oestreich für sehr wichtig angesehen.

Ich wußte alle niedrige Handlungen des gewonnenen Polnischen Königs, selbst von Russen. Der russische Ambassadeur selber sagte mir: la Pologne est à nous, le Roi est notre Serviteur très-humble. Also Polen mußte vertilgt werden, weil es Plane machte, sich eine bessere Existenz zu geben. Nichts ist hierbey auffallender als das Betragen des preussischen Hofes gewesen. Doch alles dieses ist nach russischem Ausdrucke, ihre Sache; sie mögen sehen, wie sie es verantworten. „Steh du, Kamerad, sagte ein russischer Grenadier zu einem andern in der Bataille bey Zorndorf: wenn die Bataille verlohren wird, so geht es uns nichts an; es ist des Kommandanten seine Sache."

Ich war nun aller Politik und alles was Wienerisch war, müde geworden, woran freylich meine Gelbsucht den größten Antheil hatte. Ich machte mich auf die Reise, um zu meinem Bruder und seinen russischen Herrschaften nach Frankfurt zu kommen.

Der Krieg war unterdessen schon angefangen. Ein Husarenobrist schrieb an einen meiner Bekannten: „in „diesem Kriege ist keine Ehre einzulegen, denn die „Franzosen halten nicht." Vielleicht hat er aber späterhin noch Ehre eingelegt! Die Franzosen hielten nicht, weil es der Hof nicht wollte, daß sie halten sollten. Ludwig handelte eben so mit seiner Nation, wie Poniatovski mit der seinigen, oder beynahe wie der Fürst von Oranien mit den Holländern. Ich kann über

beydes die strengsten Beweise führen, und heiße jene unwissende oder schlechte Menschen, welche mich etwa wegen dieser Behauptung einen Jakobiner oder etwas dergleichen nennen möchten. Ueberhaupt bin ich just nicht so wider die Könige eingenommen, daß ich, wie ein gewisser Schriftsteller, die Geschichte eines Königs nicht lesen möchte, wenn das Buch nicht ist verbrennt worden: aber ich werde auch einem Könige zu Gefallen keine schlechte Handlung loben oder vertheidigen, wie Seneca den Muttermord seines Kaisers. Auch bin ich sehr geneigt zu glauben, daß die Schritte, welche Ludwig XVI., sonst wirklich ein guter Mann, gethan hat, durch den Bösewicht Calonne sind eingeleitet worden, dessen Absicht blos dahin gieng, den König und dessen ältern Bruder um den Thron zu bringen, und seinen lieben Artois darauf zu setzen. Man lese hier ein Brochürchen: „Geheime Geschichte von Koblenz „während der französischen Revolution, aus den Urkun„den der Kabinette des Kurfürsten und der Prinzen, „Brüder Ludwigs XVI. Frankfurt und Leipzig „1795."

Ich hatte in meiner Krankheit eine Neigung zu Schweißen bekommen, die ganz außerordentlich war; vier- auch sechsmal am Tage, und eben so vielmal in der Nacht mußte ich Hemder wechseln. Dieses Schwitzen hat sich erst auf meiner Rückreise nach Frankfurt, welche

bey warmer Witterung unternommen wurde, nach und nach verloren.

Ich hatte mir in Wien einen guten, freylich etwas schweren Reisewagen gekauft, welcher in Florenz war neu verfertigt worden, und noch keine Reise gemacht hatte, als jene von Florenz nach Wien. Ich nahm den Weg über Regensburg und Wirzburg. Es versteht sich von selbst, daß ich unterweges auch manche der gewöhnlichen Reisebegebenheiten gehabt habe. Z. B. ein besoffener Postillon zerbrach mir meinen Wagen; bey Regensburg war Kirchweih im Dorfe. Es waren weder Pferde noch Postknechte zu haben. Ich mußte lange warten. Mich amüsirte die alte Posthalterin, welche mir wenigstens dreymal wiederholte, daß aber der Rheinwein sehr theuer wäre, weil ich eine Bouteille Rheinwein gefordert hatte. An dem Orte, wo ich wegen meines zerbrochenen Wagens mußte liegen bleiben, sagte der Posthalter: ich kann Ihnen nichts geben, als einen ganz schlechten Wein, womit mich ein Fuhrmann betrogen hat ꝛc. In Wirzburg blieb ich einen Tag und zwey Nächte, wo ich meistens in Gesellschaft meines Freundes und alten Schulkameradens Siebold war.

Endlich kam ich nach Frankfurt, wo ich meinen Bruder aus Rußland, Frau Gräfin Schwallow mit ihrem Sohne, und den Senator und Kabinetsminister (soviel als Kammerpräsident) von Streckaloff, antraf,

deren Bestimmung war, nach Karlsruhe zu reisen, und die Prinzessin, dermalige Kaiserin, nebst ihrer Schwester, der jetzigen Königin von Schweden, nach Petersburg abzuholen.

Der Lärm war jenesmal allgemein, daß Russen gegen die Franzosen auf dem Marsche wären. Avanturiers zeigten sich, welche in der Gegend von Frankfurt Quartiere bestellten. Streckaloft wußte wohl, daß zu jener Zeit die Kaiserin noch keinen Menschenhandel mit den Engländern eingegangen hatte; doch wußte er selber nicht mehr, was er aus den vielen Gerüchten machen sollte. Er fragte mich, ob ich nicht etwa nähere Nachricht hätte, daß während seiner Reise eine solche Aenderung vorgegangen wäre? Seit dem Kriege mit Türken und Schweden hatte die Kaiserin einen Kriegsrath niedergesetzt, wovon auch Streckaloff Mitglied war. Wenn die Kaiserin, sagte er, Leute schicken will, so muß sie zuvor ihr ganzes Ministerium entlassen, denn wir geben keinen Mann. Eine französische Emigrantin fragte ihn bey Herrn Bethmann am Tische: quand est-ce que les Russes viendront? Er antwortete in seinem gewöhnlich trocknen Tone: à mon retour.

Ich habe schon erzählt, daß ich nach meiner Rückkunft von Aachen einen Winter in Maynz zugebracht habe. Ich lebte gar nicht als praktizirender Arzt, verschrieb kein Rezept, außer einigen alten Freunden, und nahm keinen Pfenning aus der Praxis ein. Ich muß hier

gestehen, daß mir der Kurfürst und einige von den Vornehmen viele Güte und Achtung bewiesen. Ich bin auch versichert, daß man bey Anwesenheit des Kurfürsten nicht die auffallende Impertinenz an mir würde verübt haben, welche man sich hernach bey seiner Abwesenheit unter seinem Statthalter erlaubt hat. Aber, nun war der Kurfürst abwesend, seine Sachen wurden geflüchtet, da die Franzosen Speyer und Maynz bedrohten.

Ich war kaum vierzehn Tage in Maynz, als ich, in der Besorgniß eines Ueberfalls, mit meiner Tochter nach Mannheim reisete, um mir dort ein Quartier zu miethen. Ich war wenige Tage zurückgekommen, als Cüstine schon in Worms eintraf, sich aber wieder zurückzog.

Nun machte man in Maynz Vertheidigungsanstalten und allerhand Possen, da man sicher vermuthete, daß Cüstine, der unterdessen das Magazin bey Speyer genommen, und die Maynzer, welche dort nebst einigen Oestreichern zur Vertheidigung des Magazins standen, oder, nach Bericht der Maynzer Zeitung, um das Magazin zu schützen, und die Garnison von Landau in Respekt zu halten, geschlagen oder zerstreut hatte, nun zuverlässig gegen Maynz marschiren würde. Der Kurfürst, der meiste Adel, viele Räthe, auch einige in Diensten stehende Aerzte waren geflüchtet. Sobald Cüstine wieder von Worms abgezogen war, ließ ich alle meine Meubeln auf ein Schiff bringen, um sie nach Mannheim zu führen. Unglücklicher Weise schwoll der Rhein so an, daß der

Schiffmann nicht fahren konnte. Ich hatte nichts mehr im Hause, lag mit meiner Familie auf Stroh und mußte mich kümmerlich behelfen, da ich jetzt unter der Gewalt der schlechtesten Menschen war, die ich noch irgendwo habe kennen gelernt.

In Maynz war es von den regierenden miserablen Menschen, wobey ein geheimer und andere Räthe, nebst Schreibern nnd Vizeschreibern waren, verordnet, daß Niemand zum Thore hinaus durfte, ohne einen Erlaubnißschein zu haben, der, so viel ich mich erinnere, sechs Kreuzer kostete. So oft ich also meine Magd oder sonst jemand zu dem Schiffmanne schicken wollte, mußten erst sechs Kreuzer abgegeben werden. So wissen dergleichen Menschen von jeder Gelegenheit und von jedem Unglücke des Volks Revenüen zu ziehen!

Ich wollte nach Mannheim, da ich keine Meubeln mehr im Hause hatte. Ich mußte Paß verlangen. Man versagte mir ihn. Meine Tochter, hieß es, könnte hinfahren, aber ich müßte als Arzt bey der Belagerungsgefahr in der Stadt bleiben. — Ich, der in russischen Diensten war, der nie in Maynz praktizirt hatte, wo sie ihre besoldete Aerzte fortgelassen hatten!!? Kurz, es war nun meine Lage, mich von schlechten Kerls chikaniren zu lassen. Man verzeihe mir diesen Ausdruck, oder man beweise mir, daß ein Mann, der nur einen Funken Rechtschaffenheit besitzt, gegen einen ehrlichen bekannten

Mann so handeln kann. Warum soll man nicht jede Sache mit ihrem Namen benennen? In jenem Zeitpunkte konnte mir keine größere Infamie zugefügt werden. Ich werde also mein Wort nie zurückrufen. Wer verlangt, daß man schlechte Menschen schonen soll, muß eben auch schon schlecht seyn, oder noch schlecht werden wollen.— Dies wäre etwa ad notitiam der Herrn Rezensenten und richterlichen Kollegen.

Der Statthalter, jetziger Bischof in Würzburg, der mir vorhin freundschaftlich begegnete, war noch in Maynz. Ich schrieb an ihn im Eifer: „Ich muß mir „in dem Augenblicke alles gefallen lassen, aber in kurzer „Zeit wird und muß sich der russische Gesandte in Frank„furt für mich verwenden. Ich schwöre aber, daß, „wofern es zum Bloquiren oder zur Belagerung kommen „sollte, ich lieber meinen Kopf werde abschlagen lassen, „als einem Maynzer ein Rezept verschreiben.“ Ich stellte die ganze Schlechtigkeit des obrigkeitlichen Betragens vor, welches vielleicht dem Herrn Statthalter und noch einigen Vornehmen auch keine Ehre machte.

Pöbel und schlechte Kerls finden ihr größtes Behagen, wenn sie einem Manne, der besser ist als sie, bey irgend einer öffentlichen Gelegenheit eine Demüthigung oder Gewaltthätigkeit erweisen können; und Vornehmere, welche davon Augenzeugen sind, lachen dabey in ihren Fraubaasegesellschaften tückisch ins Fäustchen, und denken nicht daran, daß auch an sie die Reihe kommen kann.

Wirklich ist dieses der Fall bey meiner Geschichte gewesen. Ueberhaupt müßte man schlecht und niederträchtig wie andere seyn, wenn man unter dem Menschenhaufen ungeneckt durchkommen wollte. Der große Haufen ist theils zu dumm, theils zu träge dazu, um sich auf Grundsätze der Billigkeit und Rechtschaffenheit zu verwenden. Kleingeistige Denkungsart, Leidenschaften und Hetzereyen sind allein die Triebfeder seiner Handlungen.

Nach vielem Kampfe erhielt ich endlich die Erlaubniß, aus Maynz zu gehen. Es wurden mir aber die Pferde nicht weiter als bis Oppenheim (eine Poststation) zugestanden. Lachen und bemitleiden mußte ich die armen Sünder von Bürgern, welche schon am Thore, und hernach wieder auf einem Pikete in einiger Entfernung von der Stadt, wie Habichte auf den Wagen zuströmten, um uns noch recht genau zu examiniren, den Paß zu verlangen, und alle Winkel des Wagens zu durchschauen.

Meine Frau blieb noch zurück mit einer Magd, und hatte die größte Arbeit, um auch für den Schiffmann Erlaubniß und Pferde auszuwirken, welches erst nach einigen Wochen erfolgte. Ich hatte mir unterdessen Meubeln in Mannheim gemiethet, und die meinigen kamen just an dem Tage den Rhein herauf, als Cüstine mit seinen Truppen hinunterzog. Ich hätte also auch noch leicht durch die Maynzer Chikanen um alle Meubeln kommen können. Die Franzosen haben sie glücklicher Weise nicht angehalten.

Cüstine zog nun in Maynz ein. Meine Frau wohnte in meinem geringen, ganz leeren Hause. Sogleich riefen die schlechten Kerls von Quartiermeistern: „Hier muß man funfzig Mann einlegen.“ Es kamen aber nur funfzehn Artilleristen ins Quartier, da in weit größern Nachbarshäusern nicht ein Mann, oder höchstens zwey einquartiert wurden.

Ich hatte eine Magd aus Fuld, ein wohlerzogenes, schlaues Mädchen, welches schon zehn Jahre bey uns im Hause war. Sie hatte ein Maul wie ein Schwerdt. Sie zankte sich täglich mit der Maynzer Obrigkeit herum, sagte ihnen so derbe Wahrheiten, daß man sie freylich oft bedrohete, aber doch am Ende die funfzehn Mann abnahm, und dafür zuerst eine Marquetenterin, welche Tafel gab, und auf weitere Vorstellungen, Bitten und Zanken, endlich einen Offizier einlegte. Mit diesem Offizier von der Artillerie betrug sie sich freylich friedlicher; sie heyratheten sich am Ende, und sie lebt noch mit ihm in Frankreich, wo er angestellt ist.

War es wohl ein solches Völkchen nicht werth, daß es von andern ehrlichen Deutschen abgeschnitten wurde? Meine Familie hatte etwa vier Jahre in Maynz gewohnt, ich sechs Monate; wir verzehrten unser Geld, mischten uns in gar nichts, und haben kein Kind beleidigt. Man sollte fast glauben, daß auf dem ganzen Erdboden kein Geschöpf ist, welches einem unendlichen vollkommensten Wesen mehr Unehre macht, als gerade

der sogenannte kultivirte Mensch. Die Maynzer gehörten unter die sehr kultivirten, d. i. unter die schlechtesten. In jeder großen Stadt muß es unter den vielen Schlechten auch Gute geben, man sagt aber: a potiori desumitur denominatio. Wenn die Schlechtesten am Ruder stehen, so hat man vielleicht ein Recht, das Ganze schlecht zu heißen.

Es ist genugsam bekannt, welche abscheuliche Handlungen von diesem verdorbenen Völkchen für und wider die Klubbisten begangen wurden. Ich erwähne nichts davon, doch wollte ich meine eigene, gewiß seltsame, Geschichte nicht unberührt lassen. Ich werde nichts anführen von nachherigen Einquartierungen, Beschädigungen des Hauses, welches ohnehin schon über die Hälfte an seinem vorherigen Werthe verlohren hatte, und von allerley Schaden, den ich zu dulden hatte.

Ich wohnte nun mit meiner Tochter in Mannheim, meine Frau war meistens aus Neugier noch während der Belagerung in Maynz geblieben, so lange als sie Milchraam und mürbes Brod zu ihrem Kaffee haben konnte. Als aber dieses ein Ende nahm, ließ sie sich mit vielen Andern über die Brücke deportiren, wo sie dann zu mir nach Mannheim kam. Ich muß hier noch eine besondere Geschichte eines Neffen von mir erzählen. Er blieb die ganze Belagerung hindurch, gegen meinen Willen in Maynz. Das Kanoniren, Feuerlöschen, und die Beschäftigungen der Franzosen amüsirten ihn. Er

hatte vorher großen Flechtenausschlag am Arme, wogegen er allerley Tränke und Pillen ohne Wirkung nahm. Zur Zeit der Belagerung gebrauchte er gar nichts, bekam fast die ganze Zeit kein frisches Fleisch mehr zu essen, nichts als Gesalzenes und Geräuchertes. Als die Belagerung vorbey war, zeigte er mir seinen Arm, und hatte gar nichts mehr von Flechtenausschlag; erst nach mehrern Jahren bekam er wieder einige Spuren davon. Marryat schreibt: „Mein ältester Sohn von vier Jahren erlitt „über den ganzen Körper einen heftigen Ausschlag, wel„cher bald ohne alle angewendete Arzeneymittel durch „den reichlichen Genuß einer gut gesalzenen Kraftbrühe „sich verlohr." Ich überlasse es den grundgelehrten Pathologen, diese Beobachtungen ins Reine zu setzen.

Ganz Europa schien zu selbiger Zeit ein Tollhaus geworden zu seyn; also konnte freylich auch Mannheim nichts besseres werden. Schlechte Kerls suchten sich auch da, wie überall, bey Vornehmen dadurch zu empfehlen, wenn sie von anderen besseren Menschen sagten: „er ist Demokrat, Illuminat, oder gar Jakobiner." Ich hatte beynahe gar keine Gesellschaft in Mannheim. Ich fand meinen alten Bekannten, den gewesenen Kurländischen Leibarzt und polnischen geheimen Rath Bärenteufel, mit welchem ich täglich spazieren gieng, wozu sich denn manchmal noch einer oder der andere gesellete. Ich arbeitete zu Hause, und verfertigte eine neue Ausgabe meiner medizinischen Schriften. Unterdessen wollten

mir es alle von vorne oder von hinten ansehen, daß ich Illuminat, oder Jakobiner wäre. Freylich sprach ich bey den sehr wenigen, mit welchen ich in Unterhaltung kam, nach meiner Art, nämlich offen und mit Wahrheit. Man muß aber den Leidenschaften und Vorurtheilen Anderer schmeicheln, wenn man gefallen will, und nicht die Wahrheit zu verbreiten suchen. Nach meinen Grundsätzen muß aber ein ehrlicher Mann die Wahrheit lieben, und auch das Herz haben, sie zu sagen, oder ganz zu schweigen, wo weder Empfänglichkeit noch Toleranz für Wahrheit ist.

Es starb ein Professor der Arzeneykunst in Heidelberg. Professoren von den andern Fakultäten machten mir den Antrag, daß ich diese Stelle annehmen möchte. Ich hatte immer Lust zum Lehren: Heidelberg gefiel mir, und ich erklärte, daß ich die Stelle annehmen wollte, wenn sie mir angetragen würde. Das war nun großes Unheil, sobald es die Herren Kollegen erfuhren; ihre erste Einwendung bey dem Minister von Oberndorf und andern war, daß ich Illuminat wäre. Ich war wohl nie Illuminat gewesen, erklärte aber alsbald, daß ich in Gesellschaft solcher elenden Menschen, welche mich dafür ausschrien, nicht leben möchte.

Ich habe nicht in Mannheim als Arzt praktiziret, sondern blos für mein Geld gelebt. Ich hatte einen einzigen Patienten, den Grafen Saint-Martin, zu welchem mich Herr May selber führte, von welchem

ich ein Geschenk erhalten habe. Allen andern habe ich unentgeltlich gedient, nämlich einigen alten Bekannten, und vielen Armen, denen ich meistens noch Arzeneyen gab. Es ist bekannt, daß in Mannheim häufig das Fieber herrscht, welches auch gewöhnlich zwölf oder zwanzig Monate dauerte, weil die Aerzte nichts wußten, als Brechmittel, Purganzen, und andere schwächende Dinge zu geben. Ich rieth stärkende Diät, gab Laudanum, und habe sehr viele arme Menschen geschwind vom Fieber befreyet.

Einstens ließ mich ein lungensüchtiger Apotheker zu sich rufen: ein Animal vom Kollegium der Aerzte begegnete mir; am andern Tage schrieb er mir ein Billet, daß ich geäußert hätte, nicht praktiziren zu wollen, daß ich aber nun zu Patienten gienge, welches ich aber nicht dörfte, wofern ich nicht Erlaubniß von der Regierung hätte.

Ich bedauerte die Geistesarmuth dieses elenden Menschen. Mich dünkt, medizinische Kollegien sollten auf Pfuscher wachen, welche Schaden stiften, nicht auf ehrliche Männer, welche nur manchmal Hülfe reichten, wo selbst das Kollegium nicht zu rathen wüßte.

Auffallend war es mir, daß mir mein Bruder zwey- oder dreymal aus Petersburg schrieb: „Gehe aus Mannheim, denn ich weiß gewiß, daß Mannheim noch bombardiret wird.“ Ich faßte nicht ehender den Entschluß zu gehen, als bis es fast täglich Neckereyen von den Franzosen, und Kriegspedantereyen von der Garnison gab,

wo bald dieser oder jener Baum abgehauen, dieser oder jener Spaziergang verboten wurde.

In dem Sklavensinne der deutschen Fürstenkinder bedeutet der Mann fast gar nichts, wenn er nicht in einen Ritterkanton einverleibt, oder an einen Fürstenhof angeworben ist. Verdienst, Menschenwerth sind exotische Waare, und man ist allen Neckereyen ausgesetzt, wie ich bereits in Maynz und Mannheim erfahren hatte. Aus dieser Ursache suchen sogar die angesehensten Kaufleute in Reichsstädten einen Titel von einem Könige oder Fürsten zu erhalten. Ich hatte noch keine Dimission von Rußland, nur unbeschränkten Urlaub: aber von den herabgesunkenen Deutschen wurde ich nun doch als dienstloser Mann angesehen. Da ich just nicht ganz entschlossen war, wieder nach Rußland zurückzukehren, so war ich fast in der Nothwendigkeit, mich mit einem deutschen Hofe in Verbindung zu setzen. Der Kurfürst von Kölln kannte mich; er legte einen Kurort an zu Godesheim bey Bonn, und hatte den Wunsch geäußert, mich dort zu haben. Ein Kavalier und Freund von mir schrieb mir deshalb, hatte Auftrag sich bey mir wegen des Gehalts zu erkundigen. Ich setzte eine geringe Summe an, um dem Kurfürsten als Leibarzt und Brunnenarzt zu dienen. Ich schrieb deshalben selber an ihn. Die Sache blieb aber liegen, worüber ich im Anfange empfindlich war, mich aber bald überzeugte, daß er tiefer in die Zukunft mochte gesehen haben, als ich; und wirklich wäre mir die

Anstellung an jenem Kurorte bald in der Folge zum größten Nachtheile gewesen.

Da ich nun keinen Beruf hatte, in Mannheim eingeschlossen oder bombardirt zu werden, so sann ich auf einen andern Aufenthaltsort, und zog deswegen einige Freunde zu Rathe. Für mich schien freylich auf deutschem Boden kein Platz mehr zu seyn. Ich hätte in Rußland bleiben oder sterben sollen, welches ich auch thun würde, wenn ich nochmal in der vorigen Lage wäre. „Hier sind vier Aerzte, schrieb mir ein Freund aus einer gewissen Stadt, wohin ich Lust hatte, welche in die Erde kriechen, wenn Sie hieher wollen." Kirchenrath Mieg in Heidelberg brachte mir Ludwigsburg in Vorschlag, weil es dort schön und wohlfeil zu wohnen wäre. Ich schrieb deswegen an den verstorbenen geheimen Rath von Moser. „Was wollen Sie in Ludwigsburg „machen? Ihre Gesellschaft auf Spaziergängen sind „nichts als Maykäfer; die Aerzte werden jeden Schritt „von Ihnen belauern; ich rathe Ihnen nach Heilbronn „zu ziehen." Wirklich bin ich am 16ten April 1794 nach Heilbronn gezogen.

Heilbronn schien mir sehr vortheilhaft, weil ich meine Meublen dahin zu Wasser bringen konnte. Ich schrieb noch an einen Freund, der in ältern Zeiten in Heilbronn gewesen war. Er rieth mir sehr, dahin zu gehen; er schrieb mir: „Ces sont encore de ces gens d'une ancienne pâte, dont on a perdu la composition."

Ein Bekannter von mir hielt sich dort auf, der ehemalige Maynzer Pagenhofmeister Desdieux; ich schrieb an ihn, gab ihm den Auftrag, für mich ein Quartier zu miethen, auch es dem regierenden Burgermeister, damals Herrn von Roßkampf, zu melden. Es wurde alles in Richtigkeit gebracht. Ich kam und fand wirklich gutherzige Leute, bemerkte aber auch, daß die Meisten seit der Abwesenheit meines so eben gemeldeten Freundes sehr kultivirt geworden seyn mußten.

Ich war in Mannheim, als man die kranken Franzosen von Maynz, nach der Uebergabe, zu Schiffe nach Mannheim brachte. Sie lagen da vor der Stadt; Niemand wollte sie weiter bringen; Niemand wollte sie mit Nahrung versorgen. Man meldete endlich die üble Lage dieser Leute dem Könige von Preußen, der just in Mannheim an der Tafel saß. „Was kümmern sie mich!“ soll er gesagt haben. Kurz, die Leute lagen da, und mußten bey menschlichen Herzen Erbarmen erregen. Unmenschliche Damen standen auf dem Walle und sagten: „man sollte jetzt die Kanonen gegen sie wenden, und sie alle erschießen.“ Ein besserer Mann kaufte einen Zentner Ochsenfleisch, ließ es kochen, ließ ihnen Suppe und Fleisch geben. Viele Jahre ist dieser redliche Mann auf alle Weise verfolgt worden. Dergleichen Menschen schämen sich nie, sonst müßten sie sich vor menschlicher Gesellschaft verbergen. Aber wie viele zweybeinige Geschöpfe giebt es noch, die man Menschen nennen kann!

Im ersten Jahre in Heilbronn gieng ich täglich spazieren, wozu mich vorzüglich Mr. Desdieux aufmunterte. Ich schrieb den Entwurf einer einfachern Arzeneykunst, oder Uebersicht des Brownischen Systems, welches Buch von dem jüngern Frank in Italien ins Italiänische übersetzt wurde, welches hernach auch Bertin ins Französische übersetzte; endlich hat es auch 1799. Dr. Joachim Serrano Manzano, Medico Secretario perpetuo de gobierno del Real colegio de medecina de Madrid, y del Real estudio de Medicina practica, in spanischer Sprache herausgegeben, wie es denn in der Gazeta de Madrid del Viernes 29. de Marzo de 1799. zwischen oder unter dem Schutze zweyer theologischen Werke, rühmlich angezeigt wurde.

In Heilbronn kam ein Emigrirter, Graf Fontête, krank und in äußerster Armuth an. Er machte einige Ansprüche an Gelehrsamkeit. Er hatte ein böses Fieber mit Erbrechen, Ohnmachten und schlimmen Zufällen. Er ließ mich zu sich kommen. Natürlicher Weise wollte er als Franzos alles besser wissen, betrachtete mich, wie es mir gar viele Franzosen machten, als un sot allemand, verlangte Creme de tartre, sprach von nichts als de la bile etc. Ich verließ ihn und sagte ihm: „Sie müssen mir folgen oder ihr Fieber behalten." Ich gieng. Die Tochter lief mir nach, sagte: „ich bitte Sie um Gottes willen, kommen Sie morgen wieder, ich will meinen

Vater sicher umstimmen." Ich kam und fand meinen Franzosen wirklich viel räsonnabler. Anstatt Weinstein nahm er nun Malaga, und so folgte er in allem, und ward gesund.

Wir wurden nun bekannter mit einander, schwätzten von literarischen und politischen Sachen, und er fand wirklich, daß auch ein Deutscher Verstand haben könnte.

Ein Bauer am linken Rheinufer hatte sogar einen französischen Husaren überzeugt, daß ein Deutscher auch zuweilen schlau seyn könnte. Der Husar kam zum Bauer ins Quartier. Er mochte es noch gewohnt seyn, die Leute am linken Rheinufer wie die unschuldigen Schwaben zu behandeln. Er führte sein Pferd ins Zimmer, band es an, sagte zum Bauer: „hier ist der Platz für mein Pferd, jetzt schaffe mir Wein und zu Essen." Der Bauer sagte, gut! er gieng hinaus, kam mit zwey Knechten, warf dem Husaren eine Halfter um den Hals, schleppte ihn in den Stall, und band ihn an die Krippe. „Wenn dein Pferd, sagte er, ins Zimmer gehört, so gehörst du in den Stall." Nun gieng er sogleich zum Offiziere, um allem vorzubeugen, und sagte ihm, wie er mit dem ungezogenen Husaren verfahren wäre. Er führte den Offizier selber in den Stall zu dem Husarenthier. „Gut, sagte der Offizier, du kannst nun an der Krippe stehen bleiben, bis den Abend."

Fontête war arm, verlangte Hülfe. Ich hatte ihm schon zwey Louis geschenkt. Ich hatte ihm das

Brownische System erklärt, er begriff es ziemlich, und wollte meinen Entwurf übersetzen. Er verstand nicht Deutsch; ich hatte eine zweyte verbesserte Ausgabe schon im Kopfe; ich schrieb sie ihm nachlässig französisch, daß er sie in ordentlichen Styl bringen sollte!

Es war dieses das Zweytemal, wo ich eine solche Arbeit mit einem Franzosen vorgenommen hatte: einmal mit dem ersten Theile des philosophischen Arztes, und nun mit dem Entwurfe: Methode simplifiée etc. Man hat keinen Begriff davon, was das ist, mit einem Franzosen zu arbeiten, wofür ich also jeden friedlichen Deutschen warnen will. Ueberall will er etwas von dem Seinigen zusetzen, überall will er Noten oder Verbesserungen anbringen. Fontête hatte weit mehr Noten zur Uebersetzung gemacht, als das ganze Werk betrug. Der Verleger, Herr Claß, war hernach so klug, sie alle wegzuschneiden. Doch hat er ihm für diese Arbeit funfzehn Louis bezahlt, wovon er einstweilen leben konnte. Im Ganzen fiel die Uebersetzung sehr schlecht aus. Fontête hatte eine schlechte Handschrift, und hatte mich durch seine ewigen Noten und Abänderungen so verdrießlich gemacht, daß ich am Ende nichts mehr von seinem Manuskript lesen mochte.

Fontête war bekannt mit dem jetzigen Kurfürsten von Bayern, damals Herzoge von Zweybrücken. Er schrieb an ihn, stellte sein Elend vor. Dieser ließ schreiben, daß er sich etwa in einem Kloster eine Kost

ausmachen sollte, welches er bezahlen wollte. Leider! wollte damals Niemand auf solche Versprechungen borgen. Endlich entschloß sich Fontête selber nach Rohrbach zu dem Herzoge zu gehen. Die Franzosen näherten sich, vor welchen Fontète als Emigrirter in äußerster Bangigkeit war. Aus lauter Furcht fragte er also unterweges überall: „wo stehen Franzosen, wo Oestreicher?“ Dies war für die Oestreicher genug, ihn als Spion zu arretiren. Ich glaubte ihn längst in Rohrbach, als ich hörte, daß man einen französischen Juden als Spion eingebracht hätte. Ich begegnete ihm, und fand meinen unglücklichen Grafen Fontête, den sein großer Bart, und seine schlechte Keidung für einen Juden passiren ließen. „O, sagte er mir im Vorbeygehen, man hat mich sehr übel behandelt; man hat mir Stöße gegeben, und alles Leid zugefügt.“

Er wurde hier zum General Cospot geführt, und suchte natürlicherweise sich zu vertheidigen. Eine Fräulein sah ihn, und hörte etwas von seiner zuversichtlichen Sprache: „was doch so ein französischer Jude für eine Frechheit hat! sagte sie mir.“

Die Sache wurde nun klar. Cospot gab einen Paß; der furchtsame Graf kam zu mir, bath mich, ihm einen Bothen, einen starken Mann, mitzugeben. Ich that es. Er hatte noch einigemal Anfechtungen unterweges, und kam endlich nach Rohrbach. Unterdessen war die Zeit verflossen, der Herzog war kürzlich selber geflüchtet.

Fontête in der Verzweiflung erstach sich durch fünf Stiche mit einem Federmesser.

Kürzlich schrieb mir Herr Dr. Kraus aus Anspach, der nun nach Frankreich gereiset ist: „ein junger Arzt am Hôtel de Dieu, der Ihren Entwurf der Brownischen Lehre ꝛc. übersetzt hat, wie mir Dr. Behr (oder Behn) schreibt, arbeitet jetzt sehr für die Ausbreitung der Erregungstheorie.“ Ich weiß nun nicht, ob dieser junge Arzt Dr. Bertin ist, oder ob etwa ein anderer die Uebersetzung der zweyten Auflage meines Entwurfes übernommen hat? So viel weiß ich, daß Dr. Frank, der jetzt in Egypten ist, eine italiänische Uebersetzung meiner zweyten viel geänderten Auflage in der Arbeit hatte. Ich weiß aber nicht, ob sie wirklich unter die Presse gekommen ist, welches ich doch nach seinem Schreiben aus Italien vermuthen sollte: denn seitdem er in Egypten ist, wohin er vor den Franzosen abreisete, habe ich keine Nachricht von ihm, obschon er mir selbige sicher versprochen hatte. Vermuthlich sind seine Briefe verloren gegangen, da er sonst mein fleißiger Korrespondent gewesen ist.

Wenigstens wird man mir erlauben, dafür zu halten, daß noch keinem in Heilbronn geschriebenen Werke so viel Ehre wiederfahren ist. Ich schrieb ferner in Heilbronn vier Hefte eines Magazins der Brownischen Arzeneykunst, mein praktisches Handbuch, wovon zwey Ausgaben erschienen sind, und die dritte auf dem Wege

ist. Ich schrieb den neuen philosophischen Arzt in drey Bänden, auch noch manche andere Kleinigkeiten. Vom praktischen Handbuche werde ich doch auch noch in Erwähnung bringen dörfen, daß drey italiänische Auflagen in kurzer Zeit vergriffen waren. Hier ist ein Brief von Dr. Brera. „Vous savez sans doute, que j'ai quitté Pavie, il y a un an, et que je suis établi à Crema en qualité de Médecin Primaire de l'hôpital de la ville. La traduction italienne de Votre Handbuch a été tellement agréée par les Praticiens Italiens, qui Vous estiment beaucoup, qu'on vient d'en publier une troisième édition à Venise. La première a été imprimée à Pavie en 5 Volumes, la deuxième est exécutée à Florence.

Un quatrième Libraire vient de m'engager à entreprendre une quatrième édition de ce très-intéressant manuel, et avant de m'y prêter, j'aimerois bien savoir de Vous, si après la seconde édition allemande on en a publié quelqu'autre, ou si Vous pensez de l'entreprendre bientôt etc. Crema le 21 May 1801.

Mein Plan war nun, an jedem Orte zu bleiben, wo ich ruhig und vergnügt leben könnte. Ich hatte jedes Jahr auf das Ende des Kriegs gehofft, und glaubte nicht, daß ich über ein Jahr in Heilbronn würde harren müssen. Allein der Krieg zog sich in eine halbe Ewigkeit, und es war nicht möglich, in dieser Unruhe und Ungewißheit der Zukunft, irgend einen festen Plan zu fassen. Herr von Hartenberg machte mir den Antrag, als

Präsident des Medizinalwesens nach Bayreuth zu ziehen. Einige Jahre hernach wurde mir die erste Stelle als Kammermedikus in Wetzlar angetragen. Ich lehnete sie ab; ein Freund kam, und rieth mir dazu: ich entschloß mich wieder sie anzunehmen. Der selige Konsulent Derdinger, und vorher Herr Dr. Weidmann, hatten die Aufträge dazu: aber nun kam die zweyte Antwort des seligen Derdingers zu spät, da die Stelle eben vergeben war. Im Grunde war ich durch die folgenden Kriegsunruhen bald sehr zufrieden damit, daß die Antwort zu spät gekommen war. Zu Meiningen hatte man mir ohnehin freundschaftliche Anträge gemacht. Ich habe schon oben erzählt, daß unterdessen auch die Erlaubniß zu praktiziren in Wien ausgefertigt war. Ich zog aber mein ruhiges Leben zu Heilbronn in einer schönen Gegend, unter guten Leuten, wofür ich sie hielt, allen andern vor. Freylich giebt es in unsern besten Projekten manchmal Episoden, die wieder alles ändern können.

Ich war auch in medizinischer Rücksicht mit Heilbronn zufrieden, weil ich glaubte, allda weniger Neider oder Gegner zu haben, oder den Aerzten weniger nachtheilig zu seyn. Ich hätte überhaupt nichts besseres für meine Ruhe zu thun gehabt, als gerade zu sterben. Der erste Hauptpraktikus in Heilbronn war ein reicher Mann ohne Kinder; der andere, welcher die meiste Praxis hatte, war ohne Kinder. Ein dritter gab sich wenig mit der Praxis ab, kam auch durch Erbschaften zu

Vermögen: ein vierter konnte sich allein über einen Zuwachs von Aerzten beklagen, welches mir manchmal empfindlich war; doch glaube ich nicht, daß ich ihm Abbruch gethan habe. Der fünfte war ein junger Mann, welcher hernach durch Erbschaften reich geworden, und auch noch ohne Kinder ist. Er war fähiger Kopf, empfand aber zeitlich Unannehmlichkeiten, und schien die Kunst zu verlassen. Der sechste kam erst dazu, als ich schon sieben Jahre in Heilbrunn gewesen und beynahe aller beschwerlichen Praxis müde geworden war. Es werden deren bald mehrere kommen, wenn Heilbrunn an eine andere Herrschaft fällt, da jedes Fürstenland überschwemmt mit Aerzten ist. Einer, welcher viele Praxis hatte, starb, als ich etwa sechs Monate in Heilbrunn war. Ich fand allda wirklich gutmüthige Leute, und hielt, nach meiner schon oft erwähnten Art, die Leute für besser zu halten als sie wirklich sind, fast alle oder doch die Meisten dafür.

Eine Wittwe, Frau von Kinkel, deren Sohn, gewesenen Admiral in Holland und Gesandten, ich in Mannheim hatte kennen gelernt, war die erste, welche mich in einer schweren Krankheit bey Abwesenheit ihres Arztes, hatte zu sich berufen. Unterdessen kamen Mägde, arme Leute, die manchmal schon viele Arzeneyen ohne Hülfe genommen hatten. Ich verschrieb wenig, und suchte Nutzen für die Gesundheit zu stiften. Nach und nach kamen auch andere vom bessern Bürgerstande,

endlich Adliche, welche sich hier aufhielten, Fremde und Auswärtige. Ich bewarb mich nie um Patienten, also um desto weniger bey meinem jetzigen Aufenthalte.

Vom ganzen Senate bekam ich kaum einen einzigen beständigen Patienten; erst nach drey oder vier Jahren, von vornehmeren Bürgern oder Handelsleuten eine geringe Anzahl, etwa zwey würdige Männer ausgenommen, die mir beynahe im Anfange meiner hiesigen Existenz ihr Zutrauen gönnten, und auch in der Folge meine Freunde blieben. Von Mittelmäßigen auch eine mittelmäßige Anzahl, von Aermern sehr viele. Ich habe nie ein Conto gemacht; den geringen und armen Bürgern nichts abgenommen. Den wenigen Reichern, die ich zu besorgen hatte, stand es in Belieben, zu geben, was sie wollten. Ich hatte aber doch praktisches Verdienst durch Adliche, Fremde und Auswärtige, wovon jenes von eigentlichen Heilbrunner Bürgern vielleicht kaum den fünften Theil betrug, da ich unterdessen durch häufige Besuche in und außer dem Hause viele Arbeit und beträchtlichen Zeitverlust hatte. Im Ganzen verzehrte ich jährlich sechsmal so viel, als ich von der Heilbrunner Bürgerschaft eingenommen hatte.

Ich wohnte, wie natürlich, zur Miethe, hatte die sieben Jahre hindurch keine Zumuthung von Einquartierung gehabt. Erst am Ende des Krieges, im Jahr 1801, fiel es den Beherrschern der Stadt ein, mir einen Offizier und Gemeinen ins Quartier zu schicken, ohne

mir voraus das Geringste davon bekannt zu machen. Es waren keine zweyhundert Franzosen in der Stadt, und selbst mein Hausherr und Nachbar hatten keine Einquartierung.

So auffallend mir dieser Vorgang war, so ruhig zeigte ich dem Offizier sein Zimmer, sagte ihm aber, daß ich den Gemeinen oder Bedienten nicht logiren könnte. Er fragte verwundert: „Wie ich merke, so haben Sie noch nie Einquartierung gehabt?“ Ich sagte nein, es geschieht nur unter der jetzigen hochgünstigen Regierung.

Ich gieng aus dem Hause. Unterdessen hatten sich Freunde ins Mittel gelegt, und bey meiner Nachhausekunft war meine Einquartierung abgenommen. Es dauerte kaum zwey Tage, so kam wieder ein Offizier zu mir, welchen ich drey Tage und vier Nächte hatte. Es waren abermals kaum einige hundert Soldaten in der Stadt, welche dreyzehnhundert Bürger zählt. Ich nährte ihn so gut ichs hatte, schrieb aber nachher an das Quartieramt, daß ich mir solche Dinge verbäthe, daß ich Fremder und Russischer Staatsrath wäre, also just so viel Schonung als ein hier wohnender Edelmann, ritterschaftlicher Konsulent, oder anderer betittelter Fremde verlangte, daß ich im Nothfalle gerne das Meinige beytragen wollte, was ich zur Erleichterung des Bürgers leisten könnte ꝛc.

Ich bekam nun ein Schreiben vom Quartieramt, daß sie vom hohen Magistrate dazu die Verordnung hätten, daß ich mich nicht als Russischen Staatsrath, sondern als praktischen Arzt betrachten müßte 2c. Man hatte mich also förmlich zu einem praktischen Stadtarzte enrolliren wollen, da auch im Briefe stand, daß ich Einquartierungen so wie meine andere Kollegen tragen sollte. Welche unverlangte Begünstigung! Vielleicht wäre mir endlich auch noch ein Fixum von 50 Thalern zu Theile geworden!

Natürlicher Weise wurde ich hierüber äußerst aufgebracht. „Ich habe, schrieb ich, keine Praktik verlangt, aus Menschenliebe eure armen Kranken mehr besorgt als es eure besoldeten Aerzte gethan haben; mir ist es sehr lieb, wenn der Magistrat es seiner ganzen Bürgerschaft verbietet, daß mich keiner mehr brauchen soll 2c." Es ist traurig, daß es in unserer Welt gar nicht angehen will, ohne Eigennuß und aus Menschenliebe zu handeln. Im Gegentheile setzt man sich in der Meynung des gemeinen Menschenhaufens, wozu doch immer die Meisten gehören, herunter. Man muß also härter, weniger wohlthätig und menschenliebend werden, wenn man auf Achtung und Ehre sieht. Mein Gemüth war nie dazu gestimmt, unmittleidig und hart zu seyn, doch habe ich sehr oft Ursache gehabt meine Güte und Theilnahme zu bereuen.

Unterdessen wollten vermuthlich Einige das nos poma natamus gelten machen. Nach einigen Tagen wurde zu mir geschickt, daß dermal ein großer Ueberfall wäre, wo ich es mir doch würde gefallen lassen, einen Offizier zu nehmen. Ich that es willig, obschon ich nachher erfuhr, daß es kaum fünfhundert Soldaten waren, und ich aus Amtsbefehl sollte Einquartierung nehmen; wo aber einige Damen einen Rathsdiener abrichteten, mir es vorzubringen, als wenn mich der Burgermeister darum ersuchen ließe.

Um nun mich zu überzeugen, daß es nicht allein auf mich gezielt war, wurden auch andern Fremden, die sich blos für ihr Geld hier aufhielten, Einquartierungen gegeben; zuletzt sprach man auch Kavaliere an, Soldaten zu verpflegen, an welchem Unheile ich nun freylich die einzige Ursache war.

Am Ende erfuhr ich erst, daß dergleichen Einquartierungen ein Meisterstück der schwäbischen Politik wären. In der übrigen Welt muß der Herr vom Hause oder der Miethling, welcher bürgerliches Gewerbe treibt, dergleichen Lasten tragen. Wenn der Miethling des Platzes wegen eine Einquartierung aufnimmt, so verrechnet er die Kosten, zieht sie vom Miethgelde ab. In Schwaben verstehen sie das Ding besser!! Denn auch in Stuttgart theilte man den Miethleuten, die blos für ihr Geld lebten, Einquartierung zu, weswegen auch ein Freund von mir von Stuttgart weg und nach Heidelberg gezogen

war. Es giebt aber vielleicht kein intoleranteres Volk gegen Fremde, als gerade die Würtemberger, obwohl man von ihnen in allen Gegenden antrifft, nach den alten Versen:

„Schwaben und das böse Geld,
„führt der Teufel in alle Welt.“

Hier war die Einquartierungssucht beynahe zur Raserey geworden, wovon ich auffallende Beyspiele erzählen könnte. Fremde, welche gar kein Gewerbe trieben, keine Haushaltung und keine eigene Meubeln hatten, selber in die Kost giengen, nur sich auf einige Zeit hier aufhielten, mußten Einquartierung haben, blos weil sie Heilbrunner Luft geschnauft hatten. Ein Freund schrieb mir von Stuttgart: „Ich habe drey Jahre Kampagne mitgemacht, nie bey einem Miethmann logirt, hier dringt man mir Einquartierung auf.“ Ich glaube sogar, daß es nahe daran war, auch den Durchreisenden, wenigstens für den Abend, eine Einquartierung zu geben.

Ich hatte nun den Entschluß gefaßt, zu erklären, daß ich keinem Heilbrunner Bürger mehr ein Rezept verschreiben wollte. Unterdessen schien es mir zu hart gegen brave Leute, die bisher meine Freunde gewesen waren. Ich weigerte mich aber von der Stunde an, in Häuser zu gehen, wo ich nicht vorher in Verbindung war. Aber fester war der Entschluß, von Heilbrunn abzuziehen, woferne es Reichsstadt bliebe, und nicht

an eine andere Herrschaft fiele. Denn wenn bey solchen Obrigkeiten einmal Neckereyen angefangen sind, so hat man immer noch mehrere zu erwarten, wozu ich mich gar nicht berufen fühlte. Ich mußte ja besorgen, auch noch zu Frohn- und Wachtdiensten angehalten zu werden.

So ändern uns denn Zeit und Umstände! Vorher war ich mit Leib und Seele Reichsstädter, und hätte nicht bleiben mögen, wenn Heilbrunn keine Reichsstadt gewesen wäre; und dermal ist es gerade umgekehrt, kann sich wohl auch wieder umkehren. Menschensinn ist wandelbar.

Die Herren hatten nun einen jungen neuen Arzt angenommen, wobey man freylich meiner Aushülfe, womit manchmal bey Abwesenheit des erstern Arztes, oder bey einreißenden Krankheiten, der Bürgerschaft sehr gedient war, weniger nöthig hatte. Ob ich der Stadt, dem Medizinalwesen Nutzen oder Nachtheil, überhaupt Ehre oder Unehre gebracht habe, überlasse ich Andern zu kalkuliren. Ich hatte wenigstens nicht Ursache, erst in Heilbrunn meine Reputation zu machen; sie war schon in wichtigern Gegenden anerkannt, so daß ich dafür hielt, die Herren von Heilbrunn könnten sich eine Ehre daraus machen, daß ich dem Aufenthalte bey ihnen den Vorzug gab. Alle unsere Zwistigkeiten und Mißhelligkeiten rühren daher, daß wir Menschen nicht einerley Meynung sind. Manche Herren vom Senate mögen

freylich just das Gegentheil gedacht haben von dem, was ich im Kopfe hatte.

An jedem Orte in dem lieben Deutschlande ließ man mich es fühlen, wie wenig ein Mann geachtet würde, der nicht zu einem deutschen Fürstenhofe verbunden war. Ich erinnere mich noch, welche ausgezeichnete Achtung mir der türkische Gesandte in Wien in einer Gesellschaft bezeigte, als ich ihm als Arzt vom Russischen Hofe durch den Schwedischen Ritter Toisson präsentirt wurde. Natürlicher Weise hatten die Russen die Türken in Respekt gesetzt, und ich zog hieraus die Regel, daß man sich immer an einen Hof anschließen, und alsdann nur in solche Gegenden kommen müßte, in welchen man Respekt oder Furcht vor gedachtem Hofe hätte. Die Menschen haben keine andere Triebfeder zu ihren Handlungen als Furcht oder Eigennuß; oder wie ein Freund sich ausdruckt, nichts als Teufel, Galgen und Himmel.

Als ich in Mannheim wohnte, wollte ich etwas Geld ausleihen, und ließ es ins Intelligenzblatt setzen; die Pfalz war aber, so lange Oestreich und Preußen sie nicht nöthigte, die Neutralität zu brechen, so reich geworden, daß alle Bürger und Bauern ihre schuldigen Kapitalien abtrugen, und keine mehr aufnehmen wollten. Endlich wurde mir die Wittwe eines Zimmermanns Demme zugewiesen, welcher ein Kapital von dreytausend dreyhundert Gulden aufgekündigt war, wofür der Gläubiger das Haus und einen Garten in gerichtlichem Versatze

hatte, wovon das Stadtgericht die Obligation ausgefertigt hatte. Ich gab das Geld her, und habe eben auch vom Stadtgerichte dieselbige Obligation erhalten, welches nun vor acht Jahren geschehen ist.

Die Wittwe starb ungefähr ein oder zwey Jahre hernach, und mit ihrem Tode kam mir ein ganz unerwarteter Prozeß auf den Hals, den ich bisher mit aller Anstrengung nicht zum Ende habe bringen können. Die Erben, welche bey dem ersten Versatze des Hauses ruhig waren, gaben nun vor, das Haus wäre nicht Eigenthum der Mutter, sondern des Großvaters gewesen; andere Schuldner behaupteten, eben das Recht zur Bezahlung zu haben, als ich mit meiner gerichtlichen Versicherung. Kurz ich wurde auf alle mögliche Weise herumgetrillert, und bin noch auf diese Stunde nicht zum Ende gelangt.

Einer der Kommissarien, welchem diese Prozeßsache übertragen war, wurde an einen andern Platz versetzt; ein anderer starb; der dritte reisete nach München, blieb über anderthalb Jahre aus, gab endlich die Sache ab. Ich bekam den vierten, worüber jeder Freund von mir die Achseln zuckte.

Mein erster Advokat, ein Freund von mir, zog von Mannheim weg; der zweyte schien thätig, zog über den Rhein, wo er eine republikanische Stelle bekam, und berechnete mir sechs und sechzig Gulden an Sporteln; der dritte that gar nichts, suchte allen Mahnungen auszuweichen, handelte offenbar falsch gegen mich und starb,

wo er unterdessen doch eine Rechnung von vier und zwanzig Gulden hinterlassen hatte. Ich mochte dagegen keine Einwendung machen, da er arme Kinder zurückließ, und bezahlte. Der vierte versprach eifriger zu seyn, schrieb mir, daß die Sache schon seit zwey Jahren spruchreif wäre, daß sie blos der Kommissarius liegen ließe. Ich drang bisher vergeblich auf Klage über verzögerte Justiz, und weiß wirklich nicht, ob ich das Ende der Geschichte erleben werde.

Mir fiel hierbey vielmal ein Wilder ein, welcher nebst andern im amerikanischen Kriege als Deputirter zu den Franzosen kam, und deutsch mit den Offizieren vom Regiment Zweybrücken sprach. Er hatte schon funfzehn Jahre unter diesen Wilden, auch ganz als Wilder gelebt, weil er sie als redlichere und ehrlichere Leute gefunden hatte, als seine Pfälzer, von welchen er hergekommen war.

Ich hatte dieses geschrieben am 28. May in Heilbrunn in einer Stunde, wo ich just nicht sehr vergnügt über das Menschengeschlecht war, für welches ich immer so fleißig gekämpft hatte. Aber am Abende erhielt ich einen Brief, der mich wenigstens mit Einigen wieder aussöhnte. Mein Advokat schrieb mir: „Dem faulen Referenten bin ich diese Zeit sehr zu Leibe gegangen, und Herr Regierungsrath Ruprecht hat mich gestern versichert, daß die Demmeische Sache in der ersten Sitzung nach den Pfingstfeyertagen vorkommen werde.“ Der Herr von

Ruprecht war hier bey meinem Freunde, geheimen Rath Fischer, welcher ihm meine Sache empfahl. Er verlangte, daß ich ihm nur eine Note überschicken möchte. Ich that es, und hoffe nun, daß ich endlich meine Sache, die ich schon Mehreren empfohlen hatte, an den rechten Mann gebracht habe. Ich werde also nicht Ursache haben, zu dem pfälzer Wilden nach Amerika zu gehen. Die Welt ist nun schon alt, dachte ich; sie sollte doch einmal anfangen, klüger und besser zu werden; sie wird es werden, aber ich werde es freylich nicht erleben. [19]

Wunderlich war es indessen seit der gebrochenen Neutralität mit der lieben Pfalz gegangen; 1796 mußte die Stadt Mannheim den Oestreichern 240,000 Gulden als Douceur bezahlen, um nicht feindlich behandelt zu werden. Dieses ist aus den obrigkeitlichen Stadtobligationen erweislich. Im Ganzen, sagt man, hätten die Pfälzer eine Berechnung von mehreren Millionen für die Oestreicher gemacht. Nun kamen die Franzosen auch, und machten eben so ungeheure Kosten. Am Ende, wie man mich versichert, soll Mannheim, welches eine arme Stadt geworden ist, wo die Häuser außerordentlich im Preise gefallen sind, so viele Schulden haben machen müssen, daß sie das übersteigen, was die ganze Stadt im Werthe an Häusern hat.

19 Unglücklicher Weise ist diese Sache dermal am 29ten November noch nicht am Ende.

Während meines Aufenthalts in Heilbrunn habe ich freylich manche wichtige Ereignisse erlebt, deren einige viel zur Zerrüttung meiner Gesundheit beygetragen haben. Mein Schwager, Kammerrath Koch, starb in Erfurt, hinterließ meine Schwester als Wittwe mit sieben Kindern. Diese sanfte Frau und gute Hausmutter, die ich so sehr liebte, wurde melancholisch darüber, weswegen mein Vater sie samt einer Tochter zu sich nach Römershag nahm. Man fand sie todt in einem tiefen Wasserbecken in einem Brauhause am Garten. Die Jourdanische Armee mußte nach verlohrnen Batraillen schleunig Rückzug nehmen, wovon theils aufgebrachte Bauern, meistens aber habsüchtiges Gesindel, Gebrauch machen wollten, theils um sich zu rächen, hauptsächlich aber um Beute zu machen. Zu Römershag wollten diese Leute die Franzosen nicht über die Brücke durchziehen lassen. Ein dienstloser Jägerspursche, welcher unter ihnen war, erschoß einen Offizier vor seinen Truppen; Bauern rissen einige Chasseurs von Pferden, tödteten und plünderten sie. Manche dieser wüthenden Bauern drangen in ein Nebenhaus von meinem Vater und schossen daraus. Die Franzosen schossen häufig in das Wohnhaus meines Vaters, der unschuldig war, und den Bauern ernstlich soll abgerathen haben. Er flüchtete sich, als des Schiessens zu viel ward, in den Garten. Die Franzosen drangen rasend in den Ort, plünderten und mordeten, ließen bey meinem Vater allen Wein in den Keller laufen,

fanden ihn im Garten und tödteten ihn. Mein Schwager, der Amtmann im Orte, wurde zwischen Reitern fortgeschleppt nach Brückenau zum General Jourdan, und nur durch die Thränen seiner Tochter und seine eigene Herzhaftigkeit von einem schimpflichen Tode gerettet. Diese betrübte Nachricht, von der Ermordung meines Vaters, hat mir lange keine ruhige Nacht gelassen. Mein Vater war nahe an achtzig Jahren und noch kraftvoll, so daß wir Geschwister uns oft schmeichelten, an ihm einen Greis von hundert Jahren zu sehen.

Es starb auch, seitdem ich in Heilbrunn war, die Kaiserin Katharina von Rußland. Ihr Nachfolger ernannte mich, bey der ersten großen Beförderung, zum Etatsrathe, ohne daß ich davon geträumt hatte. Der russische Gesandte in Stuttgart, Baron von Maltiz, ertheilte mir die erste Nachricht davon, aber das Quartieramt in Heilbrunn rieth mir in der Folge wohlmeynend und schriftlich, diesen Titel zu ignoriren, und mich blos als praktischen Arzt zu betrachten, d. i. mich in seine und des Magistrats Verordnungen zu fügen. Da ich nun nicht immer disponirt bin, zu thun was Andere wollen, sondern was ich will; so fieng ich alsbald an, Leute abzuweisen, die mich in ihre Häuser zu Kranken verlangten. Es war gegen die Empfindung und Neigung meines Herzens: aber was thut man nicht, um manchmal Leute zu überzeugen, daß man andere Gesinnungen hegt, als sie von uns erwartet hatten?

Die Zeit mag es nun bald lehren, was mir noch weiter in Heilbrunn bevorstehen wird.

Wahrscheinlicher Weise wird künftig die Reichsstadt Heilbrunn einem benachbarten Fürstenthume einverleibet. Diese Umänderung mag manche Vergnügte und Mißvergnügte machen. Es ist zu vermuthen, daß sie der vornehmern Klasse der Einwohner, welche just nicht zum Magistrate gehören, oder sonst städtische Dienstchen haben, besser behagen wird. Es wird strengere und ordentlichere Polizey beobachtet werden; man wird genauer auf Handwerker und die ersten Lebensbedürfnisse sehen, z. B. auf Fleisch, Brod, Mehl, auf besseres und wohlfeileres Bier, auf Lichter rc. rc.

Es kann aber auch seyn, daß sich der gemeine Bürger grämt, wenn er erst die fürstliche Behandlung im ganzen Umfange fühlt, d. i. wenn man ihm seinen Sohn wegnimmt, zum Soldaten macht, und zwingt zur Fahne zu schwören unter dem schönen Titel, blos für das Vaterland zu kämpfen, da man ihn unterdessen bey Gelegenheit an den nächsten Juden oder Engländer verkauft. Sollte nun etwa dieser zur Muskete gezwungene und hernach verkaufte Mensch nicht Lust haben, auf einem solchen Bette der Ehre zu sterben, und davon laufen, so wird ihm sein Vermögen konfiszirt; oder es wird ihm auch endlich aus besonderer landesväterlicher Gnade sein sogenannter Meineyd verziehen, und er wieder, mit oder ohne Strafe, zum Soldaten aufge-

nommen, um ihn in Zukunft nochmal verkaufen zu können, und zwar immer unter Bedrohung der Konfiskation seines wirklichen oder künftigen Vermögens. Eine solche fürstliche Tagesordnung, wenn sie künftig so bleiben, und auch in dem lieben Heilbrunn eingeführt werden soll, muß freylich immer in dem Herzen eines nicht dazu gewöhnten Reichsstädters eine traurige Sensation verursachen. Das Tröstlichste ist hierbey für selbigen, daß der Mensch, wie man sich in Antichambern sowohl als Wachtstuben und Strohhütten täglich überzeugen kann, fast an nichts so leicht, als an Sklaverey zu gewöhnen ist, und daß er bald wahrnimmt, daß es so vielen Tausenden eben nicht besser als ihm ergangen ist. Auch werden sie sich vermuthlich immer noch glücklicher finden, als jene, welche nun die Ehre haben, unter französischer Botmäßigkeit zu leben. Vielleicht wird diesen Reichsstädtern aber auch ein Fürst zu Theil, dem Menschenwohl am Herzen liegt, und der sich wirklich als Vater seines Landes bezeigt.

Im Ganzen ist bey allen künftigen und jetzigen Vorfällen dem Volke zu rathen, daß es sich geduldig zu allem fügt, mit Arbeitstagen so gut, als mit Festtagen zufrieden ist. „Man muß hören, sagt Jean Paul, was die Vernunft sagt. Diese sagt aber ganz laut, daß die gemeinen Leute Gott danken sollen, wenn ihnen der Staat nur noch Werkeltage läßt, geschweige Sonntage: hohe Feste gehören eigentlich für den hohen Adel, Sonn-

tage für den niedrigen, Apostel- und Marientage für Honoraziores, und etwa ein halbierter Aposteltag für's Volk."

Geschrieben den 12. Junius
1801.

Badkur, Fehden.

Mit Anfange des Jahres 1801 hatte ich eine besondere unangenehme Empfindung an dem Fersen des rechten Fußes bekommen. Es schien mir, als wenn ich einen feinen Splitter in die Ferse getreten hätte, den ich aber fruchtlos suchte und suchen ließ. Nach einigen Tagen fühlte ich der Splitter mehrere, endlich die ganze Ferse voll. Mit der Zeit verbreitete sich diese Empfindung in die Wade, Kniekehle, auch zuweilen in den Schenkel. Manchmal fühlte ich gar nichts, aber desto mehr bey Tage und Nacht, wenn es Aenderung in der Witterung gab. Es war vermuthlich eine andere Organisation meiner vorherigen russischen Gliederkrankheit (Rhevmatalgie).

Außerdem hatte ich schon seit einigen Jahren eine ungewöhnliche Erschlaffung in den Schenkeln und Beinen, Kraftlosigkeit, Schwindel und Bangigkeit beym Gehen auf der Straße. Ich faßte also den Entschluß, in ein Bad zu reisen. Ich hatte einem von Natur warmen Bade den Vorzug gegeben, und zuerst Wisbaden ausersehen. Auf einmal meldeten die Zeitungen von Maynzischen und französischen Truppen in Kastell bey Maynz, welche sogar bis Wisbaden streifen sollten. Alle militärische Pedanterien und Neckereyen waren mir bey dem letzten Kriege so zum Eckel geworden, daß ich ihnen

auszuweichen suchte, wo es nur immer möglich war. Ich entschloß mich also kurz, nicht nach Wisbaden, sondern nach Badenbaden zu reisen, und gab sogleich einem Freunde den Auftrag, für mich in Baden ein Logie zu miethen.

Am 25. Junius trat ich die Reise nach Baden an, und am 18. Julius bin ich von da her wieder zurück nach Heilbrunn gekommen. Ich war am 16. von Baden abgereiset, wo ich mit den Meinigen zu Rastadt bey einem warmen Freunde, Herrn Holzfaktor und Forstsekretär Siever, ein sehr vergnügtes Mittagsmahl hielt, hierauf nach Tische nach Karlsruhe fuhr, mich dort den 17. aufhielt, und den 18. nach Heilbrunn abreisete.

Mein Fersenschmerz hatte mich unter dem Gebrauche der warmen Bäder in Badenbaden nicht verlassen: auch litte ich im Anfange noch an Schwäche, Schwindel und Bangigkeit. Ich merkte aber endlich deutlich, daß meine Knochen leichter, und meine Gesundheitsumstände im Ganzen besser wurden.

In Karlsruhe fühlte ich noch Schmerz im Fersen und Schenkel: mein Schwindel war stärker, wie es mir meistens nach dem Fahren zu ergehen pflegte. Ich mußte mich über große Plätze und Straßen durch den Lohnlaquayen führen lassen. Auf solche Art habe ich eine Freundin am Hofe, und Herrn Oberhofrath Schweickhard besucht. Als ich aber nach Tische auch noch dem würdigen Herrn von Drais, welcher am Morgen die

Höflichkeit hatte, mir zuvor zu kommen, meinen Gegenbesuch machen wollte, war es beynahe eine Unmöglichkeit. Ich war schon eine ziemliche Strecke kümmerlich und ängstig, vom Posthause weggekommen, als mir der Lohnlaquay sagte, daß ich noch lange nicht die Hälfte des Weges zurückgelegt hätte. Nun fiel mir der Muth; ich besorgte diesen Gang nicht ohne äußerste Anstrengung, Bangigkeit, Schwindel und Vermehrung des Schmerzes aushalten zu können, faßte also den Entschluß, wieder zurück zu kehren.

Sobald ich hernach einige Tage in Heilbrunn ausgeruhet hatte, fand ich sehr deutlich, daß mir das Bad Erleichterung im Gehen, Heiterkeit, Stärke und gutes Aussehen bewirkt hatte. Zuverläßig würde sich auch mein Fersenschmerz gänzlich verloren haben, wenn ich mich noch einige Zeit im Bade hätte aufhalten können. Unangenehme häusliche Zufälle, tödtliche Krankheit meiner Familie, haben bald wieder alle gute Wirkung des Bades verdorben.

Mein Freund hatte für mich Logis im Gasthofe zum Hirsche zu Badenbaden bestellt: und ich hatte alle Ursache, mit dieser Auswahl sehr zufrieden zu seyn. Der Gastwirth, Herr Schlund, ist äußerst gefällig und dienstwillig, wornach sich auch seine Leute richten. Man speiset in keinem deutschen Bade besser und wohlfeiler als in Badenbaden.

Im Hirsche hat man die schönste Aussicht in grüne fruchtbare Berge und Thäler. Der Gäste waren mehr, als die Gastgeber, besonders im Salmen und Hirsch, aufnehmen konnten, weswegen Manche in nahe Bürgershäuser einquartieret wurden, oder sich im Anfange mit geringen Zimmern behelfen mußten.

Es fanden sich auch noch verschiedene Emigranten und Condeer in Baden ein. Diese letzten waren meistens Leute von der Garde gewesen. Es waren also groß gewachsene Männer; durch Strapaze, Zeit, Hunger und Kummer waren sie verstellt, und manche davon sahen mehr Strauchdieben als Edelleuten gleich. Ein Chevalier, der schon alt, über Jahr und Tag sehr krank, und dabey arm war, kam in den letzten Tagen halb in Verzweiflung zu mir. Ich verordnete ihm Arzeneyen und zweckmäßige Diät, gab ihm über alles die natürlichsten Gründe an, gab ihm meine Adresse, bat ihn, keinen Brief an mich zu bezahlen, da er kaum so viel hatte, um leben zu können. Er schrieb mir einigemal von Baden, und bald darauf von Rastadt. Ich hatte das Vergnügen, den Mann, welcher sich lieber eine Kugel vor den Kopf schießen, als mit einem so ruinirten Körper zu seiner Familie kehren wollte, ganz wieder herzustellen. Er bekam unterdessen Paßport und etwas Geld, und wollte, wie er mir schrieb, am 15. September seine Reise von 250 französischen Meilen antreten. Er adressirte nun einen andern Chevalier an mich, der mir

mehrmal aus Rastadt schrieb, dem die französischen Aerzte schon vor zwey Jahren unheilbare Blasengeschwüre zugetheilt hatten. Ich verließ mich auf mein dummes Glück, bey sogenannten unheilbaren Krankheiten, verordnete ihm, und bekam von ihm bald die Nachricht, daß er ganz geheilet wäre, und sich nun wieder seines ehemaligen Hausmittels, der Mädchen, bediente. Ein redlicher Deutscher, den ich an dem nämlichen Umstande in der Kur hatte, der auch schon zwey oder drey Jahre seine Krankheit trug, für unheilbar erklärt, bisher viel besser, aber noch nicht ganz geheilet war, ärgerte sich sehr über den Franzosen, daß bey ihm alles geschwinder gegangen war. Unterdessen wurde aber nun eben auch dieser Deutsche sehr bald von seinen bisherigen Beschwernissen auf solche Art frey, daß ich ihn wirklich noch zur Zeit für ganz geheilt halten kann. Leichtsinn und Jugend waren dem Franzosen günstiger, als traurige Erfahrung und Schwermuth dem bejahrten Deutschen.

Die damaligen Gäste bestanden meistens aus Elsässern, Schweizern, Bruchsalern, Karlsruhern, Rastädtern, und denn fanden sich auch außer mir noch mehrere Badgäste aus Heilbrunn.

In Badenbaden sind drey Aerzte: der Stadtphysikus, Hofrath Krapf, und noch zwey geschickte Männer aus Franks Schule, Dr. Schafroth und Dr. Meyer. Ich machte eine angenehme Bekanntschaft mit einem bescheidenen und vernünftigen Gelehrten, Herrn Professor

Schreiber, welcher allda beym Gymnasium angestellt, und schon durch Schriften bekannt geworden ist. Die Gymnasiasten bekommen allda in Musik, französischer Sprache rc. unentgeltlich Unterricht.

Am Tische wird folgende Ordnung beobachtet. Wer zuerst im Bade ist, nimmt den obersten Platz; wer später kommt, setzt sich unten hin, und rückt nach und nach weiter hinauf. Wer aber einen Gast bekommt oder mit sich bringt, setzt ihn neben sich; er mag sitzen, wo er will. Eigentlich ordnen die Keller dieses ganze Geschäft. Die Servietten werden zusammengerollt, mit einem farbigen, durch eine Karte gezogenen Bändchen, umbunden, und an den Platz gelegt, den man nehmen soll, wie es auch sonsten in Aubergen gewöhnlich ist. Auf der Karte steht der Name des Gastes geschrieben. Donnerstags und Sonntags werden frische Servietten gegeben. Wer die Sauberkeit weiter treiben will, bringt seine eigenen Servietten mit.

Noch ist Baden in manchen Dingen für einen Kurort sehr übel eingerichtet. So gut und wohlfeil die Lebensmittel sind, so schlecht ist es mit Brod und übrigem Backwerk der Becker beschaffen. Ich will nicht unterscheiden, ob der Fehler an der Frucht, an den Beckern, an der Polizey, oder an allen zugleich liegt? Dieses letzte war mir das Wahrscheinlichste.

Noch eine unverzeihliche Unordnung herrscht in der Posteinrichtung. In Baden ist keine Post, sondern nur

ein Postboth (vielmehr eine Böthin), die wöchentlich zweymal nach Rastadt geht. Briefe, die ich erhielt, kamen noch ziemlich ordentlich; aber mit dem, was man wegschickt, geht es erbärmlich zu. Ich war schon acht Tage in Heilbrunn, als Jemand den Brief bekam, den ich acht Tage vor meiner Abreise geschrieben hatte. Andere waren gar nicht an Ort und Stelle gekommen. Ich merkte dieses Unheil bald, und habe die meisten Briefe, die an mich kamen, unbeantwortet gelassen, bis ich wieder nach Heilbrunn gekommen war. Solche Fehler müssen am ehesten verbessert werden, wenn man nicht öffentlich an den Tag geben will, daß man gar keine Achtung und Aufmerksamkeit für das Publikum hat.

Ferner fehlt es an Miethkutschern und Miethpferden, da überhaupt nur eine einzige Kutsche mit zwey Pferden im Orte zu haben ist. Ich hatte mir einstens diesen Miethkutscher kommen lassen, um nach Rastadt zu fahren. Es war mir eine unangenehme Empfindung, einen Jungen von etwa 12 oder 14 Jahren auf dem Bocke zu sehen: doch ließ ich ihn fahren, dachte wohl, daß ich im Nothfalle selber bis nach Rastadt kutschiren könnte. Aber zu meiner Verwunderung fuhr der Junge nach allen Regeln unvergleichlich, weswegen ich ihn hernach wieder auf eine Glashütte zum Fahren nahm. Unterdessen ist es doch zu wenig für einen Kurort, wenn da nur ein einziger Miethkutscher ist. Eine Gesellschaft von zehn oder zwölf Personen wollte auf die etwa drey Stunden weit entlegene

Glashütte fahren, und mußte dazu einen Leiterwagen nehmen. Es ist gut, daß dahin noch keine Engländer gekommen sind, welche etwa zuvor in Spaa gewesen wären, wo man sonst mehrere Hunderte von Reitpferden hatte, welche für die Kurgäste in Bereitschaft standen.

Die Einrichtung der Bäder in Baden könnte wohl noch manche Verbesserungen leiden; doch haben sie in manchen Rücksichten für einen genügsamen Badgast viel Gemächliches und Angenehmes. Der Gasthöfe, welche Bäder haben, sind vier. Man hat sein Bad allein, und meistens in der Nähe von seinem Zimmer. Freylich ist der Gang oder Aufenthalt vor den Bädern, wo die Mägde das Weißzeug wärmen, und ihren Herrschaften zu Diensten seyn sollen, etwas schmal: aber schmal ist ja auch der Weg zum Himmelreiche, und so manche andere schmalen Wege werden vortheilhaft benützt. Außerdem weiß man hier nichts von den Einrichtungen, wo man den ganzen oder halben Körper, oder jedes einzelne Glied in warmen Badedampf setzen kann, wie es in Aachen geschieht. Es ist aber auch meines Wissens in Deutschland keine Badeinrichtung so bequemlich und vollkommen als sie in Aachen war, und vermuthlich auch noch seyn wird.

In Baden kann man sich warmes Wasser ins Bad lassen, wenn es zu kalt ist, aber nicht kaltes, wenn die Wärme zu stark seyn sollte. Man muß kaltes Wasser herbeytragen, oder warmes länger stehen lassen, damit

es kälter werde. In Wisbaden war es noch schlimmer, da man das Becken schon Abends mußte voll laufen lassen, um am Morgen eine gemäßigte Wärme zu haben. Es konnte also nur alle acht oder zwölf Stunden eine Person in das Bad gehen. Ich habe einstens mit dem verstorbenen Brunnenarzte über diesen Fehler gesprochen, und ihm erzählt, wie die Einrichtung in Aachen wäre. Er glaubte, es könnten wohl noch in Zukunft Verbesserungen gemacht werden: aber wozu brauchen wir es, sagte er, unser Bad wird doch hinlänglich besucht. Hier fiel mir Potemkin ein, dem einstens ein aus preussischen Diensten gekommener Offizier viel von Taktik vorschwätzte. „Wozu brauchen wir Taktik, antwortete der Fürst, wir schlagen unsere Feinde doch?" Zu jener Zeit wurde dieses von den gelehrten Militärpersonen dem Fürsten sehr übel genommen: es war just, als wenn jemand unter uns über neuere Chemie oder sogenannte Naturphilosophie etwas schwätzen wollte; und im Grunde war es Beweis, daß der Fürst schärferen Blick, als die gemeinen Köpfe hatte, da heutiges Tages die gerühmte Taktik beynahe wieder zu nichts geworden ist.

Allerdings ist es wichtiger, wenn man warmes Wasser zum Bade kann laufen lassen, als wenn man blos kaltes haben kann. Man kann den Zufluß des kalten Wassers blos im Anfange brauchen, wenn das Bad einem ungeduldigen Badgaste, der nicht warten will, zu warm seyn sollte. Aber am Ende oder auch in der

Mitte des Badens kann man sich durch Zumischung warmen Wassers eine angenehme und nützliche Empfindung verschaffen. Blos die eiskalten Antibrownianer würden etwa vom Zuflusse kalten Wassers zu guter Letzte noch viel Ersprießliches erwarten. Man gönne es ihnen, da denselben doch schon einmal der gehörige Calor naturalis versagt ist.

Der Stadtphysikus, Hofrath Krapf, wollte mich in Baden versichern, daß bereits eine Kommission ernennet wäre, um über die Verbesserung der Bäder zu Rathe zu gehen. Ob es wahr ist, weiß ich nicht? und ob auch die Kommissäre etwas von Bädern verstehen, weiß ich wieder nicht?

Sowohl in Badenbaden, als bereits im ganzen Lande herrschen die seltsamsten Vorurtheile für und wider das Mineralwasser in Baden. Es ist wahrscheinlich, daß auch hier, wie überall, die dümmsten und nachtheiligsten Volksvorurtheile meistens von unwissenden oder boshaften Aerzten ursprünglich hergekommen sind. Urtheile oder Sätze, welche von unkultivirten, d. i. unverdorbenen und unbefangenen Menschen aus einfacher Erfahrung aufgestellt sind, werden selten so widersinnig ausfallen, als jene, welche aus Kompendien oder sogenannter Schulgelehrtheit hergenommen wurden.

Ueberhaupt mag es in Rücksicht auf Wissenschaften und Arzenezkunst in dieser Gegend vorhin nicht sehr helle ausgesehen haben. Ein seliger Brunnenarzt hatte über

die Bäder geschrieben, und sein christliches Werkchen dem Sohne Gottes dediziret.

Man warnt schon in Karlsruhe und so beynahe im ganzen Lande die ankommenden Gäste, daß das Bad zu hitzig wäre und Schaden anrichten könnte; man glaubt dort noch, wie kürzlich noch auf nördlichen Universitäten, daß die Kälte stärke; man läßt also Schwache kalt baden, und wenn es ihnen, wie natürlich, sehr übel bekommt, so schickt man sie fort, mit der Versicherung, daß das Bad für sie zu hitzig wäre. Man ließ Patienten, um sie nicht zu viel zu stärken oder zu erhitzen, halb mit Badwasser und halb mit Bachwasser baden; Manchen wurde das allzuhitzige Bad platterdings untersagt; und ich getraue mir zu beweisen, daß das Badwasser ohne einen bedeutenden Grad von Wärme nach seinen Bestandtheilen wirklich schwächend und nicht erhitzend seyn müßte.

Ich sprach einen Mann aus Strasburg, welcher zu Hause schon fünf Monate lang wegen Schwäche in Gliedern sich hatte kalter Bäder bedienen müssen, worauf er ganz steif und gelähmt geworden war. Ich habe hundertfältig dergleichen Elend in meiner praktischen Laufbahne gesehen; noch weit größere Uebel bey schwachen Patienten waren vom Mißbrauch des Aderlassens, der Purganzen, der Pflanzennahrung entstanden, und noch täglich wird mir mündlich oder schriftlich dergleichen Unheil vorgebracht. Da aber auch noch dergleichen Irrthümer selbst auf Universitäten gelehrt und fortgepflanzt werden,

so läugne ich gar nicht, daß mir oft der unheilige Gedanke aufstieg, daß es wohl noch besser für das Menschengeschlecht seyn möchte, wenn es gar keine studierten Aerzte auf Erden gäbe.

Hierinnen liegt eigentlich der wahre Grund, warum ich mir so viele Mühe gab, das Brownische System, welches dergleichen Thorheiten so gründlich bestreitet, in Deutschland bekannt zu machen, und mit gewisser Hartnäckigkeit zu vertheidigen.

Ich habe nie Freude an zänkischem Disputiren gehabt; Rechthaberey und Widersprechungsgeist ist nie mein Fehler gewesen. Ich fordere alle, die mich kennen, als Zeugen auf, ob mich je einer seit mehr als zwanzig Jahren mit Jemand anderm hat disputiren gehört? Bey Verschiedenheit der Meynungen dachte ich immer: entweder weiß Er es besser oder ich! Ich war nicht so kurzsichtig und nicht so Egoist, daß ich die Wahrheit, welche mein Gegner vorbrachte, nicht hätte einsehen und anerkennen sollen. Ich hörte ihn also an und gab ihm Recht. War ich nun überzeugt, daß ich die Wahrheit behauptet hatte, und mein Gegner wollte oder konnte sie nicht einsehen; so schwieg ich ganz stille, machte auch manchmal gar eine Miene, als wenn ich nachgegeben hätte. Ich wußte wohl, daß ein Thor nicht so leicht von Vorurtheilen und Meynungen abzubringen ist. Ich habe also nie in einer Gesellschaft als Zänker oder Rechthaber paradirt.

Durch die Aufstellung und Vertheidigung des Brownischen Systems habe ich natürlicher Weise auf allen Seiten unter den Andersdenkenden heftige Gegner und Feinde bekommen. Wer wird wohl gestehen mögen, daß er in verflossenen Jahren in Finsterniß herumgetappt sey, nach irrigen Grundsätzen kurirt, oder gar irrige Grundsätze gelehrt habe? So einen Fehler einzusehen und einzugestehen, gehören größere Seelen dazu, als wir sie bey dem gemeinen Haufen von Professoren und Praktikanten finden.

Die Gegner oder Ignoranten des Brownischen Systems machten nun gemeine Sache, schimpften fast alle über mich, daß ich sie in ihrer ruhigen Stupidität gestört hatte; sie strengten alles an, mich in der Meynung der Gelehrten und Ungelehrten ganz herunter zu setzen, weil sie dadurch sich bedeutender zu machen glaubten. Leider! ist es dermal auf manchen Universitäten, in Rezensentenbuden und überhaupt in literarischen Verhandlungen gerade so, wie in Wetzlar, wo alles intriguirt, alles von Prozessen spricht, und gewissen Parthien zu nützen oder zu schaden sucht. In keinem Fache will man mehr auf geradem Wege wandern. Es ist aber auch leider! bisher die Brownische Lehre, und so die ganze Arzeneykunst, durch den Einfluß der sogenannten Naturphilosophen, der neuen Chemiker, und mancher anderer verschobenen Köpfe so sehr in die Höhe geschraubt worden, daß, woferne man so fortfahren sollte, nach

zwanzig Jahren aus Uebermaaß medizinischer Gelehrsamkeit, Niemand mehr seines Lebens sicher seyn wird.

Da ich nun nicht dafür halte, daß blos mein Loos auf Erden ist, mich allenthalben leidend zu verhalten, und vor jedem ungezogenen Klopffechter den Hut unter den Arm zu nehmen; so habe ich mich freylich auch über manchen Gegner etwas nachdrücklich herausgelassen. Ich bin aber nie der zuerst angreifende Theil gewesen; ich kämpfte gegen keinen, der mich nicht zuvor persönlich angegriffen hatte, und dann kann ich auf Ehre schwören, daß ich es nicht that, um mich an diesen Gegnern zu reiben (denn an solchen armen Sündern konnte mir für meine Person gar nichts liegen), sondern ich bekämpfte sie blos der guten Sache wegen, welcher sie zum größten Nachtheile des Menschengeschlechts gefährlich werden konnten und wollten; sie konnten es, weil die Zahl der Schwachköpfe noch allenthalben und in jedem Stande, die größte ist; sie wollten es, weil Obskuranten immerhin der Verbreitung des Lichts entgegen arbeiten, oder weil die dümmsten Gegner gemeiniglich auch die boshaftesten sind.

So schwer es auch den medizinischen Veteranen war, sich mit dem Brownischen Systeme bekannt zu machen, so eifrig verwendeten sich die fähigsten Köpfe unter jungen Aerzten darauf. Es gab eine fast allgemeine Gährung, und es war bald voraus zu sehen, daß die Erregungstheorie zuverlässig die herrschende werden,

und nach und nach alle Gegner verdrängen oder verächtlich machen würde.

Da nun einmal die Sache so weit im Gange war, so blieb ich nach angefangenem Kampfe nun ganz in Ruhe, und ließ Andere fechten. Seit fünf Jahren habe ich keine Sylbe mehr zur Vertheidigung Brownischer Lehre geschrieben, werde auch nichts mehr schreiben, wenn man nicht neue Auflagen meines praktischen Handbuchs auch dahin rechnen will. Es ist, wie wir es häufig aus Erfahrung wissen, für deutsche Literatoren schon lange genug, wenn man nur irgend ein Thema, einen Zankapfel unter sie wirft. Es wird alsdenn des Schreibens und Haderns lange kein Ende.

Ueberhaupt war nur meine Absicht, Wahrheit und bessere Behandlungsart der Krankheiten bekannter zu machen und deutlich aufzustellen. Erfahrung und Einsicht berechtigten mich hierzu weit mehr, als meine Gegner zu ihrem Kampfe berechtigt waren. Es war nie mein Sinn, Andern, welche weder guten Willen noch Empfänglichkeit dazu haben, diese Lehre aufzudringen. Die große Stimme des überzeugten Publikums wird endlich noch entscheiden, und den Streit endigen; sie hat es bereits gethan, und es ist Schande, daß noch so spät hintendrein ein dürftiger Professor von Halle darein fällt, und den Streit mit Dummheit und Plumpheit zu endigen glaubt. Wenn in Wien ein ungeschickter Akteur, wie Sprengel, auftritt, so ruft das Volk: „geh eini,

geh eini (geh einwärts, geh zurück)! Wäre doch der unerfahrne Kurt gar nicht aus der Coulisse getreten!

Wir wollen auch setzen, daß in dem Brownischen Systeme noch Fehler liegen; muß man deshalben wieder ein altes fehlervolles System aufstellen, weil auch bey dem neueren noch Unvollkommenheiten entstanden? So schief urtheilten eben auch politische Schwachköpfe, als die französische Revolution entstand. Man muß, hieß es, wieder Aberglauben, Mönchsgeist, Jesuiten, Despotismus einführen, d. i. die Menschen wieder ins vorige Unglück versetzen, da doch just bey Mönchsgeist, Jesuitismus, Despotismus und Aberglauben die Revolution aus Drang zu einer bessern Lage entstanden war. Es kommt also hier darauf an, um künftiges Unheil zu verhüten, eine bessere Verfassung einzuführen. Der alte Aberglauben, Despotismus, und vorherige Verfassung werden nie wieder gute Früchte bringen. Eben so ist es in der Arzeneykunst beschaffen. Nicht die alten Systeme von Stahl, Boerhaave ꝛc. können helfen, sondern es muß eine reinere und bessere Arzeneylehre aufgestellt werden, wobey freylich viele der jetzigen Akteurs abtreten können.

Ich kann wohl mit Cicero sagen: „es sind nun schon zwanzig Jahre, wo fast alle schlechte Kerls sich blos an mir haben reiben wollen.[20] Ich habe sie wenig

20 Vicesimus jam annus est, quo omnes scelerati me unum petunt.

Ich habe ehedessen für mich allein immer schon drey oder vier der sogenannten gelehrten Zeitungen gehalten. Endlich war es mir nicht mehr möglich, ferner noch eine zu lesen. Es war nicht wegen Besorgung des Tadels, welcher mir zu Theile werden konnte (Rezensentenlob war mir beynahe eben so unangenehm als ihr Tadel), sondern es war wegen der schiefen Urtheile nicht gelesener oder nicht verstandener Werke, wegen der nur allzuoffenbaren Partheylichkeit ꝛc. welche man bey jeder Rezension wahrnehmen konnte. Da ich nun zu jener Zeit alles las, was über die Arzeneykunst in Deutschland aus der Presse kam, so konnte ich am ehesten das Unrichtige, Tückische, Falsche und Uebertriebene der Rezensionen wahrnehmen, und legte jedes Blatt mit einer unangenehmen Empfindung weg. Da man aber alle unangenehmen Empfindungen als schwächende Potenzen auf alle Weise vermeiden sollte, so war es meine Hauptsorge, keine Rezensionen mehr zu lesen. Unterdessen geschah es doch manchmal, daß ich von einem Freunde, der just Zeitungen vor sich hatte, verleitet wurde, ein Blatt in die Hand zu nehmen, wobey es auch fast nie an einer mehr oder weniger unangenehmen Empfindung fehlte.

Ich hatte vielleicht zehn Jahre ohne gelehrte Zeitungen ruhig verlebt, als mir im verflossenen Jahre die Lust ankam, die Erlanger Literaturzeitung kommen zu lassen. Ich habe diesen ersten Jahrgang gehalten, und ihn wieder aufgekündigt, weil ich bald entdeckte, daß

Erſ
ʒ g
gie
ik
en
niſ
em

ur
R
m
us
Zer
ʒ
n,
da
zu
e
lich
ei
rtl
ir
de
rd
g
n
m

Pedant und Grobian über manche Gelehrte, aber vorzüglich am auffallendsten über mich, seine Verleumdung ergoß; ein eben so schlechter Rezensent, der Niemand anders seyn kann, als Hecker in Erfurt, fand hier Herzenslabung, zog das Derbste von Sprengels Rasereyen aus, und legte es dem Publikum vor, weil der schwache Herausgeber sich nicht schämte, Heckerische Arbeit aufzunehmen.

Ich muß es gestehen, daß es mir ärgerlich war, in einem Bade, wo ich wegen meiner Gesundheit hingekommen war, so mit roher Ungezogenheit behandelt zu werden. Ich schrieb es einem Freunde. Er antwortete mir: Je suis faché que ce miserable bavardage de gazettes vous ait irrité. Votre reputation est au-dessus de la critique d'un polisson et ne mérite que votre mépris.

Wirklich habe ich es lange anstehen lassen, bevor ich mich entschloß, etwas auf die Albernheit dieser verächtlichen Menschen zu antworten. Erst heute am zwölften November, wo gegenwärtiges Werk schon im vollen Drucke war, faßte ich den Entschluß, nochmal mich über pöbelhafte Schlechtigkeiten zu erklären. Ich glaubte, daß es nöthig, vielleicht auch für Andere heilsam werden könnte.

Kurt Sprengel fand es für gut, sich als dezidirenden Richter über jeztlebende Gelehrte und alle seit zehn Jahren erschienenen Werke aufzustellen. Er hatte eine Geschichte der Arzeneykunst geschrieben, wo ich den

Fleiß schätzte, und die Seichtheit und Unrichtigkeit der Urtheile mehr als an einem Orte bedauerte. Ich habe aber nie seinen Namen genannt, ihn also nie persönlich beleidigt, und begreife es nicht, wie er so ganz als Adjectivum von Gruner sich über mich, der ich, wie man sich ausdruckt, mit ihm nie Schweine gehütet habe, auf die pöbelhafteste Art hat auslassen mögen. Außer Gruner und Kampf hat mich noch Niemand so pöbelhaft angefallen, als dieses Muster von Professor. Man lese hier die medizinisch-chirurgische Zeitung Nro. 50, im Jahre 1801, oder man lese selber die Sprengelische Uebersicht des lezten Jahrzehends.

Sprengel, sein Schildknappe Hecker, und andere Spießgesellen werden freylich wieder gar greulich über mich schimpfen, daß ich ungesittet, ungezogen, oder, wie sich Kurt ausdruckt: „ganz Arroganz und Rustizität wäre." Ich kann es aber dermal nicht anders wenden, cum vulpe vulpinandum, cum rustico rusticandum; mit Schlingeln muß man etwas schlingelhaft sprechen, oder auf deutsch: Narren muß man muß man mit Kolben lausen. Warum soll ich mit einem verächtlichen Pedanten, der in keiner Rücksicht meines Gleichen ist (Arroganz oder Wahrheit!) Komplimente machen, und den Hut unter den Arm nehmen? Hecker muß sich seiner Schlechtigkeiten so sehr bewußt seyn, daß er es gar nicht übel nehmen kann, wenn man ihn nach Belieben behandelt. Alles wird noch in der Folge deutlicher werden.

Von mir schreibt **Sprengel**: „daß ich ohne alle gelehrte Kenntnisse wäre, nie die Universitätswissenschaften mit den äußersten Lippen berührt hätte, daß ich der ungesittetste, ungezogenste Brownianer wäre, ganz Arroganz und Rustizität, daß man mich verachten oder bedauern müßte rc." Mich dünkt, daß Niemand mir, der ich noch in keinem Falle die erste Beleidigung machte, solche rohe Ungezogenheit wird vorwerfen können, obwohl der ungezogenste Professor bey mir von nichts als Ungezogenheiten spricht. Sein Betragen gegen mich wird von billigen Lesern für mehr als Ungezogenheit gehalten, und bauerhafte Schlingeley geheißen werden. Oder soll ich es etwa allein durch alle Mühe und Arbeit verdient haben, von Narren mit Koth geworfen zu werden?

Ich habe noch an jedem Orte, wo ich war, Nutzen gestiftet, und stifte noch dermals weit mehr, als ein elender **Sprengel** und verworfene **Hecker**. Ich habe mehr gelesen, gesehen, erfahren, mehr Liebe und Achtung erworben, als je diesen Wichten zu Theile werden wird. Warum soll ich mich so öffentlich von solchem Pöbel mißhandeln lassen, ohne voraus Einen von Ihnen beleidigt zu haben?

Kurt brüstet sich auf Schulgelehrsamkeit, die er mir durchaus abspricht. Ich wünsche ihm wenige Gelehrsamkeit und mehr Verstand oder Beurtheilungskraft, an welcher er so dürftig ist. Die größten Männer

um Begriffe von ihnen zu haben. Ich kannte die botanischen Systeme, übte mich aber nachher nicht weiter darinnen, so wie ich kein einziges Gedächtnißstudium fortgesetzt habe. Der seichteste Kopf hat Tüchtigkeit genug, ein Botaniker, Mineralog, auch Mathematiker rc. zu werden, wenn es ihm nur nicht an Fleiß fehlt. Ich habe große Mineralogen und Botaniker gekannt, denen man diese Studien angerathen hatte, weil sie für die übrige Arzeneykunst zu wenig Talente hatten. Eben auch aus dieser Ursache mag Curt sich der Botanik und medizinischen Geschichte gewidmet haben.

Aber auch in diesen Gedächtnißstudien dächte ich es doch immer im Nothfalle nach wenigen Monaten mit Curt und Hecker aufnehmen zu können. Auch in der Geschichte der Arzeneykunst bin ich wahrlich kein Fremdling gewesen, da ich einstens Eloi, Leclerc, Freind, alle Hallerischen Werke, endlich auch Black, Kampf, Sprengel rc. besessen und gelesen habe.

Meine Absicht war nie, Polyhistor zu werden. Ich wollte nicht mit Universalgelehrsamkeit paradiren, mein Hirn nicht mit unnützem Krame belästigen. Ich suchte Menschenverstand, Moralität, und praktische Brauchbarkeit. Ich las also vorzüglich jene Werke, welche dahin führen konnten. Und ich darf es dreist behaupten, daß es in diesem Stücke Curt und Hecker nie so weit bringen werden, als ich gekommen bin.

Man kann es ja fast durchaus als einen Kanon festsetzen, daß gemeiniglich jener kein tüchtiger praktischer Arzt ist, welcher sich in der einen oder andern Hülfswissenschaft auf vorzügliche Weise ausgezeichnet hat.

Ich wäre beynahe selber einstens fast ohne Bestreben ein Mineralog geworden. Ich hatte in Rußland ein Mineralienkabinett. Nach Tische, bey Unpäßlichkeit, oder überhaupt wenn ich nichts bessers thun mochte, nahm ich eine Stufe nach der andern, betrachtete sie, lernte sie kennen, und in ihre Klasse bringen.

Eben so verhält es sich mit der übrigen Naturgeschichte. Ich habe vielleicht mehr Kabinette von Naturalien gesehen, als irgend ein Literator in neuern Zeiten, mich aber nie hauptsächlich auf dieses Studium verwenden mögen, weil ich nie mein Gedächtniß mit Vielwisserey überladen wollte. Ich wählte nur, was meinen Verstand bereichern, meine Brauchbarkeit erweitern konnte, ohne mich zu einem Pedanten oder gelehrten Bücherwurme abzuängstigen.

„Ich habe Flöhe wohl durchs Mikroskop
Gesehen, doch werd ich nie wie Leuwenhoek
Acht Tag und Nächte auf meinem Leibe sie
In warmer Wolle hegen, um zu sehn
Wie schnell das Ungeziefer sich vermehrt.“

Uebrigens sieht man noch so wenig Nutzen, welchen uns die berühmten Kenner der Naturgeschichte geliefert haben. Noch immer, wie vorhin, beißen die Flöhe

unsere Weiber, die Raupen fressen unsere Baumfrüchte, und die Mäuse verwüsten unsere Felder. Kein Professor der Naturgeschichte hat noch so viel Schönes für das Aug daraus zu ziehen gewußt, als jener Mönch in Wirzburg, dessen Kabinet dermal noch bey Hofe zu sehen ist. S. Bonavita Blanks Musivgemälde, oder Mosaische Kunstarbeiten. Man würde es zu den sieben Wunderwerken der Welt gezählt haben, wenn ein Professor in Jena oder Halle davon der Urheber gewesen wäre.

Um nun auch ein Pröbchen aus Sprengels Werk auszuziehen, zum Beweise, wie wenig der Mann Sachen und Leute beurtheilen kann: so erwäge man nur, was er über Horns Beyträge zur Klinik hat vorgebracht.

Bey Browns System ist denn doch wohl die darauf gebaute Praxis die Hauptsache. Es kommt hier wenig auf einige unbedeutende Nebensätze oder Spitzfindigkeiten an. Niemand hat aber nun die Brownische Praktik, gegen welche sich Sprengel so mit Jähhitze empört, und weswegen er gegen mich alle seine literarischen und Universitätshöflichkeiten mit vollem Munde ausspeyt, ausführlicher dargestellt, besser erläutert und durch Erfahrung bestättigt, als eben dieser Horn.

Ich weiß nun nicht, war es schriftstellerische Feinheit von Horn, um nicht den Zorn aller antibrownischen Rezensenten und Universitätsmänner sich, wie Ich und

andere, auf den Hals zu laden, oder war es Tücke, um von der Schwäche dieser Leute schlimmen Gebrauch zu machen; oder rührte es noch aus Lektüre und Einflößung seiner Lehrer, gewisser Schriftsteller, und aus Gefälligkeit gegen diese Gegenfüßler her, daß er bey jeder Gelegenheit in unbedeutenden Theorien Ausfälle gegen Brown zu machen wußte, oft auch ganz mit Unrecht, wie z. B. wo er gegen Brown behauptete, daß aus allgemeinen Krankheiten keine örtliche entstehen könnten. Kurz Horn widerlegte Kleinigkeiten von Brown, um mit desto größerer Sicherheit die Brownische wichtigere und praktische Lehre vertheidigen zu können. Eben so nennt er auch manchen jeztlebenden Arzt einen großen Mann und widerlegt ihn bis auf den Grund. Horn, der doch blos auf Erregungstheorie oder Brownische Lehre bauete, sie zu bestättigen suchte, alle Freunde und Feinde dieser Lehre anführte, hat nie meinen Namen genannt. Ich prätendire aber, daß ein gelehrter Brownianer meine Schriften kennen muß, da ich der erste war, welcher diese Lehre auf deutschen Boden verpflanzte, und mir dadurch so viele Feinde zugezogen habe. Ich bin nicht so eitel, daß ich will von andern Schriftstellern angeführt werden; aber doch möchte ich dafür halten, daß Horn fein genug war, mich zu übergehen, weil er bemerkt hatte, daß alle jene pöbelhaft angetastet wurden, welche nur meiner Schriften erwähnten. So gieng es Herrn Röschlaub,

Frank dem Sohne, und allen, die sich freundschaftlich gegen mich geäußert hatten.

Freylich verstand Sprengel kein Wort hiervon, war nur froh, hier und dort zu finden, daß Horn einen unbedeutenden Satz anfechte, und lobte ihn als würdigen Arzt, und wichtigen Antibrownianer. Unglück für die armen Schüler, welche dermal bey hellerem Lichte solchen Lehrern der Dunkelheit zu Theile geworden sind!

Es ist freylich ein Unglück, wenn solche Säuglinge von unreiner Milch genährt sind, und die Welt mit Unfläthereyen besudeln, so wie es auch im vorigen Jahre ein junger Lentin getrieben hat. Ueberhaupt leidet die Menschheit bey solchen Schreyern ungemein, da wieder so viele seichte Köpfe durch sie irre geleitet oder in Irrthümern bestärkt werden. So wie Brown annahm, daß unter hundert Krankheiten 96 asthenische wären, eben so muß man auch annehmen, daß unter hundert Aerzten sich gegen 96 asthenische Köpfe finden, welche sich blos von andern leiten lassen, und eigentlich das Imitatorum servum pecus ausmachen. Aller dieser Hindernisse und des Entgegenarbeitens der medizinischen Obskuranten ungeachtet, ist endlich doch die neue Heilart so weit gediehen, daß die Antagonisten Muth und Ehre verlieren. Hier hilft keine Heckersche Rabulisterey, und keine Sprengelische Wohlgezogenheit. Das beste wäre ein bescheidener Friedensschluß, so wie uns die politische Geschichte hat Beyspiele gegeben.

Ich habe nun hier in Kurzem auf die Sprengelische Professorsurbanität geantwortet, und muß nun auch Etwas von seinem Heroldden erwähnen. —

„Der nie als Schwan, doch unverwandelt oft
„Als Stier erschien; die Hörner fehlten nicht."

Ich war durch einen bösen Zufall, den ich bald erzählen will, mit diesem Menschen in eine Fehde gekommen, doch so, daß er zuerst der tückische Angreifer war. Ich habe nun in zehn Jahren seinen Namen nicht genannt oder in die Feder genommen. Aber bey ihm sind vielleicht bisher nicht zehn Tage verflossen, wo er sich nicht Mühe gab, mir oder allen jenen, die er von meiner Parthie glaubte, auf allerhand rabulistische Weise Stöße anzubringen. Freylich ist er endlich so herunter gesunken, daß alle seine Bockssprünge keinen Eindruck mehr machen.

Er hat nun, seit seine Universitätshefte benutzt sind, sich nicht mehr als Autor aufgestellt, hüpft blos in Journalen, deren Herausgeber er als Schwachköpfe findet, herum, und sucht unter dem Rezensenteninkognito seinen Geifer anzuschmieren. Wirklich getraute er sich nicht, einem neueren Werkchen, welches auch eine Uebersicht unserer Zeiten seyn sollte, im Grunde aber nichts als ein Register seines Journals der Erfindungen war, seinen Namen vorzusetzen. So sicher war er und sein Verleger, daß der bloße Name Freron — Hecker die Käufer abschrecken würde.

Ich muß nun hier einige Thatsachen von dem wackern Manne anführen, damit man die Urquelle so mannigfaltiger Mißhandlungen von mir, und den wahren Karakter des Mannes kennen lerne. Wer ihn hernach noch als Mitarbeiter behalten mag, kann es immer thun. Das Similis Simili gaudet wird ewig in der Welt bleiben; auch hat es mit dem Sprichworte seine Richtigkeit: es ist kein Narr so groß; er findet noch einen größern, der ihn bewundert.

Dieser wackere Professor in Erfurt empörte sich durchaus gegen die Erregungstheorie (oder Brownisches System) und alle ihre Anhänger, blos weil ich es in Deutschland in Gang gebracht hatte. Er verstand nun freylich kein Wort davon, aber genug, er schrieb dagegen, wo und wann er konnte.

Er war es, nicht Hufeland, der die Rezension in der Jenaer Literaturzeitung über meinen Entwurf einer einfacheren Arzeneykunst machte. So dumm und bübisch war noch keine Rezension gemacht! Hufeland vertheidigte sich endlich selber, daß er nicht Verfasser davon wäre, wofür ihn manche, Ich nie, gehalten hatten. Unterdessen hat auch Herrn Hufeland, als Redakteur der Zeitung, diese Rezension wenig Ehre gemacht. Ein Redakteur soll sich nicht als Schafskopf und noch weniger als niedrigen Menschen betragen, keine Schlechtigkeiten aufnehmen.

Wer sich der ersten Hefte des Journals der Erfindungen erinnert, wird wissen, mit welcher Hitze und Unbescheidenheit Hecker die Jenaer Literaturzeitung angegriffen hat. Es brauchte nichts, um sie zu vereinigen als gemeinschaftliche Sache gegen mich. Vernünftige Männer werden wissen, was man von solchen Helden zu halten hat. In meinem Vaterlande heißt man sie, vielleicht aus Mangel an sächsischer Sprache, schlechthin Gesindel.

In gedachter Rezension sucht der sophistische Hecker mich als den Mann darzustellen, welcher in jedem Falle das Aderlassen erlaubte, worüber er sich wahrhaft als Spaßmacher von einer Erfurter Bierbank ausdruckt. Halb Deutschland weiß es, daß vielleicht Niemand die Gewohnheit Ader zu lassen so sehr vermindert hat, als Ich. Warum muß man doch solche bübische Vorwürfe dulden, wenn man auch noch so rechtschaffen gehandelt hat?

Die Italiäner führten gedachte, von Hufeland aufgenommene Rezension als einen Beweis deutscher journalistischer Ignoranz an, welches endlich Herrn Hufeland, den man für Verfasser hielt, mag bewogen haben, diesen Vorwurf von sich abzuleiten. Aber immer bleibt ihm der Vorwurf, daß er aus Haß gegen Brownische Lehre eine solch abgeschmackte Rezension in seine Literaturzeitung aufgenommen hat. Ein Redakteur von Einsicht und Ehre wird sich nie so Etwas zum Vorwurfe

machen lassen, wird nie eine Rezension von Hecker aufnehmen.

Hecker, voll weibischen Gifts gegen mich, hüpfte in allen Journalen herum, breitete seine gemeinen Rezensentenkniffe aus, von der Berliner Bibliothek an, bis auf den Reichsanzeiger. Wenn nun schwache Leser in jeder sogenannten gelehrten, eigentlich ungelehrten und ungesitteten Zeitung, immer Etwas gegen Weikard, seine Freunde, oder Brownische Lehre lesen, so glaubt ein solcher Sünder, daß er ihn endlich doch ganz vertilgen werde. Sonst war keine andere Absicht und Wunsch in seinem bösen Herzen. Es kömmt hier nicht darauf an, ob die Menschheit verliert oder gewinnt; es sollten nur bübische Tücke angebracht, ein ehrlicher Mann sollte gekränkt werden.

Ich hatte, zum Beyspiele, eine Tripperspritze bekannt gemacht, welche nicht in die Harnröhre gebracht wurde, also keinen nachtheiligen Reiz verursachen konnte. Aerzte von Leipzig bis Aachen und Wien, gaben ihren vollen Beyfall und lobten sie. Ein Deutscher, ich weiß nicht wer, übersetzte Bells Abhandlung von venerischen Krankheiten und empfahl in der Vorrede die von mir angegebenen Spritzen. Ich las in einer Rezension vom wackeren Hecker, die Anzeige dieses Werks, aber sogleich mit dem Machtspruche: „Weikards Spritzen taugen nichts.“ Das Cur, quomodo? kam freylich bey einem solchen Rabulisten nicht in Anschlag.

Joseph Frank gab Rechenschaft seiner Praxis im Spital zu Pavia heraus. Sein würdiger Vater, gegen welchen zu jener Zeit die Herren Kollegen in Göttingen mehr kabalirten, als er selber wußte, war nun allgemein als großer Arzt anerkannt. Er schrieb eine bündige Vorrede zu dem Werke seines Sohns, in welcher er über die Brownische oder Erregungstheorie seine Gedanken äußerte. Er fand bey einigen Sätzen Bedenklichkeit, und lobte andere in vollem Maaße. Rabulist Hecker trat geschwind mit einer Rezension in der Salzburger medizinisch-chirurgischen Zeitung auf, zog mit Verdrehungen blos aus, was der Vater Frank gegen die Brownische Lehre eingewendet hatte, entstellte manche Sätze, übergieng alles, was Frank der Vater Günstiges für die Erregungstheorie geschrieben hatte, und kündigte nun in seiner Ignoranz und Herzensbosheit triumphirend an, daß endlich der Unwerth der Erregungstheorie durch diesen würdigen Mann, Frank den Vater, entschieden wäre, so wie dermal der Werth oder Unwerth besserer Aerzte durch seinen charmanten Freund Sprengel, nämlich durch einen schlechtern Arzt, festgesetzt ist.

In einem folgenden Blatte dieser Zeitung trat ein redlicher und einsichtsvoller Arzt hervor, zeigte dem Rezensenten Hecker mit aller Bescheidenheit, wie falsch, tückisch und bübisch er die Sache entstellt hätte; er bewies ihm, daß er Ignorant und Betrüger wäre, so daß er

endlich bezweifeln mußte, ob Rezensent, d. i. Hecker, die Vorrede wirklich gelesen hätte, wogegen der schwache Redakteur eine sehr alberne Note hinsetzte.

Bald hierauf erschien Rezensent wieder, sprach ganz klein und zaghaft, fast wie ein Bube, der sein Bette besudelt hatte. Am Ende fiel ihm ein Rezensentenbonmot ein; er machte einen Bocksprung, denn gerade geht er nie, und sagte, er gönne seinem Gegner die Freude, gegen ihn eine Explosion gemacht zu haben. Vivat Büberey!

Ein Redakteur von Kopf und Ehre würde freylich nie wieder sein Journal mit einem als Betrüger so überzeugend hingestellten Rezensenten besudelt haben: aber der Salzburger hatte weder Gefühl noch Geist, um ein solches Betragen durch Verachtung zu rügen. Er, der sein Journal blos als einen Handelszweig betrachtet, nimmt willig alles auf, so schlecht auch immer der Verfasser und seine Arbeit seyn mag. Es ist Schande, daß er bessere Menschen, welche noch Mitarbeiter an seiner Zeitung sind, in solche verworfene Gesellschaft setzt.

Hecker behandelte einen Patienten sehr ungeschickt, und als der Kranke starb, sagte er, daß er ihn brownisch behandelt hätte, und also Brownische Lehre nichts taugte. Wie kann ein ehrlicher Mann einen Patienten nach einer Lehre behandeln, die Er, wie Hecker die Brownische, allenthalben als ganz

falsch und unrichtig erklärt hat? Herr Röschlaub ließ dem unwissenden Professor blos durch einen Schüler zeigen, daß er seinen Patienten nicht brownisch, sondern blos sehr ungeschickt behandelt hätte.

Man sollte es nicht glauben, daß ein Professor, der eine Lehre allenthalben bekämpfen will, so äußerst unwissend in selbiger seyn sollte! So erinnere ich mich einer Rezension, wo Hecker einem Schriftsteller, welcher von Brownischer und Erregungstheorie, als von derselben Sache sprach, den albernsten Vorwurf machte, daß Brownische Lehre und Erregungstheorie zwey ganz verschiedene Dinge wären. Welche Ignoranz eines Professors und Kunstrichters, den Redakteur nicht zu vergessen! Abermals sage ich: unglückliche Zöglinge, die ihr das Schicksal habt, bey solchen armen Sündern in die Lehre zu kommen! wie bedaure ich euch, und die Patienten, welche euch einstens in die Hände fallen!

Es war das größte Verbrechen, wenn mich ein Schriftsteller irgendwo gelobt hatte, oder für meinen Freund passirte. Joseph Frank schrieb ein gründliches Werkchen über Gifte, Toxikologie, welches alsbald als eine Schrift unter aller Kritik heruntergesetzt, und auf die pöbelhafteste Art persiflirt wurde: dagegen fand jede elendeste Brochüre einen Lobredner an Hecker, wenn sie nur dummes Zeug über Erregungstheorie oder Brownische Anhänger enthielt. Einige solcher Fälle

sind im verflossenen Jahre in der Erlanger Litteraturzeitung vorgekommen.

Ich will meinen Lesern nicht mit noch häufigeren Aneckdötchen von einem solchen Manne lästig fallen; doch will ich hier noch erzählen, wie ich hier zu der unverlöschlichen Feindschaft desselben gekommen bin.

Ich brachte, als ich aus Rußland kam, einen Winter in Maynz zu, war ohne Bücher und ganz ohne Geschäfte, schrieb aus Langerweile Fragmente aus der praktischen Arzeneykunst. Ich hatte just Einige gesehen, welche nach Gebrauch des Sublimats waren schwindsüchtig geworden, und glaubte, daß diese Arzeney bey schwachem Körperbau dieses wirken könnte, und warnte vor selbiger. Wenn ich nun auch Unrecht hatte, so war ich doch in dem Wahne, der Menschheit einen Dienst zu leisten. Zu jener Zeit hatte der alte geheime Rath Hofmann den Sublimat zu Maynz fast allgemein in Gang gebracht. Professor Molitor und die meisten jungen Aerzte waren blinde Anbeter und Nachbeter Hofmanns und seiner besondern Humoralpathologie, und wer es nicht war, hatte Druck und Verfolgung zu besorgen. Molitor tadelte daher sogleich meine Fragmente in der Maynzer gelehrten Zeitung, weswegen ich ihn hernach zu Hecker in einem Nachtrage in Gesellschaft nahm. Er schrieb hernach noch ein eigenes Werkchen über mich: Weikard der Empiriker. Ich habe es nie gesehen, nie gelesen, noch weniger beantwortet.

Ich glaube auch nicht, daß er, wie Hecker, Bosheiten gegen mich bisher fortgesetzt habe. Molitor ist durch seine Streitschriften mit Herrn Strack bekannt. Strack nannte ihn nur das Hühneraug ihrer Fakultät. Zu jener Zeit hatte Molitor noch einige ehrenrührige Verleumdungen in Journale setzen lassen, z. B. ich hätte in Petersburg inkognito gelebt, wäre in keine großen Häuser gekommen, hätte Zeit gehabt zu gehen, sonst wäre ich fortgejagt worden, u. s. w. Ich antwortete hierauf in der Frankfurter medizinischen Zeitung, daß ich einen Menschen, der dieses von mir behauptete, für wahnsinnig oder infam erklärte. Der Magistrat von Frankfurt verboth hierauf den Verfassern der medizinischen Wochenschrift, in dieser Sache nichts mehr von mir aufzunehmen. Natürlicher Weise interessirt die Menschen nur jener, den sie fürchten müssen, oder der ihnen nützen kann.

Zu Heckern war ich auf eine ganz andere Weise gekommen. Ich hatte zu jener Zeit das größte Attachement an Herrn Koadjutor von Dahlberg, dermal Bischof zu Konstanz. Ich ließ meine Fragmente sauber binden und sie ihm durch eine Niece überreichen. Er gab sie Heckern, daß er sie rezensiren sollte. Es war just, als wenn ich jemanden mein Portrait geschickt hätte, der es auf die Straße hienge und von Buben mit Koth bewerfen ließe. Hecker hatte blos den Endzweck, mich in den Augen des Herrn Koadjutors kleiner zu machen

als Er war, da er etwa glaubte, ich möchte ihm in Zukunft im Wege stehen, woran ich nie gedacht habe. Ich las Heckers hämische und tückische Rezension in der Erfurter Zeitung, schwieg stille, dachte gar nicht daran, je Etwas dagegen zu schreiben, woferne ich nur erfahren könnte, daß Herr Koadjutor ihr nicht seinen Beyfall gäbe. Es geschah aber, daß von der Rezension gesprochen wurde, daß würdige Gelehrte sie für äußerst ungezogen erklärten. Aber nun nahm Herr Koadjutor gar noch Heckers Parthie, rühmte dessen litterarische Kenntnisse.

Dieses unerwartete Betragen des Herrn Koadjutors brachte mich äußerst in Hitze. Hecker mußte es entgelten. Ich schrieb nun den Nachtrag zu den Fragmenten, mit derbsten Ausfällen gegen Hecker, der unter dem Schutze des Herrn Koadjutors stand. Ich ließ hierbey den Professor Molitor mit unterlaufen. Es ist dieser unselige Nachtrag, welcher dem kurzsichtigen Sprengel so wichtig war, daß er ihn zur Basis nahm, und von dorther mich mit einer Urbanität aufiel, die man nicht vom rohesten Dorfbarbierer hätte erwarten sollen. Es ist aber schon einmal so der Gang der Dinge, daß die wichtigsten Ereignisse aus einem Minimum ihren Ursprung nehmen, besonders wenn Köpfe weiter für nichts als ein Minimum organisirt sind. Aus diesem nämlichen Nachtrage ist Heckers ewige Feindschaft gegen mich, und aus diesem unbedeutenden

Zwiste so manche Nachbeterey dürftiger Köpfe entstanden.

Hecker schrieb sogleich ein Broschürchen gegen mich, schickte es unter meiner Adresse nach Maynz. Ich hielt mich in Aachen auf. Meine Tochter schickte mir das Libell nicht; ich sah also nichts davon, als noch das letzte Blatt, wovon ich eine abgerissene Hälfte bey meiner Zurückkunft noch an dem Orte seiner Bestimmung fand.

Ich habe seit diesen zehen Jahren nirgendwo den Namen Hecker erwähnt, sein Bestreben gegen mich war unaufhörlich. Er erklärte mein praktisches Handbuch für eine schlechte Arbeit, zum untrüglichen Beweise, daß es mit seiner medizinischen Praxis und seinem Kopfe eben so übel muß beschaffen seyn, als mit seinem malignen Herzen. Er glaubte sich am Ende desto siegreicher, da der wohlgezogene Professor Sprengel sich so kräftiger und ganz entscheidender Ausdrücke gegen mich bediente.

Von mir kann ich unterdessen doch so viel mit Wahrheit sagen, daß ich ohne alle Zudringlichkeit, Effronterie und Charlataneric, ohne Reichthum, ohne körperliche Empfehlung, ohne vorzüglichen Jugendunterricht oder vortheilhafte Erziehung, trotz aller Verleumdungen und Verfolgungen kleingeisterischer Köpfe, es dennoch in der Welt so weit gebracht habe, als es nie meine dermaligen literarischen Feinde bringen werden.

Mich dünkt, daß man hieraus den Schluß machen könne, daß ich bloß durch Ehrbarkeit, Brauchbarkeit und Nutzleistung empor gekommen bin.

Ich bin nun im sechzigsten Jahre, gedenke mich nie wieder durch neue Arbeiten unter das literarische Völkchen zu mischen. Meine Laufbahn wird vermuthlich am Ende seyn, und keine bübische Neckereyen sollen mich künftig in meiner Ruhe stören. Ich bin es sehr wohl zufrieden, wenn mich die Literatoren auch nicht für gelehrt passiren lassen. Es ist ganz etwas anders, ein sogenannter Gelehrter, oder ein vernünftiger und ehrlicher Mann zu seyn. Leider! ist es so weit gekommen, daß man Niemand so sehr, als sogenannte Gelehrte zu fürchten und zu verabscheuen hat. Aus meiner Geschichte wird man dergleichen Beweise gelesen haben, und beynahe ganz Europa ist hierüber einstimmig geworden. Man soll, heißt es durchaus, nur ehrliche und brauchbare, nicht just sogenannte Gelehrte wählen. Manche Vornehme haben sogenannte Gelehrte im Schutze, blos weil sie selbige für schlechte und gefährliche Menschen halten, und im Herzen durchaus verachten. Ich will lieber, heißt es irgendwo, einem natürlichen ehrlichen Bauer einen Hut voll Goldes anvertrauen, als dem Manne, welcher Bücher geschrieben hat, und ein Gelehrter heißt.

Es ist mir leid, wenn sich Gelehrte durch das, was ich bisher geschrieben habe, für beleidigt halten.

Es that mir aber auch leid, daß ich noch an jedem Orte von Gelehrten die meisten Tücke und Verfolgungen zu empfinden hatte, und daß seit vielen Jahren so manche elende und verworfene Kerls mich nach Willkühr behandelten, ohne daß je ein Gelehrter es gerügt, oder irgend ein Redakteur literarischen Unfugs, oder hochlöblicher Herr Censor solche Ungezogenheiten und Verleumdungen abgewiesen hätte. Ich mußte sie also alle für Gelehrte halten, vor welchen mich und alle gute Menschen künftig der Himmel bewahren wolle! Amen!

Ich hätte freylich der Dinge noch sehr viele schreiben können: „Aber ich möchte nicht gerne auch nur einem Menschen Langeweile machen, und das Papier ist — troß der Menge Lumpen, die es allenthalben giebt — theuer." [21]

21 S. Ulrich Höllriegel. S. 65.

Nachtrag vom 6ten Hornung.

Ich habe in gegenwärtiger Schrift meine Leser mit Erzählung meines Prozesses in Mannheim ennuyirt. Man verzeihe mir nur hier noch vorzubringen, daß bis auf diese Stunde noch nichts zum Ende gekommen ist. Ich schrieb am Neujahrstage an den allgemein geschätzten Herrn Hofgerichtspräsidenten, Freyherrn von Hövel. Er ließ meinen Advokaten kommen, versprach prompte Hülfe, die ich etwa noch zu erwarten habe.

Ich will meinen Lesern nicht noch mit andern Nachrichten beschwerlich fallen, und habe deswegen nicht erzählt, auf welche Art ich durch mein Haus in Maynz einen Schaden von fünf oder sechstausend Gulden erhalte.

Meinen politischen Lesern oder Censoren empfehle ich voraus ein Werkchen zu lesen, welches sie in vielen Dingen aufhellen wird: Mounier über den vorgeblichen Einfluß der Philosophen, Freymaurer und Illuminaten auf die französische Revolution, Tübingen 1801; oder sie belieben sich an das Titelblatt zu halten, und meine Denkwürdigkeiten erst nach meinem Tode zu lesen.

Gelehrte und Aerzte, welche sehr in Bosheit gerathen werden, mögen nur erwägen, daß Sie mich voraus eben auch in Aerger gebracht, und mir sehr unangenehme Empfindung verursacht hatten. Was du nicht willst, daß dir geschehe, sollst du keinem Andern thun.

Der Verfasser.

